

Dieses E-Book ist nicht für den Verkauf bestimmt.

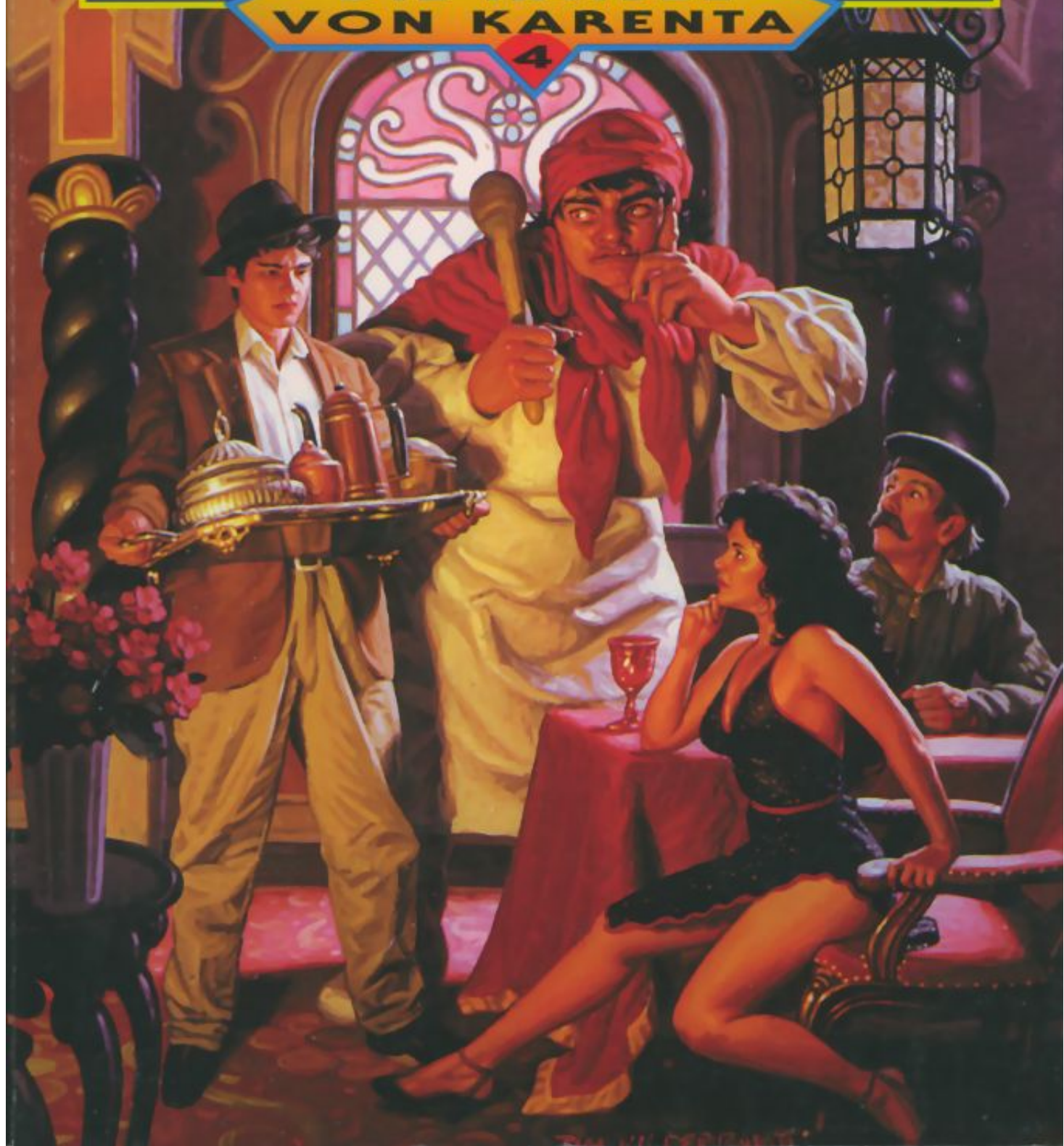
GOLDMANN

GLEN COOK

GEISTER STUNDE

**DIE RÄTSEL
VON KARENTA**

4



GEISTER STUNDE

Irgend jemand scheint General Stantnor langsam zu vergiften – und Garrett soll der Sache auf den Grund gehen. Doch es kommt noch dicker:

Während die engsten Vertrauten des Generals auf mysteriöse Weise zu Tode kommen, erscheint Garrett eine ebenso schöne wie geheimnisvolle Frau in Weiß, die außer ihm selbst niemand wahrzunehmen scheint. Und auch sein alter Kumpel, der Halbelf Morpheus Ahrm, kann ihm nicht weiterhelfen. Bis Garrett dämmert, daß hier dämonische Kräfte im Spiel sind. Diesen Gegenspieler kann er nur entlarven, indem er zum Geisterjäger wird ...

DIE RÄTSEL VON KARENTA – Glen Cooks Meisterserie der etwas anderen Fantasy

DEUTSCHE ERSTVERÖFFENTLICHUNG

ISBN 3-442-24712-8

DM 14,90 / ÖS 109,-



9 783442 247127

TG 22

Autor

Glen Cook, geboren 1944 in New York City, studierte an der Universität von Columbia, Missouri, bevor er freier Schriftsteller wurde. »Ansonsten bin ich völlig normal, mal abgesehen davon, daß ich meine Nachbarn gern mit der E-Gitarre terrorisiere.« Seine hochoriginelle und umwerfend komische Serie um die *Rätsel von Karenta* setzt neue Maßstäbe in der modernen Fantasy und wird komplett im Goldmann Verlag erscheinen.

Die Rätsel von Karenta

Band 1: Zentaurengelichter (24.681)

Band 2: Fauler Zauber (24.679)

Band 3: Tempelhyänen (24.680)

Band 4: Geisterstunde (24.712)

Band 5: Schattentänzer (24.711)

Weitere Bände in Vorbereitung

FANTASY

GLEN COOK

GEISTER STUNDE

**DIE RÄTSEL
VON KARENTA**

4

Aus dem Amerikanischen
von Wolfgang Thon

GOLDMANN VERLAG

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1989
unter dem Titel »Old Tin Sorrows«
bei Signet Books, New York

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.
Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Der Goldmann Verlag
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Deutsche Erstveröffentlichung 11/96

Scan by Brrazo 02/2005

k-Lesen by zxmaus

Copyright © der amerikanischen Originalausgabe 1989
by Glen Cook. All rights reserved.

Published in agreement with Baror International, Inc.
Bedford Hills, New York, U.S.A.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1996
by Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagillustration: Tim Hildebrandt

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck: Eisnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 24.712

SN / Redaktion: Jörn Ingwersen

Herstellung: Heidrun Nawrot

Made in Germany ISBN 3-442-24.712-8

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

1. Kapitel

Immer, wenn man glaubt, man hat sein Leben im Griff und alles läuft rund, kommt das launische Schicksal und tritt einen in den Dreck. Es nimmt sich nicht mal die Zeit für eine kurze Entschuldigung, nicht dran zu denken. So was passiert einem ständig, wenn man Garrett heißt. Man könnte ein Buch darüber schreiben.

Ich bin Garrett. Anfang dreißig, etwas über eins achtzig, braune Haare und hundert Kilo Kampfgewicht. Das übrigens mehr zu werden droht, weil meine Lieblingsnahrung Bier ist. Meine Laune wird unterschiedlich beschrieben und schwankt zwischen griesgrämig, stinkig, sarkastisch und zynisch. Alles mit Zischlaut paßt. Ich wäre hinterfotzig und schleimig, behaupten meine Feinde. Dabei bin ich eigentlich ein richtig Süßer. Wirklich. Ein großer, kuschliger Teddybär mit einem entzückenden Lächeln und seelenvollem Blick.

Ihr dürft nicht alles glauben, was ihr hört. Ich bin einfach nur ein Realist, der mal wieder an einem chronischen Geschwür leidet, das sich romantischer Pragmatismus nennt. Früher war ich viel romantischer. Dann riß ich meine fünf Jahre bei den Marines ab. Die hätten das empfindsame Flämmchen beinah für immer ausgepustet.

Behaltet das im Sinn, diese Zeit im Corps. Ohne sie wäre der ganze folgende Mist nicht passiert.

Fragt ihr Morpheus, würde der sagen, ich bin stinkfaul. Das ist eine ganz gemeine Verleumdung aus dem Mund einer Type, die einfach schon vom Charakter her keine fünf

Minuten still auf ihrem Hintern sitzen kann. Ich bin nicht faul. Ich arbeite nur nicht gern, wenn ich kein Geld brauche. Brauche ich welches, betätige ich mich als Ermittler. Was bedeutet, daß ich mich die meiste Zeit mit Leuten abgeben muß, die Sie nicht zum Abendessen einladen würden. Kidnapper und Erpresser. Ganoven, Diebe und Mörder.

Na ja, eben mit all den Persönlichkeiten, zu denen Kinder sich auswachsen.

Es ist kein tolles Leben. Bestimmt komme ich damit nicht in die Geschichtsbücher. Aber ich bin mein eigener Boß, bestimme meine Arbeitszeit selbst und kann mir meine Jobs aussuchen. So umgehe ich eine Menge Haken. Und mußte bisher nicht allzu viele Kompromisse mit meinem Gewissen schließen.

Wenn ich kein Geld brauche und nicht arbeiten will, heißt das, daß ich erst einmal durch das Guckloch blicke, wenn jemand an die Tür meines Hauses in der Macunado-Street klopft. Sieht der Besucher wie ein potentieller Klient aus, mache ich einfach nicht auf.

Es war ein falscher Frühlingstag früh im Jahr. Eigentlich sollte draußen Winter herrschen, aber irgend jemand hatte gezwinkert. Der Schnee war geschmolzen. Nach sechs Tagen frühlingshafter Temperaturen hatten die Bäume sich dazu verlocken lassen zu knospen. Das sollte ihnen noch leid tun.

Ich hatte seit dem Tauwetter keinen Fuß vor die Tür gesetzt und hockte hinter meinem Schreibtisch, wo ich meine

Provision für ein paar kleinere Jobs ausrechnete, die ich weitergegeben hatte. Gerade überlegte ich, ob ich einen Spaziergang machen sollte, bevor mir die Decke auf den Kopf fiel, als jemand an die Haustür klopfte.

Heute war Deans freier Tag. Also mußte ich meinen Hintern selbst bewegen. Ich ging zur Tür und spähte durch das Guckloch. Ich erschrak. Und ich wurde verarscht!

Wenn es richtig dicke kommt, trägt der Ärger meistens einen Rock und sieht aus wie jemand aus deinen heißesten Träumen. Sollte das zu subtil sein, ich meine es so: Ich habe eine Schwäche für reife Früchtchen. Aber ich lerne noch. Gib mir tausend Jahre, dann ...

Das hier allerdings war kein Früchtchen. Sondern ein Kerl, den ich vor langer Zeit einmal gekannt habe. Ich hatte nicht damit gerechnet, ihn jemals wiederzusehen. Als wir damals auseinandergingen, hatte ich sogar gehofft, ihn niemals mehr vor die Gucker zu bekommen. Allerdings schien es ihm da draußen eher ein bißchen ungemütlich zu sein. Er wirkte nicht, als stecke er in ernsthaften Schwierigkeiten. Deshalb öffnete ich die Tür.

Das war mein erster Fehler.

»Sergeant! Was machen Sie denn hier? Wie geht es Ihnen?« Ich reichte ihm die Hand. Das hätte ich mich nicht getraut, als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte.

Er war zwanzig Jahre älter als ich, ungefähr gleich groß und zwanzig Pfund leichter. Seine Haut hatte die Farbe von gegerbtem Rehfell, seine großen Ohren standen ab, das Gesicht war das reinste Faltengebirge. Er hatte kleine, dunkle Augen, schwarzes Haar mit vielen grauen Strähnen, die

früher noch nicht dagewesen waren. Ich konnte nicht sagen, woran es lag, aber er war einer der häßlichsten Männer, die ich jemals gesehen habe. Er sah ziemlich fit aus, aber er war einer dieser Menschen, die immer so aussehen, selbst wenn sie ewig leben. Er stand stocksteif da, als hätte er einen Besen verschluckt.

»Mir geht es gut«, erklärte er und schüttelte feierlich meine Hand. Mit seinen kleinen, runden, glänzenden Augen musterte er mich, als könnte er durch mich hindurchsehen. Diesen Dreh hatte er schon immer draufgehabt. »Sie haben ein paar Pfund zugelegt.«

»Was ich da hinzugewonnen habe, ist mir hier oben verlorengegangen.« Ich tippte auf mein Haar. Bis jetzt bemerkte nur ich, daß es lichter wurde. »Kommen Sie rein. Was treibt Sie nach TunFaire?«

»Ich habe mich zur Ruhe gesetzt. Hab das Corps verlassen. Man hört so einiges von Ihnen. Ziemlich aufregende Geschichten. Ich war gerade in der Nähe und dachte, ich komme mal vorbei. Wenn Sie nicht zu beschäftigt sind.«

»Bin ich nicht. Wollen Sie ein Bier? Kommen Sie mit in die Küche.« Ich ging voran in Deans Reich. Der alte Knabe war nicht da, konnte es also nicht verteidigen. »Wann haben Sie Ihren Abschied genommen?«

»Ich bin schon seit drei Jahren draußen, Garrett.«

»Ehrlich? Ich hatte gedacht, Sie würden mit hundertfünfzig in vollem Harnisch den Löffel abgeben.«

Er hieß Blake Peters. Die Jungs in der Kompanie nannten ihn den Schwarzen Peter. Er war unser kommandierender Sergeant, der Spieß, und von allem, was wir kannten, kam

er Gott oder dem Teufel am nächsten. Er war die Art Berufssoldat, die aus einem Kleiderständer einen richtigen Kerl machte. Ich konnte ihn mir nicht als Zivilisten vorstellen. Seit drei Jahren ausgemustert? Er wirkte wie ein verkleideter Marine-Sergeant.

»Wir verändern uns alle. Ich habe angefangen, zuviel nachzudenken, statt einfach nur zu tun, was man mir befohlen hat. Kein schlechtes Bier, übrigens.«

Es war hervorragender Stoff. Weider, der Besitzer der Brauerei, hatte mir ein Faß aus seinem besonderen Vorrat geschickt. Damit zeigte er sich für einige Gefallen erkenntlich, die ich ihm in der Vergangenheit erwiesen hatte. Gleichzeitig erinnerte er mich daran, daß ich noch auf seiner Gehaltsliste stand. Ich hatte mich schon eine ganze Weile nicht mehr bei ihm blicken lassen, und er fürchtete offenbar, seine Angestellten könnten wieder auf die Idee kommen, nebenberuflich Bier zu verkaufen.

»Also, was machen Sie so?« Mir war unbehaglich, fast so, als würde ich aufgeklärt. Ich hatte zwar nie selbst die Erfahrung machen können – mein Vater ist im Cantard gefallen, als ich vier Jahre alt war –, aber die Jungs haben es mir beschrieben. Sie haben sich auch unbehaglich gefühlt, als sie das erste Mal mit ihren Vätern von Mann zu Mann sprachen. Der Schwarze Peter war nie mein Freund gewesen, er war der Spieß. Er mochte es jetzt nicht mehr sein, doch ich kannte ihn nur so.

»Ich arbeite für General Stantnor. Ich war in seinem Stab. Als er ausgeschieden ist, hat er mich gefragt, ob ich mitkommen wollte. Das habe ich gemacht.«

Ich grunzte zustimmend. Stantnor war zu meiner Zeit noch Oberst gewesen. Er war der Befehlshaber der Marines, die von Full Harbour aus operierten, etwa zweitausend Mann. Ich habe ihn nie persönlich zu Gesicht bekommen, aber ich hätte während meiner Wehrdienstzeit einiges über ihn erzählen können. Wenig Schmeichelhaftes. Etwa zu der Zeit, als ich meine fünf Jahre abgeleistet hatte, wurde er Kommandant des ganzen Corps und war nach Leifmold versetzt worden. Dort liegen die Hauptquartiere der Navy und der Marines von Karenta.

»Der Job ist fast derselbe wie früher, nur die Bezahlung ist besser geworden«, erzählte Peters. »Sie sehen so aus, als kämen Sie zurecht. Haben sogar ein eigenes Haus, wie man sagt.«

Das war der Moment, von dem an ich mißtrauisch wurde. Es war nur eine winzig kleine Stimme in meinem Kopf, ein Wispern. Anscheinend hatte er seine Hausaufgaben gemacht, bevor er auftauchte. Das hier war kein einfacher Höflichkeitsbesuch um der alten Zeiten willen.

»Ich nage nicht am Hungertuch«, gab ich zu. »Aber ich mache mir Sorgen um die Zukunft. Wie lange die Reflexe noch schnell bleiben und der Verstand funktioniert. Die Beine sind auch nicht mehr das, was sie mal waren.«

»Sie brauchen mehr Bewegung. Sie halten sich nicht in Form, das sieht man.«

Ich schnaubte verächtlich. Morpheus Ahrm reichte mir. »Halten Sie mir bloß keinen Vortrag über Kaninchenfraß und totes Fleisch. Damit quält mich schon mein elfischer Pate.«

Peters wirkte verwirrt, ein seltener Anblick auf dieser Visage.

»Entschuldigen Sie, eine Art Privatwitz. Sie lassen es also im Moment eher gemächlich angehen, wie?« Ich hatte Stantnors Namen nicht mehr gehört, seit er seinen Abschied genommen hatte. Er war zwar nach TunFaire gekommen und lebte jetzt auf seinem Familienbesitz im Süden der Stadt, aber das war's auch schon. Im Gegensatz zu anderen hochrangigen Überlebenden des endlosen Kriegs im Cantard war er nicht in die Politik oder ins Geschäftsleben gegangen, sondern hatte sich verkrochen.

»Man hat uns nicht die Wahl gelassen.« Peters klang gereizt und wirkte einen Augenblick besorgt. »Er wollte ein Geschäft aufbauen, wurde aber krank. Vielleicht hat er es sich auf den Inseln geholt. Hat jedes Feuer in seinen Knochen gelöscht. Die meiste Zeit ist er ans Bett gebunden.«

Schade. Einer der wenigen Punkte auf der Habenseite in Stantnors Bilanz war, daß er nie vom Schreibtisch aus seine Truppen wie Bauern über ein Schachbrett geschoben hatte. Als die große Scheiße losging, war er mit uns draußen im Feld.

Es war eine Schande, und das sagte ich auch.

»Vielleicht ist es mehr als das, Garrett. Sein Zustand hat sich massiv verschlechtert. Er krepitiert. Und ich habe den Verdacht, daß dabei jemand nachhilft.«

Aus meinem Verdacht wurde Gewißheit. »Sie sind nicht zufällig hier reingeschneit.«

Er redete nicht drumherum. »Nein. Ich komme einkassieren.«

Mehr brauchte er nicht zu erklären.

Damals auf den Inseln wurden wir einmal richtig böse überrumpelt. Eine überraschende Invasion der Venageti hatte fast unsere ganze Einheit ausgelöscht. Wir Überlebenden flohen in die Sümpfe und ernährten uns von allem, was uns nicht zuerst auffraß, während wir die Venageti pie-sackten. Dank Sergeant Peters überlebten wir es. Allein schon dafür stand ich in seiner Schuld.

Doch ich schuldete ihm noch mehr. Viel mehr. Er hat mich weggeschleppt, als ich bei einem Scharmützel verletzt wurde. Das hätte er nicht tun müssen. Ich hätte nur hilflos daliegen und darauf warten können, daß die Venageti kamen und mich kaltmachten.

»Der Alte bedeutet mir viel, Garrett«, sagte Peters. »Er ist die einzige Familie, die ich habe. Jemand bringt ihn ganz langsam um, aber ich komme einfach nicht dahinter, wer es ist oder wie er es zuwege bringt. Und ich kann nichts dagegen tun. Noch nie habe ich mich so hilflos und ohnmächtig gefühlt. Also bin ich zu dem Mann gekommen, der den Ruf hat, das Unmögliche fertigzubringen.«

Garrett wollte keinen Klienten. Aber Garrett zahlt seine Schulden.

Ich goß mir einen hinter die Binde und fluchte leise. »Schießen Sie los.«

Peters schüttelte den Kopf. »Ich will Sie nicht mit Vermutungen belasten, die mich keinen Schritt weitergebracht haben.«

»Aber Sergeant ...!«

»Garrett!« Seine Stimme peitschte immer noch wie früher, ohne daß er sie anhub. Man hörte ihm auch so zu.

»Ich bin ganz Ohr.«

»Er hat noch andere Probleme. Ich konnte ihn dazu überreden, einen Spezialisten zu engagieren, der damit fertig wird. Ich habe ihm Ihren Ruf und meine Erinnerung an Sie aus Corpszeiten untergejubelt. Er empfängt Sie morgen früh. Wenn Sie nicht vergessen, sich die Pferdescheiße von den Schuhen abzustreifen, bevor Sie das Haus betreten, wird er Sie einstellen. Erledigen Sie die Jobs, die er Ihnen aufträgt. Und währenddessen tun Sie den Job, um den es eigentlich geht. Kapiert?«

Ich nickte. Es war verrückt, aber meine Klienten sind nun mal so. Sie schleichen immer wie die Katze um den heißen Brei um die Wahrheit herum.

»Für die anderen sind Sie nur ein Handlanger, dessen Job keiner kennt und dessen Vergangenheit im dunkeln liegt. Sie sollten einen anderen Namen benutzen. Sie genießen einen gewissen Bekanntheitsgrad. Der Name Garrett könnte bei manchen Leuten eine Glocke bimmeln lassen.«

Ich seufzte. »Klingt, als würde ich länger an dem Job zu knacken haben.«

»Ich will, daß Sie so lange bleiben, wie es nötig ist. Nennen Sie mir Ihren Decknamen, bevor ich gehe. Sonst kommen Sie nicht mal zur Hintertür rein.«

»Mike Sexton.« Es war eine göttliche Eingebung. Und nicht ganz ungefährlich.

Mike Sexton war der Chefscout unserer Kompanie gewesen. Er war nicht zurückgekommen. Peters hatte ihn vor ei-

nem Nachtangriff losgeschickt, und wir hatten ihn nie wiedergesehen. Er war die rechte Hand vom Schwarzen Peter gewesen ... und sein einziger Freund.

Peters kniff drohend die Augen zusammen. Er wollte etwas sagen, aber er äußerte nie etwas unüberlegt.

Er grunzte. »Das dürfte klappen. Den Namen habe ich schon früher erwähnt. Ich werde ihnen erklären, wie wir uns kennengelernt haben. Meines Wissens habe ich niemandem erzählt, daß er tot ist.«

Natürlich nicht. Peters pflegte nicht mit seinen Fehlern zu prahlen, nicht mal vor sich selbst. Ich wette, er wartete immer noch darauf, daß Sexton zum Rapport erschien.

»Hab ich mir gedacht.«

Er leerte seinen Humpen. »Sie nehmen an?«

»Das wußten Sie doch schon, bevor Sie anklopfen. Habe ich eine Wahl?«

Er lächelte, was auf seiner häßlichen Fratze fehl am Platz wirkte. »Ich war nicht hundertprozentig sicher. Sie waren ein ziemlich halsstarriger Bursche.« Er zog einen mitgenommenen Leinenbeutel heraus, es war derselbe wie damals, nur praller. Und zählte fünfzig Taler ab. In Silber. Was einiges erklärte. Der Preis von Silber ist stetig gestiegen, seit Glanz Großmond alle und jeden aufs Kreuz gelegt und den Cantard zur selbständigen Republik ausgerufen hat. Weder Karentiner noch Venageti noch sonstwer waren erwünscht.

Ohne Silber keine Zauberei. Sowohl Karenta als auch Venageti tanzen nach der Pfeife ganzer Horden von Zaubernern. Die größten und ergiebigsten Silberminen unserer

Welt liegen im Cantard. Das ist auch der Grund, warum die Herrschenden der beiden Königreiche sich schon bekriegten, als meine Großmutter noch Zöpfe trug und am Daumen lutschte. Bis der ehemalige Söldner Glanz Großmond seine Schau abzog.

Bis jetzt hält er durch. Aber es würde mich überraschen, wenn er es schafft. Er hat allen ans Bein gepinkelt und sich dann mitten in die Pfütze gesetzt.

Es wird nicht lange dauern, bis wieder der normale Krieg im Kessel herrscht.

Ich wollte Peters sagen, daß er mich nicht bezahlen mußte. Schließlich stand ich in seiner Schuld. Dann wurde mir klar, daß er es machen *mußte*. Er forderte zwar eine Schuld ein, aber nicht für lau. Ich sollte nicht unentgeltlich arbeiten, sondern nur den Job übernehmen. Vielleicht zahlte er ja eine Schuld an den General ab, wenn er die Rechnung übernahm.

»Acht Taler am Tag plus Spesen«, erklärte ich. »Das ist Freundschaftspreis. Ich zahle den Rest zurück, wenn es billiger wird, oder stelle eine Rechnung aus, wenn ich mehr brauche.«

Ich brachte die fünfzig Taler im Zimmer des Toten Mannes in Sicherheit. Der Tote Mann tat das, was er am besten konnte: Schlafen. Über vierhundert Pfund Totes Fleisch im Tiefschlaf. Er war schon so lange weggetreten, daß ich seine Gesellschaft allmählich vermißte.

Dieser Gedanke brachte mich darauf, daß es allerhöchste Zeit wurde, wieder einen Job anzunehmen. Die Gesell-

schaft des Toten Mannes war ungefähr so angenehm wie die Gegenwart eines Großinquisitors.

Peters wollte aufbrechen, als ich zurückkam. »Wir sehen uns also morgen?« Ich nahm eine Spur Verzweiflung in seiner Stimme wahr.

»Ich komme. Garantiert.«

2. Kapitel

Es war elf Uhr morgens. Der Himmel war mit Bleiplatten vernagelt. Ich ging zu Fuß, obwohl das Anwesen des Generals vier Meilen vor dem Südtor lag. Aber Pferde und ich – das ist eine Geschichte für sich.

Ich bedauerte schnell, daß ich es nicht trotzdem riskiert hatte. Meine Knochen signalisierten mir nach kurzer Zeit unmißverständlich, daß ich zu lange auf der faulen Haut gelegen hatte. Dann klatschten dicke Regentropfen aufs Pflaster. Ich würde verdammt naß werden, wenn der alte Mann und ich uns nicht einigen konnten.

Ich schulterte meine Reisetasche und versuchte, mich zu beeilen. Das nützte soviel wie immer: nämlich gar nichts.

Ich hatte gebadet, mich rasiert und sogar gekämmt. Außerdem trug ich meine vornehmsten Klamotten, in die ich mich nur für Verabredungen mit ›reichen‹ Leuten zwängte. Ich spekulierte darauf, daß sie mir den Versuch zugute hielten und mich nicht wegjagten, bevor sie überhaupt nach meinem Namen fragten. Hoffentlich war der Schwarze Peter auf dem Posten gewesen und hatte die Pförtner entsprechend instruiert.

Die Villa Stantnors war mehr als eine Hütte, die den Regen abhielt. Hier waren für mindestens eine Million Taler Ziegel, Stein und Holz aufgetürmt worden, und auf dem ausgedehnten Grundstück hätte man ohne weiteres sämtliche Toten des Krieges verscharren können.

Wenigstens brauchte ich keine Karte, um das Haus zu finden. Der General war glücklicherweise so nett gewesen,

eine gepflasterte Straße anzulegen, der ich nur zu folgen brauchte.

Die Bude hatte zwei Flügel mit jeweils vier Stockwerken. Das Haupthaus hatte fünf und war im Fachwerkstil erbaut. Es war so großzügig angelegt, daß ich es nicht schaffte, einen Stein vom Rand des Ost- zum Rand des Westflügels zu werfen. Ich versuchte es. Es war ein guter Wurf, aber viel zu kurz.

Ein fetter Regentropfen klatschte mir in den Nacken. Ich sprintete die Dutzend Marmorstufen zum Hauptportal hinauf und wartete eine Minute, bis ich meine Gesichtszüge wieder unter Kontrolle hatte. Ich wollte nicht zu beeindruckt wirken, wenn die Tür aufging. Bekommt man es mit Reichen zu tun, muß man erst einmal den einschüchternden Kohle-Faktor überwinden.

Das Portal, das einem Schloß zur Zierde gereicht hätte – als Zugbrücke – schwang ohne das leiseste Geräusch nach innen. Etwa dreißig Zentimeter weit. Ein Mann steckte seinen Rüssel heraus. Ich sah nur sein Gesicht. Fast hätte ich ihn gefragt, wieviel Zentner Schmierfett sie jedes Jahr verbrauchten, um diese monströsen Türangeln zum Schweigen zu bringen.

»Ja?«

»Mike Sexton. Ich werde erwartet.«

»Ja.« Das Gesicht zerknautschte. Woher bekam der Kerl um diese Jahreszeit bloß die Zitronen?

Er mochte über meine Anwesenheit nicht erfreut sein, öffnete aber trotzdem das Tor und führte mich in eine Empfangshalle, in der man ohne weiteres zwei Mammuts

hätte unterstellen können, wenn man nicht wollte, daß der Regen ihr wolliges Fell naß machte. »Ich melde Sie dem General, Sir.« Er marschierte, als hätte man ihm in der Grundausbildung einen Stock durch den Hintern ins Kreuz geschoben und bewegte sich zu Trommeln, die nur er hörte. Offenbar noch ein Ex-Marine, wie der Schwarze Peter.

Es dauerte eine Weile. Ich vertrieb mir die Zeit damit, mich in der Eingangshalle mit den Vorfahren Stantnors bekannt zu machen. Ungefähr ein Dutzend von ihnen starrten finster aus ihren Rahmen an den Wänden auf mich herab. Anscheinend hatte man die Künstler nach ihren Fähigkeiten ausgewählt, das persönliche Elend ihrer Modelle darstellen zu können. Jeder der alten Knochen hatte offenbar unter Verstopfung gelitten.

Ich schritt das Spalier aus drei Vollbärten, drei Schnurrbärten und sechs Glattrasierten ab. Das Stantnor-Blut war ziemlich dominant. Sie sahen aus wie Brüder, nicht wie verschiedene Generationen einer Linie, die bis in die Gründerzeit Karentas zurückreichte. Nur an ihren Uniformen konnte man die jeweilige Epoche erkennen.

Sie trugen alle Uniform oder Harnisch. Alle Stantnors waren Berufssoldaten und Seeleute gewesen. Marines. Seit Ewigkeiten. Es war ein Geburtsrecht. Vielleicht auch eine Verpflichtung, die man sich nicht aussuchen konnte. Möglicherweise erklärte sich daher das Familienerbe Verdauungsstörung.

Das letzte Porträt in der Reihe zeigte den General höchstpersönlich, in der Uniform eines Kommandanten des Corps. Er hatte einen mächtigen, beeindruckenden weißen Schnauzbart, und seine Augen blickten abwesend in die

Ferne. Als stände er auf dem Achterdeck eines Truppentransporters und sehe auf etwas jenseits des Horizonts. Es war das einzige Porträt, dessen Blick dem Betrachter nicht überallhin folgte. Daß einem die sauertöpfischen alten Knacker immer hinterherstarrten, war ziemlich unangenehm. Die Porträts sollten Emporkömmlinge wie mich wohl einschüchtern.

Dem General gegenüber hing ein Porträt eines jungen Mannes. Es war sein Sohn. Der war Lieutenant bei den Marines gewesen, und er hatte als einziger nicht den familientypischen finsternen Blick. Ich erinnerte mich nicht an seinen Namen. Er war auf den Inseln gefallen, während ich mich noch im aktiven Dienst befand. Und er war der einzige männliche Nachkomme des alten Griesgrams gewesen. Diese dunkel getäfelten Wände würden keine weiteren Porträts schmücken.

Die Diele endete an einem bleigefästen Fenster, das sich über die beiden Stockwerke der Halle erhob. Seine Scheiben bildeten ein Mosaik aus mythischen Szenen, die alle höchst blutrünstig ins Bild gesetzt worden waren: Helden, die Drachen niedermetzten und Giganten abschlachteten, während sie in Erwartung eines neuerlichen Angriffs auf einem Berg von Elfenleichen thronen. Alles Zeugs aus der Antike, als die Menschen noch nicht mit den anderen Rassen klarkamen.

Die Doppeltür in dieser Wand hatte normale Größe, aber auch sie war mit bemaltem Glas geschmückt. Offenbar aus derselben Schule. Der Butler, oder was auch immer der Kerl sein mochte, hatte sie nur angelehnt. Ich faßte das als Einladung auf.

Der Raum dahinter hatte ungefähr die Ausmaße einer Kathedrale. Er war so groß wie ein Exerzierplatz, vier Stockwerke hoch und seine Wände waren geziegelt. Ihre Farbnuancen reichten von Karamel über Rost bis hin zu Sahne. Die Wände waren mit Trophäen dekoriert, die vermutlich von den Stantnors in unzähligen Schlachten erbeutet worden waren. Mit den Waffen und Bannern, die hier vergammelten, hätte man ein ganzes Bataillon ausstatten können.

Der Boden war ein Schachbrettmuster aus weißem Marmor und grünem Schiefer. In der Mitte stand eine Skulptur mit einem Springbrunnen. Ein Held auf einem sich aufbäumenden Hengst stieß einem wilden Drachen eine Lanze ins Herz. Das Vieh ähnelte verdächtig einer der größeren, fliegenden Donnerechsen. Beide, Biest und Held, sahen aus, als wären sie lieber woanders. Das konnte ich ihnen nicht verdenken, denn keiner von ihnen würde diese Sache lebend überstehen. Der Held rutschte im nächsten Moment vom Rücken des Gauls direkt der Bestie in die Klauen. Der Bildhauer hatte viel ausgedrückt, was zweifellos keiner kapierte. »Wenn ihr beiden euch wegen einer Jungfrau in die Haare geraten seid, solltet ihr euch lieber gütlich einigen«, riet ich ihnen. Leider vergeblich.

Ich ging mit klackenden Absätzen auf den Brunnen zu. Die Wände warfen das Echo zurück. Dabei drehte ich mich ein paarmal um mich selbst und nahm den Anblick in mich auf. Von dem Raum führten Flure in die Flügel des Hauses, und Treppen schwangen sich zu Emporen vor jedem Stockwerk empor. Jede Menge blank polierter Säulen aus braunem Stein standen herum, und aus jeder Ecke erklangen

Echos meiner Schritte. Das war kein Heim, eher ein Museum. Was ging bloß in dem Kopf eines Mannes vor, der so etwas hochzimmerte, um darin zu leben?

In der Halle war es fast genauso kalt wie draußen. Ein Schauer lief mir über den Rücken, und ich nahm den Brunnen genauer in Augenschein. Er funktionierte nicht, sonst hätte wenigstens sein Gurgeln mir Gesellschaft geleistet. Schade eigentlich. Der Klang hätte der Atmosphäre bestimmt nicht geschadet. Vielleicht sprudelte er ja nur, wenn sie eine Gesellschaft gaben.

Ich hatte schon immer eine Schwäche für Reichtum. Wie die meisten Menschen. Aber wenn man als reicher Mann so leben mußte wie hier, gab ich mich gern mit weniger zufrieden.

Mein Job hat mich in viele herrschaftliche Hütten geführt, und alle strahlten in ihrem Innersten eine gewisse Kälte aus. Der angenehmste Palast, den ich kannte, gehörte Kain Kontamin, TunFaires ungekröntem Kaiser der Unterwelt, dem Oberboß der Gilde. Er ist ein grotesker, schlimmer Bösewicht, aber seine Bude täuscht wenigstens Leben und Wärme vor. Und sein Dekorateur weiß, was er will. Einmal erwarteten mich überall im Haus nackte Schönheiten. Das nenne ich Möblierung! Jedenfalls war das erheblich anheimelnder als diese Fuhre Kriegswerkzeug.

Ich ließ meinen Beutel fallen, stellte meinen Fuß auf den Beckenrand des Springbrunnens und stützte den Ellbogen aufs Knie. »Macht nur weiter, Jungs. Laßt euch nicht von mir stören.« Held und Drachen waren viel zu beschäftigt, um mich zu bemerken.

Ich sah mich um. Wo versteckten sich die Bewohner? Ein Palast wie der hier beschäftigte sicher ein ganzes Bataillon von Bediensteten. In manchen Museen war selbst um Mitternacht mehr los. Na ja ...

Doch es war noch nicht alles verloren. Im Gegenteil, die Lage verbesserte sich schlagartig.

Ich erspähte ein Gesicht. Jemand betrachtete mich heimlich hinter einem Pfeiler auf der Empore links von mir. Das mußte der Westflügel sein. Das Gesicht gehörte einer Frau und war einfach hinreißend. Leider war es auch so weit weg, daß ich es nicht mehr genau erkennen konnte. Aber es brachte mein Blut wieder in Wallung. Die dazugehörige Frau benahm sich scheu wie eine Waldnymphe. Als sie meinem Blick begegnete, ging sie sofort in Deckung.

Ich bin nur ein schwacher Mann und hoffte, daß ich mehr von ihr zu sehen bekam. Sie hatte ein bezauberndes Gesicht.

Nymphchen floh in den nächsten Korridor. Ich sah ihre Figur nur kurz, was ich sehr bedauerte. Sie war einen zweiten Blick wert. Und vielleicht auch einen dritten und vierten. Es war eine schlanke, langhaarige Blondine mit einem weißen Kleid aus Gaze und einem roten Gürtel um die Taille. Sie war schätzungsweise um die zwanzig, sehr grazil und so bezaubernd, daß ich das breite, blöde Grinsen auf meinem Gesicht geradezu spüren konnte.

Ich würde sie im Auge behalten.

Es sei denn, sie war ein Geist. Sie war vollkommen lautlos verschwunden. Was soll's? Sie würde mich auf Trab

halten, bis ich einen genaueren Blick auf sie geworfen hatte.

Ob die Bude hier verflucht war? Unheimlich war sie jedenfalls, auf eine kalte Weise ... Dann wurde mir klar, daß es an mir selbst lag. Andere merkten es möglicherweise gar nicht. Ich sah mich um und konnte fast das Klirren von Stahl und das Stöhnen derjenigen hören, die ihr Leben ließen, damit die Stantnors sich ihre Siegestrophäen an die Wand hängen konnten. Es waren meine eigenen Spukgespenster, denen der Raum nur als Spiegel diente.

Ich versuchte, die finstere Stimmung zu vertreiben. Ein solcher Ort macht einen trübsinnig.

Der Bursche, der die Tür geöffnet hatte, marschierte herein, nachdem das Mädchen verschwunden war. Seine Absätze klackten auf dem Marmor. Zwei Meter vor mir blieb er zackig stehen. Hatte nichts verlernt. Ich musterte ihn von Kopf bis Fuß. Er maß knapp eins achtzig, wog etwa hundsiebzig Pfund und war Anfang fünfzig, sah jedoch jünger aus. Er hatte welliges, schwarzes Haar, das er mit Fett geglättet hatte, ohne allerdings seiner Locken ganz Herr werden zu können. Wenn er graue Haare hatte, verbarg er sie perfekt. Sein Haar wirkte noch so voll wie bei einem Zwanzigjährigen. Der Blick seiner kleinen, kalten Knopfaugen hätte Eis zum Schmelzen gebracht. Er würde einen umlegen, ohne auch nur einen Gedanken darauf zu verschwenden, ob er jemanden zum Waisen machte.

»Der General empfängt Sie jetzt, Sir.« Er drehte sich um und marschierte voraus.

Ich folgte ihm und ertappte mich dabei, daß ich im Gleichschritt ging. Ich wechselte den Schritt, doch nach einer Minute war ich wieder drin. Ich gab's auf. Sie hatten es mir gründlich eingetrichtert. Der Körper erinnerte sich und achtete nicht auf den Einspruch des Geistes.

»Haben Sie einen Namen?« erkundigte ich mich.

»Dellwood, Sir.«

»Was waren Sie vor Ihrer Ausmusterung?«

»Ich gehörte zum Stab des Generals, Sir.«

Das bedeutete gar nichts. »Berufssoldat?« Blöde Frage, Garrett. Ich hätte Haus und Hof darauf verwettet, daß ich als einziger hier kein Berufssoldat gewesen war – bis auf das Mädchen ... vielleicht. Der General würde sich nicht mit minderwertigen Menschen wie Zivilisten umgeben.

»Zweiunddreißig Jahre, Sir.« Er stellte selbst keine Fragen. Weder Smalltalk noch Klatschgeschichten? Nein. Es interessierte ihn nicht. Ich war einer von *denen*.

»Vielleicht hätte ich lieber den Lieferanteneingang benutzen sollen.«

Er knurrte.

»Pech.« Der General verdiente meinen Respekt für das, was er erreicht hatte, nicht für das, als was er geboren worden war.

Dellwood war zwanzig Jahre älter als ich, aber ich schnaufte, als wir im vierten Stock ankamen. Einige kluge Sprüche kamen mir in den Sinn, aber ich hatte nicht genug Puste, um sie Dellwood mitzuteilen. Er warf mir einen undurchdringlichen Blick zu, hinter dem sich vermutlich sei-

ne Verachtung für uns verweichlichte Zivilisten verbarg. Ich keuchte noch ein bißchen und sagte dann, um ihn abzulenken: »Eine Frau hat mich beobachtet, während ich gewartet habe. Sie war scheu wie ein Mäuschen.«

»Das wird Miss Jennifer gewesen sein, Sir. Die Tochter des Generals.« Er sah aus, als bereue er, daß er sich soviel Informationen hatte entreißen lassen, und preßte die Lippen zusammen. Er hätte einem nicht gesagt, was man seiner Meinung nach nicht zu wissen brauchte, selbst wenn man ihm die Zehen ankokelte. Wenn alle Angestellten vom selben Schlag waren, wozu brauchte Peters mich dann? Die konnten doch mit allem fertig werden.

Dellwood marschierte zu einer Eichentür, die den halben Korridor des Westflügels überspannte. Er schob sie auf und verkündete: »Mr. Mike Sexton, Sir.«

Die Hitzewelle traf mich wie ein Schlag, als ich an Dellwood vorbei in den Raum trat.

Ich war ohne jedes Vorurteil hergekommen, trotzdem war ich überrascht. General Stantnor liebte es offenbar asketisch. Bis auf die Größe des Raums deutete nichts darauf hin, daß der Mann bis zur Hüfte in Gold waten mußte.

Es gab keine Teppiche, nur ein paar harte Holzstühle, die üblichen Militaria und zwei Schreibtische, die sich gegenüberstanden. Der größere war vermutlich für den General und der kleinere für seinen Schreiberling. Das Zimmer wirkte fast wie ein Mausoleum. Die Hitze strahlte eine riesige Feuerstelle ab, auf der man einen Ochsen hätte rösten können. Ein anderer Bursche mit einem Stock im Kreuz warf Holzscheite von einem riesigen Stapel ins Feuer. Er

sah mich an und blickte dann auf den Alten hinter dem Schreibtisch. Der General nickte, und der Brandstifter verschwand. Vermutlich vertrieben er und Dellwood sich die Zeit mit ein paar kleinen militärischen Drills.

Nachdem ich mich umgesehen hatte, steuerte ich auf den Mittelpunkt des Zimmers zu.

Dann wurde mir klar, warum der Schwarze Peter mißtrauisch war. Von General Stantnor war nicht mehr viel übrig. Seinem Porträt unten in der Eingangshalle sah er überhaupt nicht mehr ähnlich. Er konnte kaum mehr als eine vertrocknete Mumie wiegen, auch wenn ich ihn unter den ganzen Steppdecken kaum sah. Vor zehn Jahren war er noch ungefähr so groß gewesen wie ich und hatte dreißig Pfund mehr auf den Rippen gehabt.

Seine Haut war gelblich und fast durchscheinend. Seine Pupillen waren milchig. Grauer Star. Sein Haar fiel ihm in großen Büscheln aus. Und die wenigen Borsten, die ihm noch geblieben waren, hatten eine sehr ungesunde blaugraue Färbung. Selbst seine Leberflecken waren blaß. Seine Lippen waren zwei giftig graublaue Striche in dem farblosen Gesicht.

Ich wußte nicht, wie gut er durch diese Flecken in seinen Augen sehen konnte, aber sein Blick war eindringlich und schwankte nicht.

»Mike Sexton, Sir. Sergeant Peters hat mich gebeten, mich mit Ihnen zu treffen.«

»Holen Sie sich einen Stuhl und setzen Sie sich. Ich blicke nicht gern auf, wenn ich mit jemandem spreche.« Seine Stimme klang kraftvoll, obwohl ich nicht wußte, woher er

die Energie nahm. Ich hatte eigentlich erwartet, daß er wie ein Grabräuber flüsterte, und setzte mich ihm gegenüber hin. »Wir dürften im Augenblick kaum belauscht werden, Mr. Garrett. Ja, ich weiß, wer Sie sind. Peters hat mir einen vollständigen Bericht über Sie gegeben, bevor ich zugestimmt habe, Sie herzuholen.« Er blickte mich an, als könnte er den Grauen Star mit reiner Willenskraft besiegen. »Wir werden Ihr Inkognito als Mike Sexton aufrechterhalten. Vorausgesetzt, wir können uns jetzt einigen.«

Ich saß so dicht bei ihm, daß ich ihn riechen konnte. Es war kein guter Geruch. Es wunderte mich, daß nicht der ganze Raum stank. Sie mußten ihn von irgendwo anders hereingerollt haben.

»Peters hat nicht gesagt, was Sie wollen, Sir. Er hat nur einen Gefallen eingefordert, damit ich hier herauskam.« Ich warf einen Blick auf den Kamin. Er müßte gleich so heiß sein, daß sie Brot backen konnten.

»Ich brauche große Hitze, damit mein Körper funktioniert, Mr. Garrett. Entschuldigen Sie diese Unbequemlichkeit. Werde versuchen, es kurz zu machen. Ich bin ein bißchen wie eine Donnerechse. Die erzeugen auch keine eigene Körperwärme.«

Ich wartete, daß er weiterredete. Und schwitzte dabei nicht schlecht.

»Peters hat mir sein Wort gegeben, daß Sie ein guter Marine waren.« Peters Wort galt hier zweifellos eine Menge. »Er hat sich für Ihren Charakter verbürgt. Aber Menschen ändern sich. Was ist aus Ihnen geworden?«

»Ein freiberuflicher Schläger statt eines einberufenen, General. Und so etwas brauchen Sie ja wohl auch, sonst wäre ich nicht hier.«

Er gab ein Geräusch von sich, das so eben noch als Lachen durchgehen konnte. »Aha. Ich habe schon gehört, daß Sie eine ziemlich scharfe Zunge haben, Mr. Garrett. Eigentlich sollte ich ungeduldig sein, nicht Sie. Meine Zeit läuft schnell ab. Ja. Peters hat sich auch für Sie als Zivilist verbürgt. In gewissen Kreisen hält man Sie für verlässlich, wenn auch für dickköpfig und geneigt, Ihre Aufträge nach Ihrem eigenen Gutdünken zu erledigen. Man sagt, Sie hätten eine sentimentale Ader. Das dürfte hier keine Rolle spielen. Und es heißt, Sie hätten eine Schwäche für Frauen. Meine Tochter ist so schwierig, daß sie die Mühe nicht wert ist. Außerdem behauptet man, Sie hätten Vorurteile gegen die Fehler und kleinen Sünden meiner Gesellschaftsschicht.«

Ob er wohl auch wußte, wie oft ich meine Unterwäsche wechselte? Wozu brauchte er einen Schnüffler? Sollte er doch den engagieren, der Erkundigungen über mich eingezogen hatte.

Wieder dieses erbärmliche Lachen. »Ich kann erraten, was Sie jetzt denken. Aber das alles ist öffentlich bekannt. Ihr Ruf eilt Ihnen voraus.« Dann verzernte er sein Gesicht zu dem schwachen Abklatsch eines Lächelns. »Sie haben im Laufe der Jahre eine Menge erreicht, worauf Sie stolz sein können, Mr. Garrett. Aber Sie sind dabei vielen Leuten auf die Zehen getreten.«

»Ich bin noch etwas tapsig, General. Das wächst sich noch zurecht.«

»Bezweifle ich. Jedenfalls scheinen Sie vor mir keine Angst zu haben.«

»Stimmt.« Ich kannte einfach zu viele Kerle, die einen *tatsächlich* einschüchterten, und hatte wohl Hornhaut auf dem dafür zuständigen Organ gebildet.

»Vor ein paar Jahren hätte ich Sie noch beeindruckt.«

»Die Umstände haben sich geändert.«

»Allerdings. Und das ist gut. Ich brauche einen Mann, der sich nicht einschüchtern läßt. Vor allem nicht von mir. Wenn Sie Ihren Job richtig erledigen, werden Sie, so fürchte ich, eine Menge Wahrheiten ans Licht zerren, von denen ich nichts wissen will. Einige werden vielleicht so brutal sein, daß ich Sie zurückpfeifen werde. Schaffen Sie es, sich mir zu widersetzen?«

»Ich bin etwas verwirrt.« Das war untertrieben. Ich war baff.

»Da sind Sie nicht der einzige, Mr. Garrett. Ich meine folgendes: Falls ich Sie engagiere, und vorausgesetzt, Sie akzeptieren den Job, dann führen Sie ihn bis zum bitteren Ende durch, ganz gleich, was ich Ihnen auch später erzählen mag. Ich werde veranlassen, daß Sie im voraus bezahlt werden. So geraten Sie nicht in Versuchung, sich meinem Druck zu beugen, weil Sie Ihr Honorar bekommen wollen.«

»Ich begreife es immer noch nicht.«

»Normalerweise halte ich mir zugute, jede Wahrheit auszuhalten. In diesem besonderen Fall will ich jedoch Vorsorge treffen, daß ich keine Wahl habe, als die Wahrheit zu

akzeptieren, ganz gleich, wie sehr ich mich auch drehe und wende. Verstehen Sie das?«

»Ja.« Klar, ich kannte die Wörter aus der Schule. Nur ihr Sinn blieb mir verborgen. Wir alle verbringen viel Zeit damit, uns etwas vorzumachen, und die Mitglieder seiner Klasse waren geradezu meisterlich darin. Allerdings stand der General immer in dem Ruf, außerordentlich bodenständig zu sein. Er hatte mehr als einmal Befehlen nicht gehorcht oder sie mißachtet, weil sie Wunschvorstellungen seiner Vorgesetzten entsprungen waren. Leute, die nie näher als fünfhundert Meilen an einer richtigen Schlacht drangewesen waren. Die Ereignisse hatten ihm jedesmal recht gegeben.

Logisch, daß er nicht viele Freunde hatte.

»Bevor ich eine Verpflichtung eingehe, muß ich wissen, was ich tun soll.«

»In meinem Haus befindet sich ein Dieb, Mr. Garrett.«

Er hielt inne, als ihn eine Art Krampf packte. Ich dachte zuerst, es handele sich um einen Herzanfall, sprang auf und lief zur Tür.

»Warten Sie«, keuchte er. »Es geht gleich vorbei.«

Ich blieb zwischen Stuhl und Tür stehen und sah, wie der Anfall nachließ. Einen Moment später schien der General wiederhergestellt zu sein. Ich setzte mich wieder hin.

»Ein Dieb in meinem Haus. Obwohl ich alle hier seit mindestens dreißig Jahren kenne. Jedem von ihnen habe ich mehr als einmal mein Leben anvertraut.«

Es mußte ein schlimmes Gefühl sein, zu wissen, daß man seinen Jungs zwar sein Leben, aber nicht seine Besitztümer anvertrauen konnte.

Ich ahnte allmählich, warum er einen Außenseiter ins Spiel brachte. Unter den alten Kameraden gab es einen faulen Apfel. Sie deckten sich vielleicht gegenseitig, weigerten sich, die Wahrheit zu sehen oder ... Wer weiß? Marines denken nicht wie normale Menschen.

»Verstehe. Fahren Sie fort.«

»Mein Gebrechen entstand kurz nach meiner Rückkehr. Es ist offenbar die galoppierende Schwindsucht. Nur, daß diese Abart langsam fortschreitet. Mittlerweile verlasse ich meine Gemächer nur noch sehr selten. Aber ich habe im letzten Jahr bemerkt, daß einige Gegenstände, die sich teilweise schon Jahrhunderte im Besitz der Familie befanden, verschwunden sind. Es sind keine großen, auffälligen Sachen, deren Fehlen sofort auffallen würde. Nur Schmuckstücke, die manchmal reinen Erinnerungswert haben. Dennoch müßte mittlerweile ein ganz hübsches Süm্মchen zusammengekommen sein.«

»Verstehe.« Ich warf einen Blick auf den Kamin. Wurde Zeit, mich zu wenden, sonst war ich auf einer Seite nicht gar.

»Halten Sie es noch ein paar Minuten mit mir aus, Mr. Garrett.«

»Ja, Sir. Waren in letzter Zeit Fremde im Haus? Oder bekommen Sie regelmäßig Besuch?«

»Ein paar Leute vom Hügel, aus der Oberstadt. Nicht die Sorte, die klaut.«

Ich sagte zwar nichts, aber meiner Meinung nach waren die Hügelianer die schlimmsten Galgenvögel. Unsere Adligen raubten selbst einem Toten die Kupfermünzen von den Augen. Aber eins sprach für die Ansicht des Generals: Sie würden sich nicht selbst die Hände schmutzig machen, sondern es von einem Handlanger erledigen lassen.

»Haben Sie eine Liste von den fehlenden Gegenständen?«

»Würde Ihnen das nützen?«

»Vielleicht. Wer etwas stiehlt, will es versilbern, richtig? Ich kenne ein paar Einzelhändler, deren Lieferanten Dreck am Stecken haben. Wollen Sie das Zeug zurückhaben oder nur wissen, wer es sich unter den Nagel reißt?«

»Zunächst einmal letzteres, Mr. Garrett. Über die Wiederbeschaffung können wir uns immer noch Gedanken machen.« Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn der nächste Anfall. Ich war hilflos, weil ich nichts für ihn tun konnte. Es war kein angenehmes Gefühl.

Er erholte sich, war aber schwächer als beim ersten Mal.

»Leider müssen wir dieses Gespräch kurz halten, Mr. Garrett. Ich brauche Ruhe, sonst ist vielleicht der folgende Anfall der letzte.« Er lächelte. Ihm fehlten ein paar Zähne. »Noch ein Grund, warum ich Ihnen Ihr Honorar im voraus bezahlen möchte. Meine Erben sehen sich vielleicht außerstande, Sie zu entlohnern.«

Ich hätte gern etwas Beruhigendes gesagt, daß er mich überleben würde oder ähnlichen Schmus. Aber das wäre zynisch gewesen. Also hielt ich die Klappe. Manchmal

schaffe selbst ich das, allerdings meist im falschen Augenblick.

»Ich würde Sie gern näher kennenlernen, Mr. Garrett, aber die Natur geht nach ihrer eigenen Priorität vor. Ich werde Sie engagieren, wenn Sie mich als Klienten akzeptieren. Suchen Sie den Dieb für mich? Zu den genannten Bedingungen?«

»Keine Bedingungen? Und keinen Rückzieher?«

»Genau.«

»Ja, Sir.« Ich mußte mich zwingen. Anscheinend war ich wirklich faul geworden. »Ab sofort ist es mein Fall.«

»Gut. Sehr gut. Dellwood müßte draußen warten. Sagen Sie ihm, er soll mir Peters reinschicken.«

Ich stand auf. »Jawohl, General.« Ich ging rückwärts zur Tür. Trotz seines Zustandes strahlte der alte Mann noch etwas von dem aus, was ihn zu einem charismatischen Kommandeur gemacht hatte. Ich wollte ihn nicht bemitleiden. Sondern ihm helfen. Wirklich helfen. Ich wollte den Verbrecher finden, der den General laut Aussage des Schwarzen Peters Schritt für Schritt umzubringen versuchte.

3. Kapitel

Im Flur schien arktischer Winter zu herrschen. Einen Augenblick befürchtete ich, Frostbeulen zu bekommen.

Der General hatte richtig getippt. Dellwood stand da und wartete. Anscheinend hatte er auch Skrupel gehabt, zu dicht an der Tür zu stehen, damit er ja nicht unfreiwillig etwas belauschte. Obwohl ich annahm, daß man durch diese Tür nicht einmal eine Explosion hören konnte. Der Kerl gefiel mir, trotz des Besens, den er verschluckt zu haben schien.

»Der General will Peters sehen.«

»Sehr gut, Sir. Ich kümmere mich darum. Würden Sie zum Springbrunnen zurückkehren und dort warten?«

»Sicher. Aber einen kleinen Moment noch. Woran leidet der General? Als ich bei ihm drin war, hatte er zwei heftige Anfälle.«

Dellwood blieb wie angewurzelt stehen und sah mich an. Zum ersten Mal zeigte er so etwas wie Gefühl. Anscheinend liebte er den alten Mann und machte sich Sorgen. »Schlimme Anfälle, Sir?«

»Fand ich schon. Aber ich bin kein Arzt. Er hat das Gespräch abgekürzt, weil er fürchtete, daß ein weiterer Anfall zuviel für ihn sein könnte.«

»Ich sollte wohl besser nachsehen, wie es ihm geht, bevor ich irgend etwas anderes mache.«

»Was fehlt ihm denn?« fragte ich erneut.

»Ich weiß es nicht, Sir. Wir haben versucht, Ärzte ins Haus zu schleusen, aber er wirft sie raus, sobald er herausfindet, was sie sind. Er hat eine Todesangst vor Ärzten. Soweit ich sie verstanden habe, würde ihre Behandlung ihm sowieso nichts nützen. Sie kratzen sich nur die Köpfe und sagen, sie würden aus der Krankheit nicht schlau.«

»Sie können ja doch plaudern, Dellwood. Gut zu wissen.«

»Ich nehme an, daß der General Sie an Bord geholt hat, Sir. Sie gehören jetzt zum Haushalt.«

Diese Einstellung gefiel mir. Die meisten Menschen, die ich treffe, bleiben entweder verklemmt oder tischen Lügen auf. »Ich würde mich gern weiter mit Ihnen unterhalten, wenn Sie Zeit haben.«

»Ja, Sir.« Er stürmte durch die Tür zum General.

Ich schlenderte zum Springbrunnen zurück. Den Weg fand ich ohne Probleme. Immerhin war ich Scout unserer Kompanie gewesen, nachdem Sexton verschwunden war. Ich war übrigens ein sehr gut ausgebildeter Scout. Peters hat mir oft unter die Nase gerieben, wieviel die Krone in mich investiert hatte.

Ich hatte meine Tasche am Brunnen stehen lassen, weil ich sie nicht mit mir rumschleppen wollte, bevor ich wußte, ob ich engagiert wurde. Es war hier so ruhig, daß ich angenommen hatte, sie wäre dort sicher. Ich hatte schon Ruinen besichtigt, in denen mehr los war.

Doch irgend jemand wühlte in der Tasche herum, als ich die Ruhmeshalle übersteigerten Militarismus erreichte.

Sie drehte mir den Rücken zu. Es war ein ausgesprochen hübscher Anblick. Sie war groß, schlank, brünett und trug ein einfaches, orangefarbenes Kleid. Anscheinend eine Anspielung auf bäurische Kleidung. Vermutlich hatte daran jemand mehr Geld verdient, als ein Bauer in fünf Jahren zu sehen kriegt. Ihr Hintern wackelte entzückend, während sie sich bückte. Es sah aus, als hätte sie gerade erst angefangen.

Ich schlich auf Zehenspitzen an sie heran, blieb etwa einen Meter hinter ihr stehen und nickte anerkennend ihrem Hintern zu. Er war auch aus der Nähe hinreißend. »Irgendwas Interessantes gefunden?«

Sie wirbelte herum.

Ich stutzte. Es war das gleiche Gesicht, das ich schon früher gesehen hatte, aber diesmal wirkte es überhaupt nicht scheu. Dieses hier hatte mehr Falten und war welterfahrener. Das andere Gesicht hatte hinter der Furcht einen sanftmütigen Ausdruck gehabt, wie bei manchen Nonnen.

Sie sah mich mit blitzenden Augen herausfordernd an. »Wer sind Sie?« Ich mag es, wenn meine Frauen sich in gewissen Dingen nicht einschüchtern lassen, aber ich mag es nicht, wenn sie in meinen Sachen herumschnüffeln.

»Sexton. Wer sind Sie? Und warum durchsuchen Sie meine Sachen?«

»Wieso schleppen Sie ein halbes Waffenarsenal mit sich herum?«

»Das ist mein Handwerkszeug. Grundausrüstung. Das waren zwei Antworten. Jetzt sind Sie dran.«

Sie musterte mich von oben bis unten, hob eine Braue und machte eine Miene, als wüßte sie nicht, ob ihr der Anblick gefiel oder nicht. Traf mich mitten ins Herz! Dann schnaubte sie verächtlich und ging weg.

Ich bin sicher nicht der bestaussehende Mann in der Stadt, aber normalerweise reagieren die Mädels nicht so. Gehörte wohl zu einer Strategie.

Ich sah ihr hinterher. Sie bewegte sich geschmeidig, wenn sie auch ein bißchen übertrieb. Das tut man, wenn man Zuschauer hat. Dann verschwand sie in den Schatten unter der Westempore.

»Hier laufen wirklich seltsame Figuren herum«, sagte ich leise zu mir selbst und überprüfte den Beutel. Es war zwar alles durchwühlt, aber es fehlte nichts. Anscheinend war ich gerade noch rechtzeitig gekommen, sie daran zu hindern, die kleine gepolsterte Schachtel zu öffnen, in der die Phiolen lagen. Sicher ist sicher, dachte ich und sah trotzdem nach.

Da lagen sie, eine königsblaue, eine smaragdgrüne und eine rubinrote Phiole. Jede von ihnen wog etwa fünfzig Gramm. Sie waren noch von einem früheren Fall übriggeblieben, und ihr Inhalt war von einem Hexenmeister zusammengebraut worden. In gefährlichen Situationen konnten sie ganz nützlich sein. Hoffentlich brauchte ich sie diesmal nicht.

In meinem Beutel war mehr Zeug für gefährliche Situationen als Kleidung. Letztere konnte man waschen.

Ich schlenderte durch die Halle, während ich auf Dellwood wartete. Es war, als bekäme man eine Exklusivfüh-

rung durch ein Museum. Das ganze Zeug bedeutete mir nichts. Sicher erzählte jedes Stück eine Geschichte, aber ich hatte mich noch nie für die Historie um ihrer selbst willen interessiert.

Dellwood ließ sich Zeit. Nach einer halben Stunde beäugte ich ein altes Waldhorn und überlegte, was wohl passieren würde, wenn ich reinblies. Dann sah ich die blonde Frau wieder. Sie beobachtete mich aus der entlegensten Ecke der Halle. Ich winkte. Schließlich bin ich freundlich.

Sie tauchte ab. Gott, sind wir schüchtern.

Schließlich tauchte Dellwood auf. »Geht es dem General wieder besser?« erkundigte ich mich.

»Jetzt ruht er, Sir. Er wird sich erholen.« Aber das klang nicht sehr überzeugt. »Sergeant Peters wird sich um Ihre Wünsche kümmern.« Jetzt klang er verwirrt. »Ich bin zugegebenermaßen etwas neugierig, Sir. Was ist Ihre Aufgabe hier?«

»Der General hat nach mir geschickt.«

Er musterte mich einen Augenblick, bevor er sprach. »Wenn Sie mitkommen würden ... Ich bringe Sie in Ihr Quartier.« Als wir den vierten Stock des Ostflügels erreichten, keuchte ich schon wieder. Und Dellwood unternahm einen neuen Vorstoß.

»Bleiben Sie lange?«

»Weiß ich nicht.« Hoffentlich nicht. Dieser Ort ging mir schon jetzt auf die Nerven. Er ähnelte zu sehr einem Mausoleum. Im anderen Flügel lag sein Besitzer im Sterben, und das ganze Haus schien mit ihm unterzugehen. Dell-

wood öffnete eine Tür. »Was wird aus Ihnen, wenn der General stirbt?« fragte ich.

»Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht, Sir. Ich erwarte nicht, daß der General bald von uns geht. Er wird diese Krankheit überstehen. Seine Vorfahren sind alle weit über achtzig und manche sogar neunzig geworden.«

Nachtigall, ick hör dir trapsen. Dellwood hatte keine rosige Zukunft vor sich. Die Welt konnte nicht viel mit Berufssoldaten anfangen, deren beste Jahre bereits verflossen waren.

Dabei drängte sich mir erneut die Frage auf, warum irgend jemand in diesem Haus Interesse daran haben sollte, daß Stantnor seine Essensmarken vorzeitig abgab. Logisch betrachtet, kamen mir die Vermutungen des Schwarzen Peter höchst unwahrscheinlich vor.

Aber wenn jemand jemand anderen umlegen will, regiert dabei selten die Logik.

Ich hatte die Dinge bis jetzt noch nicht weiter untersucht. Ich würde mich jedes Urteils enthalten, bis ich ein bißchen herumgegraben und die Ohren aufgesperrt hatte.

»Wie steht's mit den Mahlzeiten, Dellwood? Ich bin auf ein formelles Abendessen nicht eingestellt.«

»Wir ziehen uns zum Dinner nicht mehr um, seit der General erkrankt ist, Sir. Frühstück gibt es um sechs, Lunch um elf in der Küche. Das Dinner wird um fünf im Eßzimmer serviert, ganz zwanglos. Gäste und Angestellte essen zusammen, falls Ihnen das ein Problem bereiten sollte.«

»Tut es nicht. Es lebe die Gleichberechtigung. Ich halte mich für genauso gut wie Euch. Den Lunch habe ich wohl schon verpaßt, was?« Wenn ich mich an den Terminplan der Eingeborenen halten sollte, würde mich das kaum sehr glücklich machen. Die sechste Morgenstunde erlebe ich nur dann bei Bewußtsein, wenn ich noch nicht ins Bett gegangen bin. Die Schwierigkeit mit dem Morgen ist, daß er so verdammt früh kommt.

»Ich bin sicher, daß wir diesmal etwas arrangieren können. Ich teile der Köchin mit, daß wir einen neuen Gast haben.«

»Danke. Ich mache mich kurz frisch, dann komme ich runter.«

»Sehr gut, Sir. Sollte etwas nicht zu Ihrer Zufriedenheit sein, lassen Sie es mich wissen. Ich werde dafür sorgen, daß alle Probleme beseitigt werden.«

Das glaubte ich ihm aufs Wort. »Klar. Danke.« Ich wartete, bis er gegangen war, und schloß die Tür.

4. Kapitel

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß die Sache schief laufen sollte, wenn ich mir einige Szenarien vorstellte, die ich schon überstanden hatte. Dellwood hatte mich in einer Suite untergebracht, die größer war als das Erdgeschoß meines Hauses.

Der Raum war mit Rosenholz getäfelt, und die Deckenbalken bestanden aus Mahagoni. Eine Wand verschwand hinter Buchregalen, und die Möbel hätten für einen ganzen Zug Marines ausgereicht: ein Eßtisch mit vier Stühlen, ein Schreibtisch, verschiedene Sitzgelegenheiten, und dann gab es noch ein Glasfenster mit Bleifassung, das leider nach Norden zeigte.

An dem Teppich mußte eine alte Frau die letzten zwanzig Jahre ihres Lebens gewebt haben – vor etwa dreihundert Jahren. Die Lampen hätten ausgereicht, um mein ganzes Haus auszuleuchten. Und über mir hing ein Kronleuchter mit einem ganzen Haufen Kerzen, die im Moment allerdings nicht brannten.

So lebte also die andere Hälfte der Menschheit.

Von dem riesigen Zimmer gingen zwei Türen ab. Auf gut Glück probierte ich es mit einer. Was war ich doch für ein Schlauköpfchen! Ich hatte auf Anhieb das Schlafzimmer gefunden.

Es war genauso prächtig wie der Rest. Und ich hatte noch nie ein so großes und weiches Bett gesehen.

Ich sah mich nach Verstecken um, verstaute einige Teile meiner Ausrüstung sorgfältig und legte andere so offen hin,

daß man möglicherweise nicht mehr nach dem Rest suchte. Das wichtigste trug ich am Körper.

Wahrscheinlich war es besser, in die Küche zu gehen, solange die Angestellten noch Verständnis hatten. Erst einmal mußte ich mein körpereigenes Kraftwerk hochfahren, dann konnte ich wie ein Geist herumwandeln und mich umsehen.

In der Küche hatten in besseren Zeiten sicher ein Dutzend Angestellte herumgefuhrt, darunter Spezialisten wie Bäcker und Patissiers.

Als ich hereinkam, war nur eine Person anwesend, eine uralte Mischlings-Frau, deren nichtmenschliche Hälfte Troll zu sein schien. Sie war hutzelig, eingeschrumpft und ging vornübergebeugt, trotzdem war sie noch fast einen halben Meter größer als ich. Und hundert Pfund schwerer. Trotz ihres Alters hätte sie mich locker übers Knie legen und in der Mitte durchbrechen können. Vorausgesetzt, ich hätte mich nicht gerührt und zugelassen, daß sie mich in die Finger bekam.

»Ihr seid der Neue?« grummelte sie, als ich hereinmarschierte.

»So isses. Sexton, Mike Sexton.«

»Ihr Name ist Schall und Rauch, wenn Ihr nach heute mittag nicht rechtzeitig zum Essen auftaucht, Jüngelchen. Setzt Euch.« Sie deutete auf einen Stuhl. Ich verkniff mir jedes Widerwort und hockte mich an einen Tisch, der zu drei Vierteln mit gebrauchten Haushaltsgeräten und Steingutgeschirr bedeckt war. *Peng!* Sie knallte mir einen Teller vor die Nase.

»Haben Sie auch unter dem General gedient?«

»Klugscheißer, was? Wollt Ihr essen? Dann langt zu. Und spielt hier nicht den Clown.«

»Schon gut. Wollte nur ein bißchen Konversation machen.«

Ich beäugte den Teller. Ich erkannte nichts von den Sachen, die sich da auf einer Kelle Reis in einer schleimigen Soße türmten und kostete es mit derselben Vorsicht, mit der ich das Zeug probierte, das bei Morpheus serviert wird. Das ist das einzige vegetarische Restaurant der Stadt, und es wird von einer sehr gemischten Klientel besucht.

»Wenn ich Unterhaltung brauche, sage ich Bescheid. Seht Euch um. Sieht es hier aus, als könnte ich meine Zeit damit vergeuden, meine Kinnmuskeln zu strapazieren? Ich schmeiß den Laden allein, seit sie Candy gefeuert haben. Seitdem liege ich dem alten Geizkragen in den Ohren, daß ich noch einen Handlanger brauche. Glaubt Ihr, er hört auf mich? Von wegen! Er denkt nur daran, zwei Taler pro Woche zu sparen.«

Ich nahm einen Bissen davon, probierte das. Es schienen Muscheln und Pilze und eine Menge Sachen zu sein, die ich nicht identifizieren konnte. Aber es schmeckte alles ausgezeichnet.

»Das ist hervorragend«, sagte ich.

»Was für eine Küche seid Ihr denn gewohnt? Das ist der letzte Fraß. Ohne Küchenhilfe fehlt mir die Zeit, die Sachen ordentlich zuzubereiten.« Wütend warf sie Töpfe in ein Spülbecken, so daß das Wasser hoch aufspritzte. »Ich schaffe es kaum, rechtzeitig bis zur nächsten Fütterung al-

les vorzubereiten. Glaubt Ihr etwa, daß diese Freßsäcke den Unterschied merken? Man könnte ihnen heißes Sägemehl vorsetzen, sie würden es ohne Knurren herunterschlingen.«

Vielleicht. Aber der alte Dean kochte schon lange für mich. Seitdem hatte ich gelernt, einen guten Happen zu erkennen, wenn ich einen zwischen die Zähne bekam. »Wieviel Mägen müßt Ihr denn versorgen?«

»Achtzehn. Mich eingeschlossen. Ist 'ne ganze Armee. Was kümmert's Euch, Mr. Neunzehn, ob Ihr der Tropfen seid, der das Faß zum Überlaufen bringt?«

»So viele? Die Hütte hier kommt mir fast wie ein Geisterhaus vor. Ich habe den General zu Gesicht bekommen, Dellwood, Euch und einen alten Knaben, der den Kamin im Arbeitszimmer des Generals geschürt hat.«

»Kaid.«

»Und zwei Frauen. Wo ist der Rest? Auf einem Manöver?«

»Ihr seid ein richtiger Klugscheißer, was? Wo habt Ihr zwei Frauen gesehen? Hat dieser Mistkerl Harcourt schon wieder eines seiner Flittchen reingeschmuggelt? Verdammte.

Hoffentlich. Hoffentlich hat er es getan. Ich habe dem Alten geraten, ihn für ein Jahr zum Küchendienst abzukommandieren. Und dieses Sodom auszuräuchern. Was macht Ihr überhaupt hier? Wir haben seit zwei Jahren keinen Neuen gehabt. Und keinen ehrlichen Gast seit mindestens anderthalb Jahren gesehen. Nur Durchreisende aus der Oberstadt, die ihre Nasen so hoch hielten, als müßten

sie sich nicht wie alle anderen auch zum Scheißen hinhocken.«

Sie war eine Wucht! »Um die Wahrheit zu sagen, Miss ...« Sie dachte gar nicht daran, den Köder zu schlucken. »Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht genau. Der General hat nach mir geschickt. Sagte, er wollte mich engagieren. Aber er hatte einen Anfall, bevor er genauer ...«

Sie schmolz dahin. Ihre Giftdrüsen waren in zwei Sekunden ausgetrocknet. »Wie schlimm war es? Vielleicht sollte ich lieber nachsehen ...«

»Dellwood kümmert sich schon darum. Er meinte, der General brauchte Ruhe. Habe sich überstrapaziert. Dieser Harcourt ... Schleppt er gewöhnlich Frauen hier an?«

»Seit ein paar Jahren macht er das nicht mehr. Warum stellt Ihr all diese Fragen? Es geht Euch einen feuchten Kehricht an, was wir machen und mit wem wir das tun.«

Plötzlich klingelte es bei ihr. Sie erstarrte, trat dann von der Spüle weg, drehte sich herum und warf mir einen finsternen Blick der Extraklasse zu. »Oder seid Ihr deshalb hier?«

Ich versuchte, mich um die Antwort zu drücken, indem ich meinen leeren Teller hochhielt. »Es gibt wohl nicht zufällig noch etwas davon, oder? Um ein paar Lücken zu füllen.«

»Das ist also Euer Job. Der Alte hat wieder eine neue Wahnvorstellung. Jetzt denkt er wohl, jemand habe es auf ihn abgesehen. Oder man raubt ihn aus.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ihr verschwendet Eure Zeit. Oder vielleicht auch nicht. Solange er Euch bezahlt, ist es

gleich, ob Ihr was findet oder nicht, richtig? Es ist wahrscheinlich sogar besser, wenn Ihr nichts findet. So könnt Ihr ihn selbst ausnehmen und Geld einstreichen, ohne was dafür zu tun. Bis der Wahn nachläßt.«

Ich war verwirrt, ließ es mir aber nicht anmerken. »Wird der General bestohlen?«

»Quatsch. Der alte Knabe besitzt nicht mal ‘nen Pißpott, bis auf diese blöde Steinhütte hier. Und die ist zu groß, um sie wegzutragen. Außerdem, würde jemand ihn bestehlen, würde ich Euch kein Sterbenswörtchen davon erzählen. Ihr seid ein Außenstehender. Und ich sage nie nichts zu keinem Außenseiter. Sind alles Betrüger.«

»Eine sehr lobenswerte Einstellung.« Ich wackelte auf-
fordernd mit dem Teller.

»Ich steck bis zu den Ellbogen in Spülwasser. Und Ihr habt ja wohl zwei gesunde Beine. Holt’s Euch selbst.«

»Mit Vergnügen, wenn ich wüßte, woher.«

Sie seufzte, als ihr klar wurde, daß ich ein Frischling hier war. »Vom Ofen, woher sonst? Reis ist in dem Stahltopf, das Fleisch in der gußeisernen Kasserolle. Ich mach mir Sorgen um den alten Knaben. Diese Wahnvorstellungen ... Es werden mit der Zeit immer mehr. Muß an seiner Krankheit liegen. Sie setzt ihm übel zu. Obwohl er ja immer dachte, daß ihm jemand was am Zeug flicken wollte.«

Ich sage nie nichts zu keinem Außenseiter.

Ich war stolz auf sie. »Ist es denn nicht möglich, daß ihn jemand tatsächlich beraubt? Schließlich heißt es, daß auch Paranoide verfolgt werden können.«

»Von wem denn? Das sagt mir mal, Mr. Schnüffler – Klugscheißer. Es gibt niemanden hier im Haushalt, der nicht für den General mit ‘ner ausgewachsenen Donner-echse in den Ring steigen würde. Die Hälfte von seinen Leuten würde ihm liebend gern die Krankheit abnehmen, wenn das ginge.«

Ich konnte es ihr nicht klarmachen, aber manche Leute treffen knifflige Abmachungen mit ihrem Gewissen. Es fiel mir leicht, mir jemanden vorzustellen, der mit derselben Bereitwilligkeit für den General sterben würde, wie er ihn bestahl. Allein die Bereitschaft zu dienen konnte eine Kettenreaktion von Rechtfertigungen auslösen, die Diebstahl als eine vollkommen vernünftige Konsequenz erscheinen ließ. Die Köchin hatte mich in einer Viertelstunde durchschaut. Wie lange würde es dauern, bevor es sich herumsprach? »Gab es hier jemals Probleme mit Elfen oder Hutzelmännchen?« Das Land wurde regelmäßig von ihnen heimgesucht, wie von Termiten oder Mäusen. Die kleinen Wesen lieben Tand in jeder Form und haben keinerlei Respekt vor Eigentum.

»Wären welche aufgetaucht, hätte ich sie zu Hilfsarbeiten verdonnert.«

Das konnte ich mir lebhaft vorstellen. »Dellwood hat angedeutet, daß der General ein Vorurteil gegen Ärzte hat. Ich hätte angenommen, daß er in seiner Verfassung bereit wäre, alles zu versuchen.«

»Ihr kennt den Knaben nicht. Er ist so stur wie eine ganze Herde Maulesel. Er hat damals, als die Missie gestorben ist, beschlossen, nie wieder einem Quacksalber zu trauen. Und daran hält er sich.«

»Wie?«

Ich sage nie nichts zu keinem Außenseiter. Ich doch nicht, oh nein, Sir!

»Versteht Ihr, er liebte das Mädchen, Miss Eleanor. Sie war ein entzückendes Kind. Hat uns allen das Herz gebrochen, damals. Alle haben ihn ausgelacht, weil er soviel älter war als sie. Aber er war ihr verfallen, er, der zuvor niemals etwas geliebt hatte.

Dann wurde Miss Jennifer geboren. Die Wehen dauerten so lange. Er ertrug es nicht, sie leiden zu sehen und holte Ärzte aus der Stadt. Nachdem Miss Jennifer endlich das Licht der Welt erblickt hatte, gab einer dieser Narren Miss Eieanor etwas gegen Blutgerinnung. Er dachte, es wäre ein Schlaftrunk.«

Das war ein großer Fehler, und auch noch ein ziemlich dummer, so wie es sich anhörte. »Ist sie verblutet?«

»Allerdings. Vielleicht wäre sie sowieso gestorben. Sie war ein zerbrechliches, blasses Ding, aber davon konnte man ihn nicht überzeugen.«

Fehler, die jemanden das Leben kosten, sind nicht leicht zu verstehen oder gar zu verzeihen, aber sie passieren trotzdem. Trotz allem, was die Doktores uns Normalsterbliche glauben machen wollen, sind Ärzte nur Menschen. Und Menschen machen menschliche Fehler. Das ist unausweichlich.

Machen Doktoren Fehler, tut es einem meistens weh. Ich hatte leicht reden. Schließlich hatte ich die Frau des Generals nicht geliebt.

»Das hat sein ganzes Leben verändert. Er ist auf und davon und hat den Rest seines Lebens im Cantard verbracht, hat sein Leid an den Venageti ausgelassen.«

Machen Generäle Fehler, tut es meistens vielen Leuten weh.

»Wenn Ihr hier den ganzen Tag herumlungern wollt, Jüngelchen, krempelt Ihr besser die Ärmel hoch und wascht ab. Nichtsnutze können wir hier nicht gebrauchen.«

Es war eine waschechte Versuchung. Sie hatte eine Menge zu erzählen. Andererseits ... »Später vielleicht. Sollte sich rausstellen, daß ich nur meine Zeit verschwende, kann ich auch abwaschen.«

Sie schnaubte verächtlich. »Dachte schon, daß ich Euch damit loswerden würde. Hab noch nie nich 'nen Kerl getroffen, der Manns genug gewesen wäre, es freiwillig mit einem Berg von schmutzigem Geschirr aufzunehmen.«

»Das Essen war köstlich. Vielen Dank, Miss ...?«

Der Trick verfiel auch diesmal nicht.

5. Kapitel

Der Springbrunnen in der Eingangshalle war ein hervorragender Ausgangspunkt für weitere Erkundungen. Ich hockte mich auf den Brunnenrand und dachte über die Bemerkungen der Köchin nach. Vermutlich würde ich zum Fachmann für Spülwasser, bevor ich diesen hartnäckigen Vorhang des Schweigens durchdrungen hatte.

Dann beschlich mich das unheimliche Gefühl, daß jemand mich beobachtete. Ich sah mich unauffällig um.

Da war sie wieder. Blondie. Im Schatten. Anscheinend war sie mittlerweile kühn genug, sich auf demselben Stockwerk aufzuhalten, auf dem ich mich befand. Ich tat, als bemerke ich sie nicht und ließ eine Minute verstreichen. Dann stand ich auf und streckte mich. Sie ging in Deckung. Ich schlenderte wie zufällig in ihre Richtung, so, als hätte ich keine Ahnung, daß sie da war.

Sie floh wie ein erschreckter Fasan. Ich fegte hinter ihr her. »Jennifer!«

Ich sprang hinter den Pfeiler ... Wohin war sie verschwunden? Nirgendwo war eine Tür zu sehen. Aber trotzdem war sie weg.

Unheimlich!

»He! Mike! Was machen Sie da?«

Ich hüpfte ungefähr einen Meter in die Luft. Aus dem Stand. »Peters! Schleichen Sie sich nicht so an! Ich glaube auch so schon an Gespenster. Wo sind die anderen?«

Peters sah mich verblüfft an. »Die anderen? Die arbeiten!«

Logisch. In einem Haus wie diesem konnte man leicht achtzehn Leute verstecken. Von dem Grundstück ganz zu schweigen! »Eigentlich sollte man erwarten, daß man ab und zu jemandem begegnet.«

»Manchmal ist es hier ein bißchen einsam.« Er lächelte. Das zweite Mal in zwei Tagen. Ein absoluter Rekord. »Dachte, ich führe Sie mal herum, damit Sie alles kennenlernen.«

»Ich finde mich schon zurecht. Schließlich war ich nicht umsonst Scout bei den Marines.«

Sein Lächeln erlosch, und der Blick, den er mir zuwarf, verriet ganz den alten Schwarzen Peter. Er sah mich an, als wäre ich zu blöd, meine Stiefel allein zuzuschnüren. Er deutete mit einem Kopfnicken auf das Nordende der Halle mit dem bleigefästen Fenster, auf dem die ungefähr fünfzig blutrünstigen Schlachtszenen abgebildet waren. Darunter gab es eine Tür.

Mutter Garrett hatte keinen Idioten großgezogen. Ich kapierte. »Ich könnte aber eine Führung über das Gelände gebrauchen. Irgend jemand sollte mir erklären, was ich sehe.«

Peters entspannte sich ein bißchen, setzte eine beiläufige Miene auf und marschierte los. Ich folgte – im Gleichschritt. Die guten alten Zeiten konnten mir wirklich gestohlen bleiben.

Peters sagte kein Wort, bis wir außer Hörweite des Hauses waren und den parkähnlichen Teil des Gartens hinter uns

gelassen hatten. Dort hätten sich möglicherweise Lauscher hinter Sträuchern verstecken können. »Sie haben den Alten gesehen. Was halten Sie von ihm?«

»Sein Zustand ist ziemlich kritisch.«

»Kennen Sie irgendein Gift, das diese Wirkung haben könnte?«

Ich dachte ernsthaft darüber nach. »Nein. Aber ich bin auch kein Fachmann, was das betrifft. Dafür kenne ich einen. Allerdings müsste er den General untersuchen.« Morpheus Ahrm kannte alles, womit man seine Mitmenschen erledigen konnte. Oder vielmehr seine Mitgeschöpfe. Ahrm war ein Halbblut und hatte mehr Dunkles Elfen- als Menschenblut im Körper.

»Ich glaube nicht, daß ich das bewerkstelligen kann. Sie merken doch, daß schon Sie allein das ganze Haus in Aufruhr versetzt haben.«

»Ja. Hier geht es wirklich zu wie in einem umgekippten Bienenkorb.« Während unseres Fußmarsches in die Natur war uns keine einzige Menschenseele begegnet. »Es war ja nur ein Vorschlag. Wenn Sie etwas herausfinden wollen, müssen Sie jemanden fragen, der die Antwort kennt.«

»Ich werde es versuchen.«

»Und jetzt zu der Geschichte mit den Diebstählen. Wird wirklich etwas gestohlen? Die Köchin denkt, der General bildet es sich nur ein.«

»Das stimmt nicht, aber es ist klar, daß sie es denkt. Als wir damals hierher zurückgekommen sind, hatte er Anfälle, die Wahnvorstellungen auslösten. Kelle kommt kaum aus der Küche heraus und ist selbst nicht ganz klar im Kopf.«

»Sie hat versucht, mich als Hilfskoch einzuspannen.«

»Sieht ihr ähnlich. Sie haben doch hoffentlich abgelehnt? Ich erinnere mich noch an Ihre Kochkünste.«

»Ach ja? Und ich weiß noch, welche Vorräte ich verkochen durfte. Bisamratten und Schilfwurzeln. Und Käfer zur Garnierung.«

Er knurrte. Fast hätte er wieder gelächelt.

»Werden Sie bloß nicht sentimental. Sie können unmöglich gute Erinnerungen an diese Zeit haben.«

»Nein, Garrett. Selbst Berufssoldaten sind nicht so verrückt. Diesen Abschnitt meiner Karriere vermisste ich wahrhaftig nicht.« Er erschauerte.

»Wie? Was denn?«

»Es kursieren üble Gerüchte. Vielleicht verpflichten sie wieder die Veteranen, um Glanz Großmond zu unterwerfen.«

Ich lachte.

»Was ist daran so verdammt komisch?«

»Das ist der beste Witz, den ich seit Wochen gehört habe. Wissen Sie, wie viele Leute unserer Bevölkerung das betrifft? Jeden Menschenmann über fünfundzwanzig. Glauben Sie, daß auch nur einer von denen freiwillig geht? Solch eine Aushebung würde eine Revolution auslösen.«

»Vielleicht. Glauben Sie, daß es Gift sein könnte?«

»Ich nehme es an. Vermutlich. Aber das ist reine Spekulation.«

»Ich kenne mich mit Giften nicht aus. Wie könnte man es ihm verabreicht haben?«

Ich bin zwar kein Fachmann, aber ich bin schon von Berufs wegen an diesem Thema interessiert und spitze die Ohren, wenn solche Themen diskutiert werden.

»Könnte in seinem Essen oder seinen Getränken sein. Oder ins Bett gestreut werden, so daß er es durch die Haut aufnimmt. Man könnte es sogar in die Luft streuen, die er atmet. Es führt zu nichts, nach dem *Wie* zu suchen, solange man das *Was* nicht kennt. Ich halte es für erfolgversprechender, die Leute abzuklopfen. Wer hat Zugang zu ihm?«

»Jeder irgendwie.«

»Dann denken Sie einen Schritt weiter. Wer profitiert von seinem Tod? Wenn jemand ihn umbringt, muß dieser Jemand einen Grund dafür haben. Richtig?«

Er stimmte knurrend zu. »Offensichtlich glaubt derjenige, der das macht, er hätte einen Grund. Ich versuche schon von Anfang an, einen zu finden. Aber es gelingt mir einfach nicht.«

Solche Probleme hatte ich nicht. »Wieviel ist der Besitz wert? Und an wen fällt er?«

»Das ergäbe keinen Sinn. Jennifer bekommt die Hälfte. Die andere Hälfte wird unter den übrigen hier aufgeteilt.«

»Nennen Sie mir eine Summe in Goldtaler. Über den Daumen gepeilt. Und dann fragen Sie sich selbst, was Leute für ihren Anteil tun würden.«

»Das Haus dürfte etwa drei Millionen wert sein.« Er zuckte mit den Schultern. »Eine Million für das, was drin ist. Zwei oder drei Millionen für den Grund und Boden. Man hat dem General letztes Jahr drei Millionen für zwei Abschnitte im Norden geboten. Er hat sich überlegt, das

Angebot anzunehmen, weil er im Moment knapp bei Kasse ist. Aber er will Jennifer versorgen, so daß sie abgesichert ist, ganz gleich, was sie tun wird.«

»Drei Millionen Goldtaler für einen kleinen Teil des Grundbesitzes?«

»Jemand wollte das Land in der Nähe der Stadt. Aber das Angebot wurde zurückgezogen, weil der General zögerte. Statt dessen haben die Interessenten ein Stück Land von den Hillmans gekauft. Für weit weniger Geld.«

»Ist er dabei irgend jemandem auf die Füße getreten?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

Ich übte mich rasch im Kopfrechnen. Jeden der zweitrangigen Erben erwarteten ungefähr hunderttausend Goldtaler. Ich kannte Kerle, die für eine solche Summe genauso viele Kehlen durchschneiden würden. Da hatten wir also ein Motiv, vorausgesetzt, wir gingen davon aus, daß es jemand eilig hatte, seinen Teil einzustreichen.

»Weiß jeder, daß er im Testament steht?«

»Sicher. Der General hat eine große Show deswegen abgezogen. Wer nicht spurt, verliert seinen Anteil.«

Ha! »Kelle hat einen Candy erwähnt ...«

»Der kommt nicht in Frage. Er ist schon lange weg. Außerdem hätte er auch nicht den Mut gehabt. Er war nicht menschlich und stand auch nicht im Testament. War keiner der Jungs, die der General mitbrachte, sondern einer aus der Mannschaft, die hier die Stellung gehalten hat, solange der General im Cantard war.«

»Sie hat auch einen Harcourt erwähnt, der früher mal Ärger bekommen hat, weil er seine Freundinnen ins Haus geschmuggelt hatte.«

»Harcourt?« Peters runzelte die Stirn. »Dem stanken wohl die strengen Regeln hier. Fand sie blödsinnig. Kündigte vor ungefähr sechs Monaten. Der Alte hat ihn aus dem Willen gestrichen, und Harcourt wußte das. Für ihn gibt es hier nichts zu gewinnen. Außerdem haben wir ihn hier auch nie wieder gesehen.«

»Das bringt uns nicht weiter. Wir müssen die ganze Sache aus einem anderen Winkel in Augenschein nehmen, Sergeant.«

»Wie meinen Sie das?«

»Was habe ich in der Hand? Ihre unguten Gefühle. Aber jedesmal, wenn ich Ihnen eine Frage stelle, klingt die Antwort so, als gäbe es hier keinen, der dem General den Tod wünscht. Und anscheinend profitiert auch niemand davon, weil sowieso jeder seinen Anteil bekommt. Wir können einfach kein vernünftiges Motiv finden. Und sowohl die Mittel als auch die Gelegenheiten sind begrenzt.«

»Kommen Sie doch einfach zum Punkt.«

»Ich frage mich, ob er nicht vielleicht schlicht an Magenkrebs eingeht. Vielleicht sollten Sie an meiner Stelle lieber einen Doktor engagieren, bis Sie genau wissen, woran er eigentlich leidet.«

Er ließ sich mit der Antwort ein paar Minuten Zeit. Ich hatte nichts mehr zu sagen. Wir gingen schweigend nebeneinander her. Peters dachte nach, und ich betrachtete das Grundstück. Irgend jemand hatte letzten Sommer die Fel-

der bewirtschaftet. Jetzt war niemand darauf zu sehen. Ich betrachtete den Himmel. Anscheinend hatte jemand noch mehr Bleiplatten aufgehängt und dem eiskalten Wind zusätzlich ein paar Eiszapfen untergemischt. Der Winter kam zurück.

»Ich habe es versucht, Garrett. Vor zwei Monaten. Jemand hat es dem alten Mann gesteckt. Der Doktor ist nicht mal durch die Vordertür gekommen.«

Wie er ›jemand‹ sagte, verriet, daß er wußte, wer es gewesen war. Ich fragte nach.

Er wollte nicht mit der Sprache herausrücken. »Wer, Spieß? Wir können uns unsere Verdächtigen nicht nach Belieben aussuchen.«

»Jennifer. Sie war in den Plan eingeweiht, aber dann hat sie sich nicht daran gehalten. Sie ist ein seltsames Mädchen. Ihr großes Ziel im Leben ist, geliebt zu werden und Anerkennung zu bekommen. Leider weiß der Alte nicht, wie er ihr das zeigen soll. Er hat Angst vor ihr. Sie ist aufgewachsen, während er im Feld war. Und es ist auch nicht hilfreich, daß sie ihrer Mutter sehr ähnlich sieht. Die ist gestorben ...«

»Kelle hat mir die Geschichte schon erzählt.«

»Sieht ihr ähnlich. Die alte Schachtel weiß alles und erzählt es jedem, der zuhören mag. Sie sollten vielleicht in die Küche ziehen.«

Wir gingen noch ein Stück weiter nach Norden und umrundeten das Haus.

»Vielleicht haben wir ein Verständigungsproblem. Je tiefer Sie in die Sache hineinsehen, desto mehr werden Sie zu

der Erkenntnis kommen, daß es sich bei allem nur um Einbildung handelt. Der Alte hat Wahnanfälle. Er glaubt, daß Leute ihn umbringen wollen, wenn es gar nicht so ist. Das macht die ganze Angelegenheit so teuflisch. Keiner wird glauben, daß er in wirklicher Gefahr schwebt, bis jemand ihm vor den Augen aller Anwesenden ein Messer in den Leib rammt.«

Ich hatte einen Freund, Pokey Pigotta. Er arbeitete in der gleichen Branche wie ich. Mittlerweile ist er tot. Aber er hatte mal einen Fall, der genauso abgelaufen ist. Eine verrückte alte Frau mit viel Geld, die immer unter eingebildeten Krankheiten litt und sich von unsichtbaren Feinden verfolgt sah. Pokey betrachtete ihre Ängste mit sehr viel Skepsis. Der Sohn hat sie schließlich kaltgemacht. Der Fall verfolgte Pokey sein Leben lang. »Ich werde die Sache ohne Vorurteile angehen.«

»Mehr verlange ich nicht. Bleiben Sie dabei, und lassen Sie sich nicht einlullen.«

»Klar. Aber wir könnten die Angelegenheit abkürzen, wenn wir ein paar Fachleute zu Rate zögen.«

»Ich sagte schon, daß ich es versuche. Verschwenden Sie nicht Ihren Atem. Es war schon schwierig genug, Sie zu engagieren.«

Wir setzten unseren Rundgang über das Grundstück fort und kamen an einem Friedhof vorbei. »Ist das ein Familiengrab?« fragte ich.

»Seit dreihundert Jahren.«

Ich warf einen Blick zum Haus hinüber. Von unserem Standort aus starrte es bedrohlich auf uns herab. »So alt wirkt es gar nicht.«

»Ist es auch nicht. Früher stand da ein älteres Haus. Wenn Sie die Rückseite genauer betrachten, können Sie noch ein paar Fundamente sehen. Sie haben es abgerissen und aus dem Material die Nebengebäude errichtet, nachdem das neue Haus gebaut worden war.«

Vermutlich sollte ich auch einen Blick auf die anderen Gebäude werfen. Man muß alle Möglichkeiten abdecken und jeden Stein umdrehen, obwohl mir meine Intuition sagte, daß ich die Antwort wahrscheinlich im Haupthaus finden würde – falls es überhaupt eine Antwort gab.

Peters erriet meine Gedanken. »Wenn ich mich selbst zum Narren halte und es mit dem alten Mann einfach ganz normal zu Ende geht, will ich das auch wissen. Klar?«

»Klar.«

»Ich habe schon mehr Zeit mit Ihnen verbracht, als ich eigentlich sollte. Wird Zeit, daß ich wieder an die Arbeit gehe.«

»Wo finde ich Sie, wenn ich Sie brauche?«

Er kicherte. »Ich bin wie Pferdeäpfel. Überall zu finden. Sie müssen mich wohl suchen. Dieses Problem werden Sie übrigens mit allen haben, vor allem in der Wilddieb-Saison. Kelle ist die einzige, die an einem Ort bleibt.«

Wir schlenderten durch einen kleinen Obstgarten mit unidentifizierbaren Obstbäumen zum Haus zurück. In der Mitte stand eine kleine weiße Gartenlaube. Wir stiegen den kleinen Hang hinauf und erklimmen die Stufen zur Ein-

gangstür. Peters trat ein. Ich blieb stehen und ließ den Blick über den Besitz der Stantnors schweifen. Der kalte Wind biß sich in meinen Wangen fest. Der bewölkte Himmel schien jede Farbe zu schlucken und tauchte das Land in ein trübseliges Licht. Es wirkte wie altes Zinn. Ich fragte mich, ob es wie sein Meister seine Lebenskraft verlor.

Für das Land gab es einen Frühling. Ich bezweifelte stark, daß der alte Mann ihn noch erleben würde.

Es sei denn, ich fand den Giftmischer.

6. Kapitel

Die Schritte des Schwarzen Peters verklangen bereits, als ich die dämmrige Eingangshalle betrat. Sie wirkte noch verlassenener und finsterer als vorher. Ich trat an den Springbrunnen und sah unserem Helden zu, wie er versuchte, mit dem Drachen fertig zu werden. Dabei dachte ich darüber nach, was ich als nächstes unternehmen sollte. Das Haus erkunden? Mir war schon kalt genug. Da konnte ich genauso gut die Nebengebäude untersuchen. Dann hatte ich es hinter mir.

Ich fühlte mich beobachtet, während ich herumging, und überprüfte gewohnheitsmäßig schon die nächsten Schatten. Die Blonde war nicht zu sehen. Niemand war zu sehen, nirgendwo. Bis ich aufsah. Ich erhaschte einen Schimmer auf dem Balkon im dritten Stock auf der Ostseite. Jemand versuchte, sich zu verstecken. Wer? Einer der Leute, die ich bis jetzt noch nicht zu Gesicht bekommen hatte? Warum sie nicht gesehen werden wollten, war mir schleierhaft. Früher oder später würde ich sowieso alle kennenlernen.

Ich schlüpfte durch die Hintertür hinaus.

Unmittelbar hinter dem Haus lag ein großer, parkähnlicher Garten, dem ich bisher keine Beachtung geschenkt hatte. Peters war mit mir weiter hinausgegangen, wo wir ungestört reden konnten. Jetzt sah ich mir den Garten genauer an.

Es gab viele hübsche Steinfiguren, Statuen, Springbrunnen und Becken, die alle leer waren, weil um diese Jahres-

zeit das Wasser friert. Eis würde die Beckenwände sprengen. Es gab Hecken, gestutzte Bäume, Beete für den Frühling und Sommerpflanzen. Wenn sie blühten, konnte das ziemlich beeindruckend aussehen. Jetzt jedoch wirkte es verlassen und traurig.

Ich blieb an der Hecke stehen, die die Nordgrenze des Gartens markierte und sah zurück. Der Ausblick wirkte wie ein gespenstisches Gemälde aus einer anderen Zeit.

Immerhin. Jemand beobachtete mich von einem Fenster im dritten Stock des Westflügels aus.

Vergiß das nicht, Garrett. Wohin du auch gehst und was du auch tust, immer wird dich jemand beobachten.

Etwa zehn Meter hinter der Hecke stand eine Reihe Pappeln. Sie sollten die Nebengebäude verdecken, damit die praktische Seite des Lebens den Bewohnern des Hauses nicht sofort ins Auge fiel. So sind die Reichen. Sie wollen nicht daran erinnert werden, daß ihr Luxus auf der Schuftelei und dem Schweiß der Arbeiter beruht.

Es gab ungefähr ein halbes Dutzend Nebengebäude verschiedener Größe und Formen. Die meisten hatte man aus Stein gebaut, doch es war ein anderer Stein als der des Haupthauses. Die Werkstatt erkannte ich sofort. Dort war jemand bei der Arbeit. Ich hörte einen Hammer, der auf Metall schlug. Ein anderes Gebäude schien der Viehstall zu sein, vermutlich für Rinder oder Milchkühe. Er war mir am nächsten und dünstete diesen unverwechselbaren Geruch aus. Der Rest der Gebäude, einschließlich eines großen Gewächshauses zu meiner Rechten, wirkte leicht verfallen. Ein Stück weiter links von mir stand ein langer, niedriger

Schuppen, der aussah wie eine Schlafbaracke. Sie schien ebenfalls seit Jahren nicht mehr genutzt worden zu sein. Ich beschloß, mit dem Gewächshaus anzufangen.

Dort war nicht viel zu sehen. Jemand hatte ein Vermögen an Glas ausgegeben und es dann nicht mehr für nötig erachtet, es in Schuß zu halten. Ein paar Scheiben waren zerbrochen. Der Rahmen, der einmal weiß gewesen war, brauchte dringend einen neuen Anstrich. Die Tür stand etwa dreißig Zentimeter offen und hing schief in ihren Angeln. Ich hatte Schwierigkeiten, sie so weit aufzustößen, daß ich mich hindurchzwängen konnte.

Hier war schon lange niemand mehr gewesen. Das Unkraut hatte die Herrschaft übernommen. Das einzige Lebewesen, das ich erblickte, war eine fette, orangefarbene Wildkatze. Sie ging in Deckung, als sie mich sah.

Das Haus links daneben war klein, solide und in Benutzung. Es war ein Brunnenhäuschen. Deshalb wurde es häufig aufgesucht. Ein Anwesen wie dieses hier verbrauchte bestimmt viel Wasser. Allerdings hatte ich angenommen, daß sie es von einem Reservoir über Leitungen direkt ins Haus führten.

Als nächstes kam die Scheune, die ich ausließ. Mit der Person, die darin arbeitete, wollte ich erst reden, wenn ich mich in aller Ruhe umgesehen hatte. Das nächste Haus war kleiner. Darin lagen vielerlei Werkzeuge und Ackergeräte herum, alles ziemlich vernachlässigt. Außerdem gab es hier noch eine Katze, viele Mäuse und, nach dem Gestank zu urteilen, ein ganzes Regiment von Fledermäusen. Nichts stinkt so schlimm wie Fledermäuse.

Das nächste war der Stall, der ebenfalls benutzt wurde. Unten standen Rinder, Milchkühe und Mastvieh. Auf der Tenne lagen Stroh, Heu und Futter. Hier waren nur die Kühe und noch mehr Katzen. Anscheinend gab es hier auch Eulen, denn es stank nicht nach Fledermäusen. Der Stall brauchte dringend eine Überholung. Die Kühe waren weder freundlich noch unfreundlich und kein bißchen neugierig.

Der Tag verstrich, und es wurde langsam finster. Es war besser, wenn ich mit dem raschen Überblick weitermachte und eine genauere Untersuchung auf später verschob. Es gab bestimmt bald Abendessen.

Das Gebäude, das ich für einen Schlafsaal gehalten hatte, diente vermutlich als Unterkunft für Saisonarbeiter. Es war ungefähr achtzig Meter lang und hatte fünfzehn Türen an der Längsseite. Hinter der ersten, die ich öffnete, lag ein großer, verstaubter Schlafsaal. Hinter der nächsten verbargen sich kleinere Quartiere, die in drei Räume aufgeteilt waren. Ein großer, in den man eintrat, und dahinter zwei kleinere. Die folgenden Türen boten Zugang zu ähnlichen Räumlichkeiten. Wahrscheinlich die Unterkünfte der Saisonarbeiter mit ihren Familien. Das Problem war nur, daß zwischen den einzelnen Türen eine Menge Platz verschenkt zu sein schien, den ich nicht zuordnen konnte.

Am anderen Ende der Baracke lag eine Küche in der Größe des Schlafraumes, deren Tür zur Rückseite des Gebäudes führte. Als ich an der Wand entlang sah, bemerkte ich noch mehr Türen. Das erklärte den fehlenden Zwischenraum. Die Wohnungen lagen in entgegengesetzten Richtungen. Ich betrat die Küche, einen fensterlosen, trost-

losen Raum, der selbst zu seinen besten Zeiten deprimierend gewesen wäre. Die Tür ließ ich offen, damit etwas Licht hereinfiel.

Doch außer Staub, Spinnweben und Kochgeräten, die schon sehr lange nicht mehr benutzt worden waren, gab es wenig zu sehen. Noch ein einsamer Ort, den seit Jahren keiner aufgesucht hatte. Es überraschte mich, daß das Zeug immer noch herumlag. TunFaire und Umgebung leiden nicht gerade unter einem Mangel an Dieben. Und die Geräte hatten immerhin einigen Marktwert.

Eine unentdeckte Goldmine?

Die Tür fiel zu.

»Blöder Wind«, murmelte ich und tastete mich vorsichtig durch die Dunkelheit, während ich mich zu erinnern versuchte, was da zwischen mir und der Tür auf mich lauerte.

Ich hörte, wie jemand den rostigen Riegel vorschob.

Das war nicht der Wind. Sondern jemand, der mich offenbar nicht sehr schätzte.

Keine gute Lage, Garrett. Das Schlafhaus lag weit ab vom Schuß. Die Wände waren aus dickem Stein. Ich konnte mir die Lungen aus dem Leib schreien, ohne daß mich jemand hörte. Die Tür war der einzige Weg nach draußen und auch die einzige Lichtquelle.

Ich fand sie und tastete sie ab. Ich drückte vorsichtig dagegen und schnaubte dann verächtlich. Ich trat einen Meter zurück und trat dann mit aller Kraft zu.

Die Verschußspange riß aus dem alten, mürben Holz und die Tür flog auf. Ich sprang hinaus, das Messer in der

Hand. Keiner zu sehen. Dann lief ich um die Baracke herum. Nichts.

Verdammt! Ich lehnte mich an die Wand und dachte nach. Irgend etwas ging hier vor, auch wenn es nicht das war, was der Schwarze Peter vermutete.

Nachdem ich mich beruhigt hatte, ging ich zur Küchentür zurück und suchte nach Spuren. Es gab Fußabdrücke, aber im Dämmerlicht wurde ich daraus nicht schlau.

Gut. Da war jetzt nichts weiter zu machen. Genausogut konnte ich zum Dinner gehen und herausfinden, wer nicht erwartet hatte, mich so bald zu sehen.

7. Kapitel

Ich verspätete mich. Es wäre besser gewesen, das Haus genauer zu erkunden, dann hätte ich gewußt, wo die Mahlzeiten eingenommen wurden. Also trabte ich in die Küche und wartete, bis die Köchin aufkreuzte. Sie warf mir einen mißbilligenden Blick zu. »Was macht Ihr hier?«

»Warten, bis ich zur Fütterung geführt werde.«

»Blödmann.« Sie belud ein Tablett. »Nehmt ein paar Schüsseln und kommt mit.«

Ich gehorchte. Sie zwängte sich durch die Schwingtüren in eine große Speisekammer, marschierte hindurch und segelte durch eine weitere Schwingtür hinaus.

Eßzimmer war untertrieben, Speisesaal traf es besser. Man hätte in ihm ohne weiteres seine dreihundert besten Freunde bewirten können. Der größte Teil lag im dunkeln, und nur ein Ecktisch war belegt. Das Dekor entsprach dem üblichen Standard des Hauses: Fahnen, Rüstungen und blanker, scharfer Stahl.

»Da.« Ich nahm an, Kelle meinte damit den einzigen unbesetzten Stuhl. Ich stellte meine Schüsseln auf ein freies Fleckchen des Tisches und setzte mich.

Es war eine kleinere Gesellschaft. Dellwood, Peters und die Brünette, die ich mit meiner Tasche erwischt hatte, sowie drei Kerle, die ich noch nicht kannte. Und die Köchin, die mir gegenüber saß. Anscheinend konnte der General nicht am Abendessen teilnehmen, denn es waren keine weiteren Plätze gedeckt.

Das Mädchen und die drei Burschen musterten mich prüfend. Die Männer sahen aus wie Ex-Marines. Was Wunder. Das Mädchen sah gut aus. Sie hatte sich für heute abend aufgerüschert und trug ihre Vamp-Kleidung.

Garrett, kusch! Der Gedanke verschwand, so schnell er gekommen war. Die Braut hier verbreitete eine säuerliche Ausstrahlung. Sie signalisierte zwar: »Fang-mich-wenn-du-dich-traust«, aber ich wich instinktiv zurück. Sie bedeutete Ärger. Was hatte mir Morpheus noch mit auf den Weg gegeben? Steig nie mit einer Frau ins Bett, die noch verrückter ist als du. Woher er das wohl hatte?

Vielleicht wurde ich ja allmählich erwachsen.

Klar. Und morgen gab es Schweine mit Flügeln.

Ich hatte nicht vor, in *diesem* Punkt erwachsen zu werden, jedenfalls nicht die nächsten sechshundert Jahre.

»Das ist Mike Sexton«, sagte Peters. »Er war vor zehn Jahren mit mir auf den Inseln. Mike, das ist Kelle.« Er deutete auf die Troll-Mischlingsfrau.

»Wir kennen uns schon.«

»Miss Jennifer, die Tochter des Generals.«

»Wir haben uns auch schon kennengelernt.« Ich hob mein Gesäß vom Sitz und reichte ihr über den Tisch hinweg die Hand. »Vorher hatte ich leider keine Gelegenheit dazu. Ihre Pfötchen steckten ja in meinem Beutel.«

Kelle kicherte. Jennifer sah mich an, als sinniere sie, ob ich besser gerührt oder geschüttelt schmeckte.

»Dellwood kennen Sie ja schon. Neben ihm sitzt Kutter Hawkes.«

Hawkes saß zu weit weg für einen Handschlag. Ich nickte. Er nickte. Hawkes war eine Bohnenstange von Mann mit hart blickenden grauen Augen und einem kantigen Kinn. Mußte auch schon Mitte Fünfzig sein. Er sah mehr nach einem Weltuntergangspropheten als einem alten Soldaten aus und hatte bestimmt soviel Humor wie ein Felsbrocken.

»Art Schocke.« Er hatte einen riesigen schwarzen Schnurrbart, der langsam ergraute, nicht viel Haare auf dem Kopf und mindestens dreißig Pfund Übergewicht. Seine Augen glänzten wie schwarze Obsidiane, und ihr Blick war genauso versteinert. Noch einer, der gegen Lachen allergisch war. Er nickte nicht mal. Anscheinend freute er sich überschwenglich, mich zu sehen.

»Fraidel Kaid.« Kaid war älter als der General, so um die siebzig. Er war schlank und bedächtig und hatte ein Glasauge. Sein anderes schien nicht besonders gut zu funktionieren. Sein Blick verunsicherte einen etwas, weil sein Glasauge der Bewegung nicht folgte. Aber wenigstens sah er nicht wie ein Mann aus, der versuchte, sein Leben ohne jedes Lächeln hinter sich zu bringen. Er grinste sogar, als Peters seinen Namen nannte. Kaid hatte im Arbeitszimmer des Generals Holz nachgelegt.

»Bin erfreut, Sie kennenzulernen, Mr. Sexton.«

»Gleichfalls, Mr. Kaid.« Ich kann auch den Gentleman raushängen lassen. Gerüchte, die das Gegenteil besagen, beruhen auf blankem Neid.

Jennifer ließ mir keine Chance, mit dem Essen anzufangen. »Warum sind Sie hier?«

»Der General hat nach mir geschickt.« Alle interessierten sich für mich. Es ist ganz nett, ab und zu einmal Mittelpunkt ungeteilter Aufmerksamkeit zu sein. Den Toten Mann muß ich rösten, bevor er geruht, mir zu lauschen.

»Wozu?«

»Fragen Sie ihn. Wenn er will, daß Sie es erfahren, wird er es Ihnen sagen.«

Sie verzog schmollend das Mäulchen, und ihre Augen sprühten Funken. Es waren sehr interessante Augen, hungrige Augen, aber irgendwie schien ein Schleier über ihnen zu liegen. Ich konnte nicht sagen, ob sie grün waren oder nicht. Das Licht war nicht gut genug. Sie war seltsam. Vielleicht sogar einzigartig. Eine ungewöhnliche Schönheit und trotzdem kein bißchen attraktiv.

»Welchen Beruf Arbeit haben Sie, Mr. Sexton?« wollte der alte Kaid wissen.

»Sie könnten mich einen Diplomaten schimpfen.«

»Ein Diplomat?« Allgemeine Überraschung.

»Genau. Ich bringe die Dinge wieder in Ordnung und Sorge dafür, daß Leute ihre Meinung revidieren. Funktioniert ähnlich wie das Marine-Corps, nur in kleinerem Rahmen. Ganz privat.«

Peters warf mir einen warnenden Blick zu.

»Ich weiß ein angeregtes Gespräch zu schätzen, aber ich habe auch Kohldampf. Und ihr Leute stürzt euch geradezu auf mich. Wie wär's, wenn ich mich erst mal stärken dürfte?«

Sie sahen mich seltsam an. Und Kelle schien sich sogar zu fragen, ob sie mit ihrer ersten Vermutung daneben gelegen hatte.

Nachdem ich das bohrendste Hungergefühl befriedigt hatte, übernahm ich das Fragen. »Wo sind denn die anderen, Sergeant?«

Peters runzelte die Stirn. »Welche anderen? Bis auf Tyler und Wayne sind alle da. Und die beiden haben heute ihren freien Tag.«

»Schleicher«, sagte Kaid.

»Richtig. Schleicher Bradon. Aber der kommt nie ins Haus. Vielleicht ist er nicht mal mehr hier. Ich hab ihn schon länger nicht mehr gesehen. Hat irgend jemand Schleicher zu Gesicht bekommen?«

Großes Kopfschütteln.

»Vorgestern hat er sich Vorräte abgeholt«, erklärte Kelle.

Ich wollte nicht zu schnell zu viele Fragen stellen, also ließ ich das Thema Schleicher Bradon unberührt. Ich würde irgendwann mal den Schwarzen Peter zur Seite nehmen und mir von ihm über jeden hier das Wichtigste erzählen lassen. »Das rechnet sich nicht. Ich habe gehört, daß außer mir hier achtzehn Leute hausen.«

Bis auf Kelle wirkten alle verblüfft. »So viele waren schon seit Jahren nicht mehr hier. Nehmen Sie uns hier am Tisch, dazu Tyler und Wayne sowie Schleicher, der versucht zu verhindern, daß die Scheune völlig auseinanderfällt.«

Ich aß einen Bissen, ohne sagen zu können, was es war. Es schmeckte genauso gut wie das Mittagessen, war aber

noch weniger zu identifizieren. Kelle liebte offenbar Zeug, das sie in nur einem Topf zusammenköcheln konnte.

Nach einer Weile ging mir das Schweigen auf den Nerv. Ich hatte das Gefühl, daß nicht ich der Grund dafür war. Diese Leute redeten bestimmt nicht mehr, auch wenn ich nicht da war. »Was ist mit dem blonden Mädchen? Wer ist sie?«

Das verblüffte alle. »Welches blonde Mädchen?« erkundigte sich Peters.

Ich sah ihn zehn Sekunden unverwandt an. Vielleicht wollte er mich ja gar nicht verarschen. »Sie ist etwa zwanzig Jahre und wunderschön. So groß wie Jennifer, vielleicht ein bißchen schlanker. Ihr Haar reicht bis zur Taille. Ich glaube, sie hat blaue Augen. Und ist scheu wie eine Waldnymphe. Ganz in Weiß. Ich habe sie heute einige Male dabei überrascht, wie sie mich beobachtet hat.« Dann fiel mir etwas ein. »Dellwood. Ich habe sie gesehen, als Sie da waren. Sie behaupteten, es sei Jennifer gewesen.«

Dellwood schnitt eine Grimasse. »Ja, Sir. Aber ich habe sie nicht gesehen, sondern nur angenommen, daß es Miss Jennifer war.«

»Ich habe heute nichts Weißes getragen«, erklärte Jennifer. »Was für ein Kleid war es?«

Ich versuchte mein Bestes, was nicht wenig ist. Was ich dem Toten Mann wirklich zugute halten muß, ist, daß er mich gelehrt hat, zu beobachten und mich zu erinnern.

»So ein Kleid besitze ich nicht«, erklärte Jennifer. Sie versuchte, gelangweilt zu klingen. Vergeblich. Meine

Tischnachbarn tauschten ratlose Blicke aus. Anscheinend wußte keiner, wovon ich sprach.

»Wer kümmert sich um den General? Wenn Sie alle hier sind, meine ich?«

»Er schläft, Sir«, informierte mich Dellwood. »Kelle und ich wecken ihn zum Abendessen, sobald wir hier fertig sind.«

»Ist keiner bei ihm?«

»Er mag es nicht, wenn man sich zu sehr um ihn kümmert, Sir.«

»Sie stellen ganz schön viele Fragen.« Schocke war ein Blitzmerker.

»Eine schlechte Angewohnheit. Ich arbeite dran. Gibt es hier zufällig Bier? Ich könnte einen Nachtschisch gebrauchen.«

»Der General schätzt es nicht, wenn man trinkt, Sir«, erklärte Dellwood. »Alkoholische Getränke sind hier nicht erlaubt.«

Kein Wunder, daß sie alle vor Fröhlichkeit geradezu aus den Nähten platzten. Ich warf Peters einen scharfen Blick zu. »Davon haben Sie nichts gesagt.« Er hatte seine Hausaufgaben gemacht und mußte wissen, daß ich mein Feierabendbierchen über alles schätzte. Er grinste und zwinkerte mir zu. Der Hundesohn.

»Kein schlechtes Essen, Kelle. Was sich auch immer in Euern Topf verirrt haben mag. Braucht Ihr jemanden, der beim Abwasch hilft?«

Die anderen blickten mich an, als wäre ich übergeschnappt. »Ihr habt Euch den Ärger selbst aufgehalst. Schnappt Euch 'ne Ladung und kommt mit.«

Das tat ich auch. Als ich zurückkam, die nächste Ladung schmutziges Geschirr zu holen, hatten die Ratten sich verpißt.

Ich würde mit Peters noch ein Wörtchen über die Lücke zwischen Kelles Zählweise und der der anderen reden müssen.

8. Kapitel

Nach dem Essen schlenderte ich in mein Quartier. Als ich mich der Tür näherte und in meiner Tasche nach dem Schlüssel kramte, den Dellwood in dem primitiven Schloß hatte stecken lassen, bemerkte ich, daß die nur angelehnt war. Aha.

Das überraschte mich nicht. Nicht, nachdem Jennifer so unverfroren meine Reisetasche durchsucht hatte und nach dem Vorfall in der alten Schlafbaracke.

Ich blieb stehen. Sollte ich voranstürmen wie die Kavallerie? Oder lieber Vorsicht walten lassen? Vorsicht paßte aber nicht zu dem Bild, das ich erwecken wollte. Dafür half sie einem lange zu leben. Und es sah ja keiner zu.

Ich kniete mich hin und untersuchte das Schloß. Auf der Messingverkleidung um das Schlüsselloch waren ein paar Kratzer zu sehen. Wie gesagt, es war ein primitives Schloß, das jeder aufbekam, der etwas Geduld hatte. Ich beugte mich vor, um einen Blick durchs Schlüsselloch zu werfen.

Nichts. Es war stockfinster in dem Zimmer. Dabei hatte ich eine Lampe brennen lassen. Eine Falle?

Wenn ja, dann eine ziemlich dumme. Vor allem, da die Tür nicht wieder geschlossen war. Diese Jungs waren zwar keine Profis, aber ich glaubte nicht, daß sie einen derartig groben Schnitzer begingen. Falls es sich nicht um eine Falle handelte, sondern jemand nur das Zimmer flüchtig durchsucht hatte, hätte er kaum die Lampe ausgepustet. Das war so verräterisch wie eine Warntafel.

Das Wort Fehlinformation schlich sich mir in den Sinn. Das gehörte zum Spionagespiel. Dort versorgte man die Gegenseite nicht nur mit falscher Information, sondern auch mit mehr als nötig. Meistens waren es unzuverlässige Informationen, so daß allmählich alles in Zweifel gezogen wurde.

Ich trat zurück, lehnte mich gegen die Wand und nickte. Ja. So mußte es sein. Man wollte, daß ich alles mögliche herausfand, von dem das meiste unwahr, nutzlos oder einfach falsch war. Es war schwierig, ein Puzzle zusammenzusetzen, wenn man dreimal soviel Puzzlestücke hatte, wie man brauchte.

All diese Überlegungen halfen mir jedoch nicht bei der Entscheidung, was ich jetzt tun sollte. Es war möglich, daß sich irgendein trotteliger Idiot in dem dunklen Zimmer versteckte und nur darauf wartete, mir eins zu verpassen, wenn ich hereinkam.

Was sprach dagegen, das Spiel mitzuspielen?

Der Flur war vier Meter breit, übergroß wie alles andere hier im Haus, und vollgemüllt mit dem üblichen Zeugs. Fünf Meter neben mir stand eine Rüstung. Ich schnappte sie mir, zerrte sie vor die Tür und schob sie dicht heran. Dann löschte ich die Lampen im Flur, damit jeder, der in dem Raum war, nur eine Silhouette sah. Dann trat ich hinter den Zinnanzug, öffnete die Tür mit der Fußspitze, schob die Rüstung ein paar Schritte ins Zimmer und blieb dann ruckartig stehen, als hätte ich mich erschreckt.

Nichts passierte. Ich ging rückwärts wieder hinaus, holte mir eine Flurlampe und ging wieder hinein.

Es war niemand drin außer mir und meinem Lockvogel. Ich sah in den Schränken und im Ankleidezimmer nach. Niemand zu finden, und nichts war in Unordnung, soweit ich das auf den ersten Blick sehen konnte. Wenn jemand meine Sachen durchsucht hatte, war es ein Meister seines Fachs gewesen, der meine kleinen Fallen bemerkt und wieder aufgebaut hatte.

Was sollte ich davon halten? Hatte sich jemand die Mühe gemacht, das Schloß zu knacken, nur um meine Lampe zu löschen?

Ich schloß die Tür und klopfte meinem Zinnsoldaten auf die Schulter. »Jemand treibt Spielchen mit uns, alter Knaube. Du bleibst hier und paßt schön auf.«

Ich verstaute die Rüstung in einem Wäscheschrank, in den sie knapp hineinpaßte. Dann entzündete ich die Lampen in meinem Zimmer und dann die im Flur. Anschließend ging ich wieder hinein, setzte mich an den Schreibtisch und verdaute mein Dinner.

Leider klappte das nicht besonders. Ich brauche dazu meistens ein oder zwei Bierchen. Gegen diesen Engpaß mußte ich etwas unternehmen. Vielleicht sollte ich kurz verschwinden und ein paar Experten aufsuchen.

In der Schublade des Schreibtischs fand ich ein Tintenfaß, Papier und allen möglichen anderen Kram. Ich holte Papier und Tinte heraus und fing an, mir Notizen zu machen. Zunächst schrieb ich die Namen aller Mitspieler auf, sowohl der, die ich kennengelernt hatte, als auch die der anderen. Die geheimnisvolle Frau blieb erst einmal außen vor. Peters, Dellwood, der General, Kelle, Jennifer, Haw-

kes, Schocke und Kaid. Tyler und Wayne, die heute ihren freien Abend hatten, und jemand namens Schleicher Bradon, der ungesellig war und nicht ins Haus kam. Dann gab es noch diesen Candy, der theoretisch nicht in Betracht kam, weil er schon vor längerer Zeit gefeuert worden war. Und Harcourt, der seine Freundinnen heimlich hereinschleuste, aber schon vor sechs Monaten in die Wüste geschickt worden war.

Angeblich bekochte Kelle achtzehn Leute. Ich kam nur auf elf, plus die geheimnisvolle Blonde. Wir hatten das, was die Marines Personalknappheit nennen.

Jemand klopfte an die Tür. »Ja?«

»Peters, Mike.«

Ich ließ ihn herein. »Was gibt's?«

»Ich bringe Ihnen eine Liste mit dem fehlenden Zeug. Kann aber nicht für ihre Vollständigkeit garantieren. Es sind keine Gegenstände, die man jeden Tag sieht und deren Fehlen einem sofort auffallen würde.« Er reichte mir ein Bündel Papier. Ich setzte mich und blätterte es flüchtig durch.

»Ist ja 'ne Menge Zeug.« Und alles kleine Sachen. Hinter jeden Artikel hatte Peters den geschätzten Wert geschrieben.

Es waren Goldmünzen, alte Juwelen, die längst verbliebenen Stantnor-Frauen gehört hatten. Silberbesteck, das von rauen, ungehobelten Ex-Marines verschmählt wurde, und dekorative Waffen.

»Wenn Sie wollen, kann ich Raum für Raum durchgehen und eine genauere Liste machen. Es ist allerdings sehr

schwer zu sagen, was fehlt, weil keiner genau weiß, was überhaupt da ist.«

»Die Mühe lohnt nicht. Es sei denn, Sie finden etwas, das man leicht aufspüren könnte.« Von den Dingen auf der Liste dürfte kaum etwas zu finden sein. Der Dieb war mit Fingerspitzengefühl vorgegangen.

Trotzdem hatte er reichlich abgeräumt. Mir traten fast die Augen aus den Höhlen, als ich die Gesamtsumme sah. »Zweiundzwanzigtausend Taler?«

»Das basiert auf meiner allerdings sorgfältigen Schätzung des Metall- und Edelsteinwertes. Ich vermute, daß ein Hehler einen hohen Preisnachlaß berechnet.«

»Allerdings, was jedoch durch den künstlerischen Wert teilweise wieder ausgeglichen wird. Viele Sachen auf der Liste sehen so aus, als wären sie kein Schrott, den man einfach einschmilzt.«

»Vielleicht.«

»Sollen wir den Dieb finden?« Der General hatte mir sowieso den Auftrag dazu erteilt. Mit der Frage wollte ich den Schwarzen Peter aus der Reserve locken.

»Ja. Der Alte hat vielleicht nicht mehr lange zu leben. Er soll nicht mit dem belastenden Wissen von uns gehen, daß jemand ihn betrügt und davonkommt.«

»Einverstanden. Dann werde ich jemanden beauftragen, die Beute ausfindig zu machen. Manchmal bringt es etwas, wenn man bei der Suche nach einem Dieb das Pferd von hinten aufzäumt. Geben Sie mir eine genaue Beschreibung von vier oder fünf ausgefallenen Schmuckstücken. Ich werde jemanden aufsuchen, der sie zu finden versucht.«

»Müssen Sie dessen Dienste bezahlen?«

»Ja. Was ist, halten Sie die Kupferstücke für den General zusammen?«

Er lächelte. »Eigentlich sollte ich das nicht tun. Aber ich bin es gewohnt, auf den Pfennig zu achten. Brauchen Sie noch etwas?«

»Ich muß mehr über die Leute hier in Erfahrung bringen.« Ich warf einen Blick auf die Liste. »Die drei Männer, die ich noch nicht kennengelernt habe, und meine Geisterlady mitgerechnet, komme ich auf elf Personen. Kelle sprach von achtzehn Seelen. Wo sind die anderen sieben geblieben?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß sie nicht alle Tassen im Schrank hat. Sie ist schon hier, seit das erste Haus gebaut worden ist, und sie weiß nicht mal genau, welches Jahr wir jetzt haben. Als wir damals aus dem Cantard zurückkamen, waren wir achtzehn Personen, sie und Jennifer mitgerechnet. Bevor der Alte die alten Angestellten abgebaut hatte, waren es noch mehr. Elf reichen völlig aus.«

»Wo sind die anderen geblieben?«

»Sam und Tark sind gestorben. Wollack ist einem Bullen vor die Hörner gelaufen, als wir gerade Rinder gebrannt haben. Das Vieh hat ihn aufgespießt und zu Tode getrampelt. Die anderen sind weggezogen. Sie hatten es vermutlich satt, waren immer seltener hier und sind schließlich einfach nicht wiedergekommen.«

Ich beugte mich vor, nahm ein neues Blatt Papier, teilte fünf Millionen durch zwei, schrieb zweieinhalb Millionen

Jennifer gut und teilte dann die andere Hälfte durch sechzehn. Ich kam auf die stolze Summe von einhundertsechsfünfundfünfzigtausend Goldtaler und ein paar Gequetschte.

Nicht schlecht. In meinem ganzen Leben hatte ich niemanden kennengelernt, der so einfach auf hundertsechsfünfundfünfzigtausend Taler verzichtete, ganz gleich, ob Gold oder Silber.

Ich bemühte Adam Riese noch ein bißchen. Teilte man zweieinhalb Millionen durch neun, ergab das zweihundertsiebenundsiebzigtausend Taler. Plus ein paar Gequetschte. Das war fast doppelt soviel.

Ging es hier um etwas ganz anderes?

Ich erwähnte es Peters gegenüber nicht, aber ich machte mir einen Knoten ins Hirn.

»Sind Sie fündig geworden?« fragte Peters.

»Das bezweifle ich.«

Es war mal wieder Zeit für einen kleinen Fußmarsch. »Ich kann mir nicht so recht einen Reim auf das alles machen. Können wir rausfinden, wo sich die vier Männer zur Zeit aufhalten? Außerdem muß ich mehr darüber erfahren, wem der General wieviel vermacht hat.«

Peters runzelte die Stirn. »Warum?«

»Es ist ein großer Besitz. Sie haben selbst gesagt, daß er seine Zuwendungen als Druckmittel benutzt hat. Vielleicht hat er die Jungs damit vertrieben. Und vielleicht versucht ja einer von ihnen, sich zu rächen, entweder durch die Diebstähle oder dadurch, daß er ihm Gift verabreicht.«

»Dagegen kann ich nichts sagen.« So sah er auch aus.

»Ich will zwei Dinge: Erstens eine Abschrift des Testaments. Und zweitens: Finden Sie raus, ob es zwischen dem General und einem der vier einen Streit gegeben hat.«

»Sie glauben doch nicht wirklich, daß sie sich heimlich zurückgeschlichen haben?«

Das tat ich nicht, nein. Ich glaubte, sie waren tot. Mein Vertrauen in den menschlichen Anstand war ziemlich erschüttert. Ich war davon überzeugt, daß jemand das Spiel von den zehn kleinen Negerlein spielte. Dieser Jemand erledigte seinen Job so gut, daß niemand Verdacht schöpfte. Aber ... wenn das stimmte, dann war dieser Jemand unschuldig an dem Versuch, den alten Mann zu ermorden. Mein Mörder würde den General bei bester Gesundheit halten wollen, während er das Feld der Miterben immer mehr dezimierte. Vielleicht würde diese Person sogar einen Spezialisten von außerhalb hinzuziehen und so tun, als habe sie einen echten Grund zur Sorge ...

»Hat jemand eigentlich noch einen Hauptschlüssel oder einen Schlüssel zu meinem Zimmer?«

Diese Frage erwischte ihn kalt. »Dellwood. Warum?«

»Jemand hat das Schloß geknackt und ist zwischen dem Abendessen und meiner Rückkehr in das Zimmer eingedrungen.«

»Warum sollte ...?«

»Heh. Das ist eine Bagatelle im Vergleich zu der Frage, warum jemand den General umbringen will. Wenn es diesen Jemand gibt, scheine ich ihn ziemlich nervös zu machen.

Was habt ihr alle gemacht, als ihr euch nach dem Abendessen getrennt habt?« Ich wollte ein logisches Puzzle spielen. Mich und Kelle konnte man dabei eliminieren, weil ich es nicht gewesen bin und Kelle die ganze Zeit bei mir war. Dellwood konnte ich ebenfalls vom Haken nehmen, denn er hatte es nicht nötig, Schlösser zu knacken. Peters auch nicht, denn er kannte mich ja schon. Also konnte man auch jeden ausschließen, der mit einem der beiden die ganze Zeit zusammengewesen war ...

»Dellwood hat den General geweckt und zum Dinner fertiggemacht. Ich nehme an, daß Jennifer mit ihm gegangen ist. Normalerweise tut sie das. Sie bleibt bei dem General, bis Kelle das Essen bringt, und füttert ihn, wenn er es allein nicht schafft. Ich war in meiner Unterkunft und habe die Liste geschrieben.«

Ich dachte eine Weile nach. »Ich habe ein Problem, Sergeant. Und das ist der Grund, aus dem ich hier bin. Ich muß Fragen stellen. Ich muß lose Enden finden, an denen ich ziehen kann. Aber das ist schwierig, wenn ich keinen guten Grund habe. Kelle hat mir schon unmißverständlich klargemacht, daß sie mich zu neugierig findet.«

»Kann ich mir denken. Ich habe nicht wirklich gehofft, daß Sie es schaffen könnten, ohne sich zu enttarnen.«

»Wie viele Leute wissen von den fehlenden Gegenständen? Und wie viele wissen im Gegensatz dazu von Ihrer Annahme, daß der General langsam vergiftet wird? Warum erzählen Sie nicht die Wahrheit? Sagen Sie doch, daß der General mich angeheuert hat, um herauszufinden, wer ihn beklaut. Vielleicht finden sie das ja sogar amüsant, wenn sie wirklich annehmen, daß er sich das nur einbildet. Und

der mögliche Attentäter entspannt sich vielleicht etwas. Während die anderen zugänglicher werden könnten, wenn ich sie davon überzeugt habe, daß tatsächlich jemand den General bestiehlt. Richtig?«

»Vermutlich.« Aber es gefiel ihm nicht.

»Überlegen Sie sich einen Weg, es den anderen zu sagen. Alle sollen es wissen, aber es muß so aussehen, als hätte ich keine Ahnung, daß sie informiert wurden. Vielleicht können Sie ja einen Witz machen, daß der General schon wieder eine Wahnvorstellung hatte oder so ähnlich.«

»Einverstanden. Noch was?«

»Nein. Ich leg mich aufs Ohr. Morgen muß ich früh aufstehen. Ich will in die Stadt gehen und jemanden auf die Spur der gestohlenen Stücke ansetzen.«

»Ist das ein höflicher Rausschmiß?«

Und ob. »So würde ich das eigentlich nicht sagen. Obwohl man das so sehen kann.«

»Gut, bis morgen.« Er ging.

Ich schloß hinter ihm die Tür und setzte mich wieder an den Schreibtisch.

Mir kam es so vor, als hätte ich hier drei Puzzles gleichzeitig zu lösen: die Diebstähle, den Mordversuch an dem General und ein Puzzle mit einem Täter, der versuchte, die Miterben zu dezimieren. Es lag nahe, anzunehmen, daß jedes dieser drei Verbrechen, falls sie überhaupt passierten, unabhängig voneinander betrieben wurde. Die Diebstähle waren unwichtig im Vergleich zu dem Mordversuch; der Tod des Generals wiederum lag nicht im Interesse der Person, die versuchte, ihren Anteil am Erbe zu vergrößern.

Das hieß, ich konnte bis zum Hals in einem Ganovennest stecken.

Ich ging sofort ins Bett. Ich bezweifle, daß Peters das geglaubt hätte, denn er wußte noch von früher, wie spät ich schlafen ging. Aber ich brauchte Schlaf, weil ich mir für die frühen Morgenstunden einiges vorgenommen hatte.

9. Kapitel

Zu Hause verlasse ich mich gewöhnlich auf meinen inneren Wecker. Ich gehe schlafen, wann ich will, und werde wach, wann ich will. Plus minus zehn Minuten. Ich hatte ihn nicht vergessen. Er klingelte pünktlich.

Ich spürte, daß jemand im Zimmer war, noch bevor ich die Augen aufgeschlagen hatte. Ich weiß nicht, woran es lag. Ein Geräusch, so leise, daß ich es bewußt gar nicht gehört hatte. Ein kaum wahrnehmbarer Duft. Vielleicht lag es auch nur an meinem sechsten Sinn. Ganz gleich, ich wußte jedenfalls, daß jemand da war.

Ich lag auf meiner linken Seite mit dem Gesicht zur Wand gegenüber der Tür. Die weiche Daunendecke türmte sich über mir auf, so daß ich mich nicht einmal schnell hätte bewegen können, wenn man versucht hätte, mir ein Brandzeichen auf den Hintern zu verpassen. Mir blieb nur die Hinterlist. Ich tat, als rollte ich mich im Schlaf herum.

Aber es gelang mir nicht, sie zum Narren zu halten. Ich sah die blonde Frau nur noch von hinten, als sie zur Tür hinaus floh. »Heh! Moment. Ich will mit Ihnen reden!«

Sie schoß davon.

Ich sprang hastig aus dem weichen Bett, verfiel mich in der Decke, landete auf der Nase und fluchte lebhaft. Typisch Garrett. Immer behende und flink. Turnvater Jahn war nichts dagegen. Ich bewege mich wie eine Katze. Als ich im Wohnzimmer ankam, war Blondie schon weg. Nichts verriet, daß sie überhaupt dagewesen war. Die Tür war sogar abgeschlossen.

Nachdem ich ein paar Lampen entzündet hatte, sah ich mich prüfend im Raum um. Ich hatte die Tür nicht zufallen hören, und auch das Klicken eines Schlüssels im Schloß hatte gefehlt. Das gefiel mir gar nicht.

Solche alten Spukhäuser besaßen vermutlich Geheimgänge und doppelte Wände und solches Zeug. Vielleicht gab es hier sogar ein Verlies unter dem Kartoffelkeller und eingemauerte Knochen im Fundament.

Das konnte ja heiter werden. Zu meinem richtigen Urlaub, den ich mir verdient hatte, hatten mir Geister und Monster noch gefehlt. Ich trat ans Fenster. Der Himmel war klar, und die hauchdünne Mondsichel richtete sich gen Westen.

»Komm schon. Du versuchst es ja gar nicht richtig. Wir brauchen ein ausgewachsenes Gewitter, kübelweise Regen und jede Menge Feuerzauber. Oder wenigstens einen schönen, dichten Nebel über dem Moor und ein paar Heuler in der Nacht.«

Ich stellte das Zimmer auf den Kopf, konnte jedoch keine Geheimtüren finden.

Darum würde ich mich später kümmern, wenn ich anfang, die Wände auszumessen. Jetzt mußte ich mich umsehen, solange mir noch nicht alle Bewohner dieser Hütte auf den Fersen waren.

Ich holte meinen Zinnkameraden aus dem Schrank und schleppte ihn ins Schlafzimmer, entkernte ihn, das heißt, ich befreite ihn von dem Holzgerüst, das ihn aufrecht hielt, und legte ihn ins Bett. Das täuschte besser vor, jemand wäre zu Hause, als ein einfaches Kissen. Nachdem ich ihm

das Laken über den Helm gezogen hatte, sah er geradezu perfekt aus. »Schlaf gut, Kamerad.«

Die Entwicklung der Dinge gefiel mir gar nicht. Irgend jemand hier war alles andere als freundlich gesonnen. Ich entschied mich für meinen Lieblings-Nußknacker, einen Schlagstock mit Bleigewicht am aktiven Ende, und trat dann in den Flur. Er war verlassen, und es brannte nur eine Lampe. Vermutlich hatte Dellwood die anderen gelöscht, um Öl zu sparen. Er war der einzige außer Kelle, den ich je hatte arbeiten sehen.

Ich mußte herausfinden, was die anderen machten. Hätte Peters fragen sollen, als er noch in Reichweite war.

Am östlichen Ende des Flurs gab es ein schmales Fenster mit Blick auf das Grundstück. Draußen war es finster. Nur ein paar Sterne funkelten am Himmel. Die Werwölfe und die Vampire machten heute abend anscheinend blau. Ich schlich in den ersten Stock und wandte mich nach links.

Da ich glaubte, allein auf dem Flur rumzuschleichen, gab ich mir keine Mühe, leise zu sein. Ich knackte ein Schloß und betrat das erste Zimmer. Die Lampe hielt ich in der rechten, den Totschläger in der linken Hand. Aber diese Vorsicht erwies sich als überflüssig. Der Raum war ein Endlager für Spinnweben. Hier war seit zehn Jahren niemand mehr gewesen.

Ich inspizierte das Zimmer flüchtig und untersuchte dann den Raum auf der anderen Seite des Flurs. Die gleiche Geschichte.

Alle Räume auf diesem Flur sahen gleich aus, bis auf den letzten. Hier fand ich Spuren eines kürzlichen Besuchs.

Auf dem Kaminsims bemerkte ich Kreise, wo weniger Staub war. Als hätte jemand etwas entfernt. Kerzenleuchter oder kleine Nippesfiguren. Ich versuchte, aus den Fußspuren des Besuchers etwas zu schließen. Es gibt immer die Hoffnung, daß man etwas Einzigartiges findet, vielleicht Schuhe in der Größe eines mittleren Lastkahns oder einen Abdruck von zwei Zehen eines nackten Fußes. Doch diesmal wurde es nichts. Der Eindringling war geschlurft, vermutlich nicht mal absichtlich. Ein durchschnittlicher Dieb hat normalerweise nicht solche abgefeimten Tricks auf Lager.

Die Suche dauerte länger, als ich angenommen hatte. Ich entschloß mich zu einem Schnelldurchgang. Die Einzelheiten würde ich später erforschen. Wenigstens kannte ich mich dann aus.

Über mir war ein Zwischengeschoß, das man durch ein eigenes Treppenhaus erreichen konnte. Ich stieg hinauf. Das Stockwerk bestand aus einem einzelnen riesigen Raum über der großen Eingangshalle. Es war mit Müll vollgestopft, wie die meisten Räume darunter auch. Aber man hatte vom Treppenhaus einen Trampelpfad freigeräumt, der zum vierten Stock im Westflügel führte. Eine Abkürzung.

Die Alternative war, zum zweiten Stock hinabzusteigen und eine schmale Empore über der Hintertür zu nehmen. Offenbar war sie dazu da, um von hier aus zu einer versammelten Menschenmenge reden.

Ich konnte genausogut auch die Abkürzung nutzen, mich den Westflügel bis zum Erdgeschoß hinunterarbeiten und mich dann wieder nach oben wursteln.

Der Westflügel war bewohnt. Ich betrat keine Zimmer. Das verschob ich auf den nächsten Abend. Dann war ich in der Stadt gewesen. Vielleicht fand ich ja einen Schlosser, der nach meinem Schlüssel einen Dietrich anfertigen konnte.

Im dritten und vierten Stock war nichts zu finden. Aber der Grundriß sah anders als in meinem Flügel aus. Die Flure waren kürzer und endeten an den Türen der Suiten der Hausherren. Unter zwei Türen im dritten Stock war noch ein Lichtstreifen zu sehen. Entweder war jemand sehr lange aufgeblieben, oder er hatte Angst vor der Dunkelheit.

Im zweiten Stock lagen fünf große Suiten, vermutlich für Ehrengäste wie Herzöge, Grafen, Feuerlords, Sturmwächter oder wen sonst ein hochrangiger Offizier empfangen mochte.

Die protzigen Räume im Erdgeschoß dienten anderen Zwecken. Im Westflügel hatten früher die Herren die Geschäfte geführt und hofgehalten. Die Türen zu verschiedenen Räumen standen offen, was ich als Einladung betrachtete. Aber ich fand nichts Nennenswertes.

Vom Westflügel arbeitete ich mich zum Ostflügel vor, wo die Küche, die Speisekammer, der Speisesaal und alle möglichen anderen Räume lagen. Dort war ich schon gewesen, hatte mich aber nicht besonders gründlich umsehen können.

Als ich an meinem tapferen Helden vorbeikam, der immer noch starrköpfig mit dem Drachen rangelte, beschlich mich wieder dieses unheimliche Gefühl. Ich sah mich um, konnte aber niemanden entdecken. Meine blonde Bewun-

derin? Langsam kam ich zu der Überzeugung, daß sie nur ein Hirngespinnst war.

Nicht im wörtlichen Sinn, natürlich. Dieses Haus war selbst um die Mittagszeit gespenstisch. Es war einer Horrorgeschichte entsprungen, aber ich glaubte nicht, daß es verwunschen war. Die Welt ist voll von Merkwürdigkeiten, Magie und übernatürlichen Dingen. Doch um zu erklären, was hier vorging, brauchte ich keine esoterische Krücke. Die Intrigen, die hier gesponnen wurden, entsprangen der Wurzel des Übels unter uns Lebenden.

Eine nähere Untersuchung des Eßzimmers ergab, daß es genau das war, was ich erwartet hatte. Und auch die Dekoration war ganz im Stil des Hauses gehalten. Ich fragte mich, in wie vielen Schlachten die Stantnors gefochten haben mochten.

Der Raum hatte eine hohe Decke. Ein Teil des zweiten Stocks mußte dafür geopfert worden sein. Das fand ich heraus, als ich die Speisekammer inspizierte.

Von dort führte eine Tür zu einem Treppenhaus, dessen Stufen sowohl nach unten als auch nach oben führten. Außerdem war es dort drinnen so finster wie im Herzen eines Vampirs. Ich ging hinauf. Der Weg führte zu Lagerräumen, die mit Wäsche und Haushaltszeug gefüllt waren. Einiges sah aus, als läge es schon seit der Jahrhundertwende hier. Irgendein verstorbener Stantnor hatte anscheinend gespart, indem er im Großhandel einkaufte.

Obwohl niemand Staub wischte oder fegte, war der Raum ganz ordentlich und wurde hauptsächlich von Moten bewohnt, die meine Lampe unwiderstehlich fanden.

Warum brauchte man soviel Platz als Lagerraum?

Schließlich kam ich an Stapeln mit zehn Zentimeter dicken, mit Eisen beschlagenen Eichenbrettern vorbei, auf deren Angeln mit Kreide Nummern standen. Die sah ich mir genauer an.

Es waren Schutzläden für die Fenster, um sie zu verrammeln, falls das Haus belagert werden sollte. Sie mußten so alt sein wie die ganze Hütte. Ob man sie je benutzt hatte? Wenn, dann nicht im letzten Jahrhundert.

In der südöstlichen Ecke fand ich einen seltsamen Raum. Die Tür war verriegelt, aber nicht abgesperrt. Es war eine Waffenkammer, in der genug Schlachtwerkzeuge waren, um eine ganze Kompanie auszustatten. Als wenn nicht schon genug Mordwerkzeuge im Haus herumgestanden und -gehangen hätten. Jeder Stahl war eingefettet, und alle Holzteile mit Paraffin bestrichen worden. Es warf ein interessantes Licht auf das politische Klima, das geherrscht hatte, als das Haus erbaut worden war. Schienen unsichere Zeiten gewesen zu sein.

Ich hatte zuviel Zeit vertrödelte. Als ich nach unten ging, war es schon zu spät. Kelle rumpelte in der Küche herum, und ich trat den Rückzug an, bevor sie aus Versehen über mich stolperte.

Als ich im vierten Stock ankam, huschte mir etwas Weißes über den Weg. Meine entzückende, geheimnisvolle Lady. Ich warf ihr einen Handkuß zu.

10. Kapitel

Ich hatte einen Besucher gehabt. Der offenbar sehr in Eile gewesen war. Er hatte sogar einen Schlüssel im Schloß stecken- und die Tür offengelassen. Den Grund erkannte ich, als ich das Schlafzimmer betrat.

Mein Besucher hatte die Rüstung ermordet. Er war hereingestürmt, bewaffnet mit einer Streitaxt, und hatte meinen Zinnsoldaten damit erledigt. Die Axt steckte noch drin.

Ich lachte. Der Kerl hatte sich bestimmt vor Angst in die Hose gemacht und gedacht, er wäre in eine Falle gelaufen.

Aber ich wurde schnell wieder ernst. Das war jetzt das zweite Mal. Nächstes Mal würde die Person ihren Versuch vielleicht sorgfältiger planen. Ich saß hier mitten auf dem Präsentierteller. Dagegen mußte ich was unternehmen.

Ich schloß ab und steckte den Schlüssel ein. Er sah anders aus als meiner, war also vermutlich ein Dietrich. Dann kümmerte ich mich um meinen Zinnsoldaten und holte die Axt aus seiner Blechhaut. »Tut mir leid, alter Junge. Aber wir werden uns rächen.« Ich benutzte die Axt, um eine Falle aufzubauen. Jeder, der jetzt unwillkommen durch die Schlafzimmertür trat, würde ein derbes Willkommen erleben.

Dann legte ich mich ein Stündchen aufs Ohr.

Ich war der erste, der zum Frühstück herunterkam. Kelle hatte schon alle Hände voll damit zu tun, Servierplatten zu bestücken. »Brauchen Sie Hilfe?«

»Das könnt Ihr wohl sagen. Ich weiß nicht, was Ihr mit Eurer Schmeichelei erreichen wollt, Junge, aber glaubt mir, ich werde Eure Hilfe annehmen. Seht im Ofen nach, wie lange die Brötchen noch brauchen.«

Ich gehorchte. »Noch ungefähr eine Minute.«

»Was wißt Ihr schon vom Backen?«

Ich erklärte ihr, daß bei mir zu Hause der alte Dean für die Schinderei und das Kochen zuständig war. Er ist ein guter Koch und ein guter Lehrer. Mittlerweile kann ich eine ganz passable Mahlzeit zusammenköcheln, wenn ich will. Zum Beispiel, wenn ich ihm einen Abend freigebe, damit er nicht herumschnüffelt, wenn ich einen Gast bewirte. Einen weiblichen Gast, versteht sich.

»Keine Ahnung, ob Ihr lügt oder nicht. Aber wahrscheinlich kann man Euch kein Wort glauben. Hab noch nie 'nen Mann nich' gesehen, der kochen konnte.«

Ich hütete mich, ihr zu verraten, daß nach Deans fester Überzeugung die wenigen guten Köche, die es gab, ausschließlich Männer waren. »Ich sollte euch beide zusammenbringen. Dann könnte ich mich hinsetzen und zusehen, wie die Fetzen fliegen.«

»Pah. Die Zeit ist um. Nehmt die Brötchen aus dem Ofen und holt das Butterfaß her.«

Ich warf einen Blick auf die Butter. »Frische Faßbutter?«

»Schleicher hat sie gerade reingebracht.«

»Wird er uns mit seiner Gesellschaft beehren?«

Sie lachte. »Schleicher? Nie im Leben. Der will mit keinem nix zu tun haben. Hat sich was zu essen geschnappt

und ist abgezischt. Ist nicht sehr gesellig, unser Schleicher.«

»Was hat er für ein Problem?«

»Im Cantard haben sie aus seinem Kopf Rührei gemacht. Er war zwanzig Jahre da unten und hat nie einen Kratzer abgekriegt. Er war immer draußen.« Sie schüttelte den Kopf und türmte Würstchen und Schinken auf einen Servierteller. »Traurige Sache. Ich kannte ihn schon, als er noch ein Dreikäsehoch war. War'n süßer Fratz. Viel zu empfindlich und feinfühlig für die Marines. Aber er meinte, er müßte es unbedingt versuchen. Und das ist aus ihm geworden: ein alter Mann mit einem Knall. Er konnte wunderschön malen. Hätte ein großartiger Maler werden können. Er hatte den magischen Blick. Sah den Dingen direkt ins Innerste und konnte dann auch noch malen, was er da gefunden hatte. Jeder Blödmann kann das Äußere der Dinge abbilden, sie so auf die Leinwand kleistern, wie wir sie sehen. Nur ein Genie kann die Wahrheit enthüllen. Und der Junge war eins. Wollt Ihr bis zum Mittagessen hier rumstehen und Maulaffen feilhalten? Oder wollt Ihr frühstücken?«

Ich füllte meinen Teller und verzichtete darauf, zu erwähnen, daß ich einfach keine Chance gehabt hatte, ihren Redeschwall zu unterbrechen. Außerdem plapperte sie sowieso ungebremst weiter. »Damals habe ich dem General erzählt – er war gerade zum General befördert worden –, daß es eine Schande war, den Jungen da unten zu verheizen. Und als er nach Hause kam, habe ich es ihm noch mal gesagt. Da hat mir der General geantwortet: ›Kelle‹, hat er gesagt, ›Kelle, du hast recht. Es war eine Sünde gegen die

Menschlichkeit, ihn mitzunehmen.« Aber er hätte den Jungen auch nicht aufhalten können, selbst wenn er es gewollt hätte. Er war so verdammt eigensinnig und dachte, es wäre seine Pflicht, mit seinem Herrn in den Krieg zu ziehen.«

Während sie erzählte, kam die Meute zum Frühstückfassen. Ich bemerkte zwei unbekannte Gesichter, wahrscheinlich Tyler und Wayne. Sie sahen aus, als hätten sie nicht geschlafen. Die Männer trugen ihre Teller ins Esszimmer.

»Waren das Tyler und Wayne?« erkundigte ich mich bei Kelle.

»Wie habt Ihr das erraten?«

»Pures Glück. Ist mir noch jemand entgangen?«

»Wer denn?«

»Weiß ich nicht. Gestern habt Ihr gesagt, hier würden achtzehn Leute leben. Ich habe nur zehn Leute gezählt, plus diesen Schleicher, der sich nie zeigt, und eine blonde Frau, die offenbar nur ich sehen kann. Das sind nach Adam Riese weit weniger als achtzehn.«

»Hier wohnen keine achtzehn Leute.«

»Ihr habt gesagt, es wären achtzehn.«

»Junge, ich bin vierhundert Jahre alt. Wenn ich mich nicht konzentriere, erinnere ich mich nicht mal, in welcher Epoche ich im Augenblick lebe. Ich bin Köchin, deck den Tisch und wasch ab. Auf andere Dinge achte ich nicht. Ich treibe nur so dahin, sehe und höre nichts. Letztes Mal, als ich genauer hingesehen habe, waren wir achtzehn, mich eingeschlossen. Muß schon eine Weile hergewesen sein. Verdammt. Deshalb haben wir immer soviel Reste. Ich koche zuviel.«

»Aber ich habe nicht zuviel Gedecke am Tisch gesehen.«

Sie schwieg einen Moment. »Ihr habt recht. Anscheinend zählt etwas in mir mit.«

»Seid Ihr schon lange bei den Stantnors?«

»Ich bin mit meiner Mutter zu ihnen gekommen. War noch ein Kind. Ist schon lange her. Damals hatten Menschen noch einen Kaiser. Das war noch, bevor die Stantnors hierher gezogen sind und das erste Haus gebaut haben. Dieses hier ist erst zweihundert Jahre alt. War ein richtiges Prachtstück, als es neu war.«

»Ihr müßt ja einiges erlebt haben.«

»Kann man wohl sagen. Habe alle Könige und Sturmwächter und Feuerlords hier in diesem Speisesaal bedient.« Mit diesen Worten beendete sie das Gespräch und ging hinaus.

Ich steckte meinen Kopf zur Tür herein. Niemand zeigte sich besonders enttäuscht. Allerdings klatschte auch keiner vor Freude in die Hände. Es war ein schlapper Haufen.

Diese Kerls hatten ihr ganzes Leben miteinander verbracht. Man sollte annehmen, daß sie sich unterhalten könnten, es sei denn, es wäre alles gesagt. Bei einigen Menschen beschleicht mich genau dieses Gefühl, manchmal sogar, bevor irgend jemand überhaupt den Mund aufgemacht hat.

Tyler und Wayne waren typische Marines-Berufssoldaten. Wie unterschiedlich die Männer auch sein mögen, der Dienst verleiht ihnen irgendwie eine gewisse Uniformität. Tyler war ein dünner, hagergesichtiger Typ mit harten, braunen Augen, graumeliertem Haar und einem schmalen,

melierten Bart, der höchstens einen Zentimeter lang war. Wayne hatte etwa meine Größe und war ungefähr zwanzig Pfund schwerer. Aber das war kein Fett. Er sah aus, als könnte er mit Kühen um sich werfen, wenn ihn die Wut packte. Er war gut zehn Zentimeter größer als Tyler und blond, hatte eisblaue Augen, die dasselbe ausstrahlten wie die von Wayne oder der ebenfalls eisige Blick von Schokke. Allerdings ließ dessen Form allmählich zu wünschen übrig.

Ich habe fünf Jahre in Gesellschaft von Männern wie ihnen verbracht. Jeder von ihnen war zu einem Mord fähig, wenn ihm danach gelüstete. Menschliches Leben bedeutete ihnen nichts. Dafür hatten sie zuviel Tod gesehen.

Was ein weiteres Rätsel aufwarf.

Marines sind ziemlich schlichte Naturen. Wenn jemand den Tod des Generals wollte, war es wahrscheinlich, daß er ihn einfach kaltmachte. Es sei denn, es gäbe ein wichtigeres Motiv, einen schleichenden Tod herbeizuführen.

Zum Beispiel, auf einen Anteil am Vermögen des Alten zu warten?

Es war sinnlos, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Solche Dinge kann man nicht erzwingen. Sie müssen sich von allein entfalten.

Ich half Kelle, den Tisch abzuräumen, und schnürte dann meine Wanderstiefel.

11. Kapitel

Ich war schon seit Monaten nicht mehr bei Morpheus gewesen. Das lag nicht daran, daß wir uns etwa verkracht hätten. Es war einfach nicht nötig, dieses Karnickelfutter zu fressen, das seiner Küche entkam, und ich hatte auch nicht das Bedürfnis danach.

Ich erreichte den Laden gegen neun. Um die Zeit hat er noch geschlossen. Seine Öffnungszeiten sind von elf bis sechs Uhr früh. In dieser Zeit füttert er alle empfindungsfähigen Rassen, die auf unserer schönen Welt wandeln und die verdreht genug sind, sich von Gemüse ernähren zu wollen.

Es trifft alle möglichen Leute. Selbst einige meiner besten Freunde essen da. Sogar ich habe es versucht. Allerdings nicht gerade mit überschäumender Begeisterung.

Also. Neun Uhr. Die Kneipe war abgeschlossen. Ich ging zur Hintertür und gab das geheime Klopfszeichen. Ich kramte und hämmerte wie blöd gegen die Tür, bis Morpheus' Schläger Kuddel mit einem dicken Bleirohr in der Tür erschien und drohte, mir das Hirn in die Eier zu rammen.

»Ist geschäftlich, Kuddel.«

»Konnte mir auch nur schwer vorstellen, daß du geil auf 'ne Schüssel Bohnenmus bist. Du zeigst deinen Arsch doch nur, wenn du was willst.«

»Dafür bezahl ich ja auch.«

Er schnaubte verächtlich. Er fand es nicht richtig, daß ich Morpheus benutzte, nur weil der mich mehrmals ausgenutzt hatte. Gegen meinen Willen und bei lebensgefährlichen Unternehmungen, und dann auch noch nur deshalb, weil er seine horrenden Spielschulden loswerden wollte.

»Bargeld, Kuddel. Und er braucht nicht mal seinen Hintern zu bewegen. Er muß nur jemanden losschicken, der die Drecksarbeit für ihn erledigt.«

Das heiterte Kuddel nicht besonders auf. Weil er einer der Jungs ist, die für Morpheus diese Arbeit erledigen. Aber wenigstens schlug er mir nicht die Tür vor der Nase zu.

»Komm rein.« Er winkte mich nach drinnen und verrammelte die Tür. Dann führte er mich durch die Küche, in der Köche Kohlköpfe und Broccoli schlachteten, ließ mich an der Bar zurück und stellte mir einen Humpen Apfelsaft naturtrüb vor die Nase. »Warte hier.« Dann ging er nach oben.

Der Gastraum war leer und verloren, fast schmerzlich ruhig. So sollte es hier immer sein und nicht überfüllt und laut wie üblich.

Morpheus Ahrm ist ein Kopfgeldjäger. Ein ›Physiotherapeut‹, was bedeutet, daß er Knochen bricht. Er läßt auch schon mal jemanden über die Klinge springen. Die meisten Burschen, die für ihn arbeiten, assistieren ihm dabei. Morpheus ist ein tödlicher Parasit, der an der dunklen Unterseite der Gesellschaft klebt und sie auslutscht. Er ist der Beste seines Fachs, mit Ausnahme vielleicht von einem Mordbubengespann, das für Kain Kontamin killt.

Summa summarum verkörpert Morpheus Ahrm alles, was ich nicht mag. Er ist die Art Kerl, die ich fertigmachen wollte, als ich beschloß, ein guter Mensch zu werden. Leider kann ich ihn gut leiden.

Manchmal kann man einfach nicht anders.

Kuddel kam die Treppe herunter und schüttelte den Kopf.

»Was ist los?« erkundigte ich mich.

»Er treibt diese Gesundheitsnummer wirklich zu weit.«

»Das sagst du mir? Er wirkt wie neugeboren und versucht jetzt, alle anderen zu erretten.« Der einzige Körnerfresser-Killer der Welt. Er will die Welt vor den Gefahren eines guten Steaks bewahren, bevor er ihr die Kehle durchschneidet. Ich weiß nicht. Irgendwie klingt das doch widersprüchlich, oder? »Hat er die Gesundheitsliste erweitert?«

»Ist schon ein paar Monate her seit deinem letzten Besuch, stimmt's?«

»Letztes Mal hatte er gerade dem Spiel abgeschworen und hielt sich auch daran. Mit den Frauen hat er es auch versucht, aber das konnte er nicht ertragen.«

»Er wettet nicht mehr. Das muß man ihm zugute halten. Jetzt ist die Devise: Früh ins Bett und früh wieder aus den Federn. Er ist wach. Und das um diese Zeit. Er ist angezogen, hat seine Körner gepickt und absolviert gerade seine Morgengymnastik. Vor einem Jahr hätte man ihn niemals zu dieser Tageszeit aus dem Bett gekriegt.«

O doch, vorausgesetzt, es lag genug Geld drin. »Wunder gibt es eben immer wieder.«

»Er will, daß du hochkommst. Noch ein Gläschen?«

»Warum nicht. Fruchtsaft ist das einzige, was ich hier ertragen kann.«

Er zwinkerte. Kuddel hatte sich von Morpheus nicht bekehren lassen. Er füllte meinen Humpen auf, und ich nahm ihn mit in Morpheus' Büro. Es ist so eine Art Bastion vor seinen persönlichen Gemächern. Ich bin so ziemlich der engste Freund, den er hat, aber selbst ich habe es nie weiter als bis ins Büro geschafft. Ich trage mein Haar zu kurz und lege zu wenig Make-up auf.

Ahrm machte gerade seine Gymnastik. Er bewegte sich so schnell, daß ich schon vom Zusehen Bauchschmerzen bekam.

»Für einen Mann deines Alters bist du ziemlich gut in Form«, erklärte ich, obwohl ich es nicht genau kannte. Es konnte beträchtlich sein. Er ist zur Hälfte Dunkler Elf. Dunkle Elfen haben ein langes Leben.

»Offenbar arbeitest du wieder.« Er sagte es, ohne seine Bewegungen zu unterbrechen, so, als wäre es überhaupt nicht anstrengend, was er da tat. Igitt.

Ich nahm mir vor, auch damit anzufangen. In meinem Alter ist es gefährlich, sich gehen zu lassen. Man kann es nie wieder aufholen. »Warum nimmst du an ...?«

»Du kommst nur her, wenn du was willst.«

»Das stimmt nicht. Mit Maya bin ich immer aus Spaß hierhergekommen.« Bevor sie und ich wieder eigene Wege gegangen waren.

»Mit ihr hast du eine Perle verloren, Garrett.« Er rollte sich auf den Bauch und begann mit Liegestützen.

Sein dunkles Elfenblut fiel nicht sofort auf. Morpheus wirkte wie ein kleiner, schlanker, dunkelhaariger, durchtrainierter Menschenmann. Er ist sehr schnell auf den Beinen und strahlt etwas Gefährliches aus, ohne direkt bedrohlich zu wirken. Wahrscheinlich finden die Frauen ihn deshalb so unwiderstehlich.

»Vielleicht. Ich vermisse sie ein bißchen. Sie war ein gutes Mädchen.«

»Und sehr hübsch. Also bist du immer noch mit Tinnie zusammen?«

Meine Freundin Tinnie ist eine temperamentvolle Rothaarige, und wir haben eine vollkommen unberechenbare Beziehung. »Wir sehen uns. Falls sie nicht gerade denkt, sie müßte mich bestrafen, indem sie mich links liegen läßt.«

»Das einzig Clevere, das du gemacht hast, seit ich dich kenne, ist, daß du ihr nichts von Maya erzählt hast.« Morpheus machte schnell mal eben fünfzig Liegestütze und sprang dann locker hoch. Er schwitzte nicht mal. Ich hätte ihm am liebsten in den Arsch getreten. »Was gibt's?«

»Schon mal von General Stantnor gehört?«

»Der Ex-Kommandant der Marines?«

»Genau der.«

»Was ist mit ihm?«

»Mein ehemaliger Sergeant arbeitet für ihn und hat eine alte Schuld bei mir eingetrieben. Deshalb arbeite ich für den alten Knaben.«

»Arbeitest du eigentlich nie wegen der Arbeit an sich? So jemanden wie dich habe ich noch nie kennengelernt.«

»Weiß ich. Ich bin wie ein Hund. Du hast sicher noch nie einen Hund etwas tun sehen, außer wenn er hungrig ist. Ich bin nicht hungrig. Warum sollte ich arbeiten?«

»Was ist mit dem General? Ich arbeite, auch wenn ich nicht hungrig bin. Und zwar reichlich.«

»Der Alte siecht vor sich hin. Mein alter Sergeant denkt, jemand versucht ihn umzubringen. Langsam, so daß es wie eine tödliche Seuche aussieht.«

»Und? Tut das jemand?«

»Keine Ahnung. Es dauert schon ziemlich lange. Kennst du eine Möglichkeit, das so hinzubekommen?«

»Wie ist seine Hautfarbe?«

»Seine Hautfarbe?«

»Klar. Es gibt Gifte, die sich allmählich im Körper ansammeln. Aber die Hautfarbe verrät sie.«

»Ich würde sagen, ein krankhaftes Gelb. Sein Haar fällt ihm in Büscheln aus. Und seine Haut ist fast durchscheinend.«

Morpheus runzelte die Stirn. »Nicht blau oder grau?«

»Gelb. Wie ausgelutschter Karamel.«

Er schüttelte den Kopf. »Das reicht nicht, um ein solides Urteil abzugeben.«

»Er hat Anfälle.«

»Du meinst, er hat einen Knall?«

»Eher einen Krampf.«

»Sagt mir nichts. Vielleicht kann ich mehr ausrichten, wenn ich ihn ansehe.«

»Mit Vergnügen. Ich weiß nur nicht, ob ich es arrangieren kann. Die Leute da leiden unter Verfolgungswahn, was Fremde betrifft.« Ich gab ihm einen kurzen Überblick über die Mitwirkenden.

»Hört sich nach Klapsmühle an.«

»Könnte sein. Bis auf Jennifer und Kelle haben alle mindestens dreißig Jahre bei den Marines gedient, die meiste Zeit davon im Cantard.«

Er grinste. »Dazu sage ich nichts.«

»Wir machen die Welt etwas heiliger, wenn wir alle der Versuchung widerstehen. Noch eins: Der Alte glaubt, er hätte mich angeheuert, um rauszufinden, wer ihm sein Silber und die alten Kriegstrophäen klaut.« Ich kramte die Liste hervor. Morpheus überflog sie. »Ich zahle die üblichen Gebühren für jemanden, der sich mal umhört und rausfindet, ob einer dieser Gegenstände durch die bekannten Kanäle gondelt.«

»Eierkopf braucht Arbeit.«

Waldo Eierkopf Zarth ist eine Art Freund und steht irgendwo zwischen Morpheus und mir, was seine Berufsauffassung angeht. Er hat mehr Skrupel als Ahrm und ist ehrgeiziger als ich, aber er ist so groß wie ein Haus und sieht nur halb so schlau aus. Die Leute nehmen ihn einfach nicht ernst. Deshalb bekommt er auch nie die besten Jobs.

»Einverstanden. Ich zahle seinen normalen Satz. Plus einem Bonus, wenn er einen der Gegenstände wiederbe-

schafft. Und ein zusätzliches Zückerli, wenn er eine Beschreibung des Diebes mitliefert.«

»Auf Treu und Glauben?« Morpheus ist Meister der versteckten Hinweise.

Ich gab ihm eine Vorauszahlung. »Ich danke dir, und Eierkopf dankt dir ebenfalls«, sagte er. »Ich weiß, daß du nur einem alten Kumpel einen Gefallen tust, aber die Sache wirkt ziemlich harmlos. Vor allem, wenn der alte Knacker einfach abnippelt.«

»Irgend etwas geht da vor sich. Jemand hat versucht, mich auszuschalten.« Ich erzählte ihm die Geschichte.

Morpheus lachte. »Ich hätte zu gern das Gesicht des Kerls gesehen, als er mit der Axt zuschlug und du wie eine Glocke geklungen hast. Du hast immer noch diesen unverschämten Dusel.«

»Vielleicht.«

»Warum sind sie hinter dir her?«

»Ich weiß es nicht. Geld? Das ist ein Gesichtspunkt, unter dem die Sache Format gewinnt. Der alte Knabe ist etwa fünf Millionen Taler schwer. Sein Sohn ist tot. Seine Frau ist vor mehr als zwanzig Jahren gestorben. Seine Tochter Jennifer erbt den halben Besitz. Die andere Hälfte geht an seine alten Kameraden von den Marines. Vor drei Jahren gab es noch siebzehn Erben. Seitdem sind zwei angeblich eines natürlichen Todes gestorben. Einer wurde von einem wütenden Bullen erlegt, und vier sind verschwunden. Eine kleine Rechnung ergibt, daß dies die Summe für die Überlebenden fast verdoppelt hat.«

Morpheus setzte sich hinter seinen Schreibtisch, legte die Füße hoch und reinigte seine strahlend weißen Zähne mit einem zehn Zentimeter langen, stählernen Zahnstocher. Ich hütete mich, seine Gedankengänge zu unterbrechen.

»Das riecht geradezu nach einem hinterhältigen Spiel, Garrett.«

»Die menschliche Natur ist eben, was sie ist.«

»Würde ich noch wetten, würde ich darauf setzen, daß einer versucht, seinen Anteil aufzustocken.«

»Die menschliche Natur ist eben ...«

»Niemanden würde soviel Kohle kaltlassen. Dich nicht, mich nicht, nicht mal einen einfältigen Heiligen. Vielleicht hast du da ja doch was Interessantes am Wickel.«

»Möglich. Die Sache ist nur die: Ich bring die Einzelheiten einfach nicht zusammen. Wenn ich rausfinde, wer die Diebstähle begeht – die übrigens sinnlos sind, wenn man bedenkt, was am Ende an Gold auf die Leute wartet –, wenn ich die Person dingfest mache, habe ich damit noch lange nicht denjenigen, der versucht, den General umzulegen.

Und der wiederum kann nicht die Zahl der anderen Erben dezimieren. Wer das tut, müßte Interesse daran haben, sich den General noch etwas länger zu erhalten.«

»Was passiert, wenn die Tochter den Löffel vor dem General abgibt?«

»Mist!« Das war ein entscheidender Punkt, und er war mir bisher entgangen. Wenn alles an die Jungs fallen würde, dann stand sie wirklich mitten im Fadenkreuz. »Seltsam ist auch, daß alle so tun, als wüßten sie nicht, was vorgeht.

Sie machen Dienst wie gewöhnlich und mißtrauen sich nicht mal gegenseitig. Ich dagegen mißtraue allen, dabei bin ich erst eine Nacht da.«

»Ein besonders verwunderliches Merkmal deiner Spezies ist, daß die meisten Exemplare nur sehen, was sie sehen wollen.«

»Was soll das heißen?«

»Vielleicht sind diese Kerle ja gute alte Kumpel, und nur einer hat begriffen, daß es sich lohnt, ein paar Kehlen durchzuschneiden. Vielleicht ist auch keiner mißtrauisch, weil sie nicht glauben, daß einer von ihnen so etwas tut, nach all dem, was sie gemeinsam durchgemacht haben.«

Das war möglich. Selbst ich hatte ein ähnlich gelagertes Problem. Ich könnte mir nie vorstellen, jemanden kaltzumachen, mit dem ich so lange zusammengearbeitet habe. »Die ganze Angelegenheit könnte auch genau das sein, was sie behaupten. Drei Tote, deren Ableben leicht erklärbar ist, und vier, die mit der Lebensweise nicht klarkamen und weggegangen waren, weil Geld ihnen nichts bedeutete.«

»Sicher. Außerdem ist der Mond eine Mausefalle.«

»Du hast eine sehr negative Einstellung.«

»Die jeden Tag auf der Straße bestätigt wird. Neulich hat ein sechsendreißigjähriger Mann seine Mutter und seinen Vater erstochen, weil sie ihm kein Geld für eine Flasche Wein geben wollten. So ist die Welt da draußen, Garrett.

Wir sind Ausgeburten unserer eigenen schlimmsten Alpträume.« Er lachte leise. »Diesmal hast du richtig Glück gehabt. Der Fall ist gar nicht so übel. Keine Vampire, keine Werwölfe, keine Hexen, keine Zauberer und keine toten

Götter, die aus dem Grab auferstehen wollen. Nichts von dem Mist, in den du gewöhnlich hineinrasselst.«

Ich schnaubte verächtlich. Über solche Monstrositäten stolpert man zwar nicht an jeder Ecke, aber sie gehören zu unserer Welt. Irgendwann gerät jeder mal an eine. Sie beeindruckten mich nicht, obwohl ich mich nicht gerade darum reiße, mich mit ihnen herumzuschlagen.

»Vielleicht hab ich ja ‘nen Geist gesehen«, behauptete ich.

»Einen was?«

»Einen Geist. Ich lauf immer wieder einer Frau über den Weg, von der niemand zugibt, daß sie existiert. Die angeblich kein anderer sieht. Es sei denn, sie verarschen mich. Was sie wohl auch tun.«

»Ach, du bist ja verrückt. Sie ist bestimmt eine hinreißende Blondine, stimmt’s?«

»Sie ist blond. Und sieht nicht schlecht aus.«

»Du bist ein Tagträumer. Deine Wunschvorstellungen haben dich einfach genarrt.«

»Vielleicht. Das kriege ich noch raus, bevor ich mit dem Job fertig bin. Ich wollte noch was von dir, aber das habe ich vergessen.«

»Dann kann es nicht sehr wichtig gewesen sein.«

»Wahrscheinlich nicht. Ich mach mich lieber auf den Weg.«

»Brauchst du keine Ausrüstung? Die Vorstellung, daß du mit bloßen Händen in einem Killernest rumwühlst, gefällt mir nicht.«

»Ich habe noch ein bis zwei Tricks im Ärmel.«

»Wie immer«, knurrte er. »Dreh keinem den Rücken zu.«

»Keine Sorge.«

Ich war schon an der Tür, als seine Frage mich aufhielt.

»Wie sieht diese Tochter aus?«

»Anfang zwanzig, sehr hübsch, aber nicht sehr gesprächig. Vermutlich hoffnungslos verzogen.«

Morpheus dachte kurz nach, zuckte dann die Schultern, stand auf, ließ sich fallen und fuhr mit seinen Liegestützen fort. Ich schloß die Tür. Wenn ein Mann sich malträtiert, kann ich einfach nicht zusehen.

12. Kapitel

Höchst zufrieden mit mir selbst ging ich Richtung Südtor. Ich kannte Morpheus Ahrm. Seine Neugier würde schließlich die Oberhand gewinnen. Das hieß, er würde mehr unternehmen als das, wofür ich ihn bezahlte. Er würde sich unter seinen Geschäftsfreunden umhören. Wenn irgend etwas vor sich ging, in das die Stantnors verwickelt waren, würde er es herausfinden.

Doch meine Hochstimmung verschwand, als ich das Südtor passiert hatte.

Es begann zu nieseln, und ich fing an, mein Mißtrauen Pferden gegenüber zu verwünschen. Verdammt, selbst wenn ich nicht reiten wollte, hätte ich wenigstens eine Kutsche mieten können. Ich hatte einen Klienten und konnte es auf die Spesenrechnung setzen. Spesen sind ein wundervoll dehnbarer Begriff, vor allem, wenn der Klient sie nicht einmal überprüft.

Ich wurde ziemlich naß, bevor ich mein Ziel erreichte.

Merkwürdig. Die meisten großen Besitze haben Namen. Haus Ahorn. Haus Windschutz. Manchmal auch Namen, die keinen Sinn ergeben, wie zum Beispiel Brittany Stone.

Aber dieses Anwesen hätte auch eine Schäferhütte sein können. Villa Stantnor. Es war ein alter Familiensitz und ein Militaria-Museum, aber anscheinend fand niemand es heimelig genug, daß er ihm einen Namen gegeben hätte.

Ich war noch fast vierhundert Meter vom Haus entfernt, als Jennifer Stantnor aus der Vordertür stürzte und auf mich zurannte. Sie hatte sich nicht mal einen Regenmantel

übergeworfen. Peters hetzte hinter ihr her. Er holte schnell auf, obwohl es nicht so aussah, als wollte er sie einholen.

Sie kamen fast gleichzeitig bei mir an. Es schien Jennifer zu ärgern, daß Peters ihr gefolgt war. Er dagegen musterte sie wütend. Ich tat mein Bestes, den Verwirrten zu spielen. Was mir nicht schwerfiel. Ich hob fragend eine Braue fast bis zum Haaransatz. Mein Brauen-Blick-Trick. Einer meiner besten. Jennifer stand da und keuchte. Peters atmete weniger angestrengt, obwohl er fast dreimal so alt war wie sie. »Es hat einen Jagdunfall gegeben«, erklärte er.

Ich verzog keine Miene. »Ach?«

»Es regnet. Gehen wir lieber ins Haus.«

Ich sah das Mädchen an. Anscheinend wollte sie etwas sagen. Schließlich brach es aus ihr heraus. »Ich glaube nicht, daß es ein Unfall war.«

Wenn jemand getötet worden war, stimmte diese Vermutung wohl auch. Aber das sagte ich nicht laut, sondern knurrte nur etwas Unverständliches.

Peters redete, während wir zum Haus gingen. »Wir hatten Ärger mit den Wilddieben. Auf unserem Gebiet gibt es Wildbestand. Eine recht große Herde.«

Jennifer fiel ihm ins Wort. »Wir haben gerade Futter ausgefahren. Normalerweise erlegen wir nicht viele.«

»Im letzten Jahr nur drei Stück«, erklärte Peters. »Die Bauern ... Die Tiere sind ein leichtes Ziel, weil sie bei uns nicht so scheu sind. Letzten Monat gab es sechs Übergriffe. Das sind nur die, von denen wir wissen.«

»Vater regt sich mehr über das unbefugte Eindringen als über die Wilderei selbst auf«, meinte Jennifer. »Er hat es mit den Grenzen. Tut so, als wären es Barrieren aus Stahl.«

Wir stiegen die Stufen zur Vordertür hoch. »Nach dem letzten Vorfall hat der General regelmäßige Patrouillen angeordnet. Er wollte, daß wir jemanden fangen und ein Exempel statuieren. Heute hatten Kaid, Hawkes, Tyler und Schleicher Dienst. Anscheinend hat Hawkes jemanden auf frischer Tat ertappt und ein Signal mit seinem Jagdhorn gegeben.«

»Als die anderen bei ihm ankamen«, fuhr Jennifer fort, »lag er am Boden. Ein Pfeil hat ihn erwischt. Und ein ausgenommenes Reh hing zwanzig Meter weiter weg in den Bäumen.«

»Interessant. Und traurig. Aber warum erzählen Sie mir das? Damit werden Sie doch allein fertig.«

Jennifer sah mich verwirrt an. »Es klingt sicher komisch, aber Sie sind der einzige Scout hier. Da haben wir so viele Berufssoldaten, aber keiner von ihnen kann eine Fährte verfolgen.«

»Ach so.« Ob das stimmte? »Es ist schon Jahre her, daß ich Fährten gesucht habe. Und so gut war ich auch nicht.« Ich erinnerte mich an meine Unbeholfenheit bei einigen Fällen der letzten Zeit.

»Selbst Mittelmaß wäre immer noch mehr als das, was der Rest von uns beherrscht.« Peters blickte Schocke an, der auf uns zukam. »Wie geht es ihm?«

»Ich glaube nicht, daß er es schafft. Er braucht einen Arzt.«

»Sie kennen die Vorschrift. Keine Ärzte im Haus.«

»Wenn wir ihn tragen, wird er sterben.«

»Holen Sie einen Arzt!« fuhr Jennifer ihn an. »Mein Vater muß es nicht erfahren. Er verläßt sein Zimmer doch sowieso kaum.«

»Dellwood wird es ihm verraten.«

»Um Dellwood kümmere ich mich schon.«

»Gehen Sie«, befahl Peters Schocke, der daraufhin seinen Wanst in Bewegung setzte.

»Also lebt Hawkes noch«, stellte ich fest.

»Er ringt mit dem Tod.«

»Kann ich mit ihm reden?«

»Er ist bewußtlos. Die Chancen, daß er durchkommt, sind gleich Null, es sei denn, Schocke kommt rechtzeitig mit einem Arzt zurück.«

»Zeigen Sie mir den Ort, an dem es passiert ist, bevor der Regen alle Spuren beseitigt.«

Ich mußte reiten, ich Glückspilz. Das Pferd war zwar den ganzen Weg über sehr zuvorkommend, aber es hatte bestimmt von mir gehört. Diese Viecher haben ein perfektes Nachrichtensystem aufgebaut, was mich betrifft. Als der Gaul meinen Namen hörte, grinste er. Und wartete auf seine Chance. Es war ein ziemlich langer Ritt. Die Stantnors besaßen sehr viel Land. Wir redeten nicht viel. Ich betrachtete die Landschaft, merkte mir die Gegend anhand markanter Punkte. Vielleicht mußte ich noch einmal darauf zurückgreifen.

Diese Angewohnheit habe ich sehr früh entwickelt, und die Begabung, mich zurechtzufinden, hat mir zweifellos auch den Posten als Scout eingebrockt, als der wahre Sexton verschwand.

»Sieht aus, als käme Schleicher zurück«, stellte Peters fest, als wir einen Bach überquerten und uns dem Schauplatz näherten.

Unter einer Eiche stand ein Mann neben einem aufgehängten Tierkadaver. »Sergeant, bei den Marines habe ich keinen dieser Männer getroffen. Kannte jemand von Ihnen Sexton?«

Er sah mich merkwürdig an. »Ich glaube nicht.«

Ich stieg ab und band die Zügel an einem Eichenzweig fest. Meine Mähre wirkte irgendwie verloren. »Hast wohl gedacht, ich lasse sie einfach fallen, damit du im gestreckten Galopp nach Hause türmst, sobald ich dir den Rücken zudrehe, was?«

»Wie?« fragte Peters.

»Ich hab mit dem Gaul geredet. Ich rede gern mit Pferden. Sie sind vernünftiger als manche Menschen.«

»Schleicher, das hier ist Mike Sexton. Er war mein Scout auf den Inseln. Sie haben sicher schon gehört, daß er hier ist.«

Schleicher knurrte und musterte mich von Kopf bis Fuß. Ich erwiderte seine Begrüßung ebenso lebenswürdig.

Konnte man Schocke schon heruntergekommen nennen, war Schleicher noch eine Stufe weiter gegangen. Sein Haar war seit Monaten nicht mehr geschnitten worden, und sein Bart war verwildert wie ein Brombeerstrauch. Anscheinend

wechselte er seine Kleidung nicht sehr häufig, und vom Baden hielt er wohl auch nichts. Seine Hose hatte merkwürdige bunte Flecken. »Hab ich gehört«, brummte er.

»Haben Sie irgendwas gefunden?«

Schleicher knurrte. Offenbar hieß das: Negativ.

Ich musterte den Kadaver. Kam mir ziemlich klein vor. »Ist das Tier eingelaufen?«

»Ist'n Kitz«, erklärte Schleicher. »Hat erst vor kurzem seine Sprenkel abgelegt.«

Ja. Du bist eingerostet, Garrett. Warum sollte ein Wild dieb ein Kitz erjagen? Wenn er Fleisch wollte und die Herde nicht scheu war, würde er sich ein größeres Opfer suchen. Ich untersuchte den Leichnam genauer.

Es war zwar schon zehn Jahre her, seit ich zuletzt ein Stück Vieh geschlachtet hatte, aber das hier wirkte selbst auf mich wie die Arbeit eines Dilettanten. Als hätte es jemand getan, der zwar schon gesehen hatte, wie man ein Wild schlachtet, aber noch nie selbst Hand angelegt hatte.

»Die Patrouille heute morgen ... Hatte sie eine festgesetzte Route? Oder einen besonderen Auftrag?«

»Wir hatten festgelegte Routen. So konnten vier Männer das ganze Gebiet abdecken.«

Das war nicht das, was ich wissen wollte. Aber ich konnte nicht deutlicher werden, ohne mehr zu verraten, als mir lieb war. »Wo war Hawkes, als es ihn erwischt hat?«

»Hier.«

Ich folgte Peters. Die Stelle war deutlich zu erkennen, wenn man kurz davor stand. Hawkes hatte sich herumge-

wälzt, nachdem er gestürzt war. Er hatte viel Blut verloren, ein Festmahl für die Fliegen, die zu blöd waren, das El Dorado zwischen den Bäumen zu bemerken. Die Stelle war etwa fünfzehn Meter vom Kadaver entfernt. Selbst ein Blinder hätte von dort aus mit Pfeil und Bogen treffen können.

Ich nahm die Fährte auf, die Hawkes auf der Flucht hinterlassen hatte, und folgte ihr bis zu einer Stelle, an der er offensichtlich stehengeblieben war. »Ich nehme an, hier hat er ins Horn gestoßen. Dann ist er weitergegangen und da erneut stehengeblieben.«

»Und dann hat der Wilddieb ihn fertiggemacht.«

Irgend jemand hatte es getan. »Wann ist das passiert?«

»Gegen neun.«

Eigenartig. Das Kitz mußte schon erheblich länger tot sein.

Ich ging wieder zurück. Schleicher stand immer noch da und starrte den Kadaver an. »Haben Sie sich umgesehen?«

Er knurrte. »Warum sollte jemand ausgerechnet so'n kleines Kitz erlegen?« Daß ein alter Kamerad einen Pfeil im Bauch hatte, kümmerte ihn nicht. Das tote Kitz schon.

Ich betrachtete den Kadaver genauer und suchte vergeblich nach der tödlichen Wunde. »Hatte es einen Pfeil im Körper?«

»Nee.«

Schleicher war keine große Hilfe.

Der Baum, an dem das Kitz hing, stand allein zehn Meter vor dem Rand eines Waldes, an dem ein Fluß entlang-

strömte. Dieses Wäldchen war nur hundert Meter entfernt. Ich ging in weiten Kreisen hinunter und suchte die Fährte des Wilderers.

Ich fand sie. Irgend jemand hatte es sehr eilig gehabt und war direkt durchs Unterholz gestürmt. Verständlich, wenn man gerade einen Kerl angeschossen hatte und wußte, daß seine Freunde gleich kommen mußten.

Peters folgte mir. »Sind die einzelnen Mitglieder der Patrouille auf vorher festgelegten Strecken gegangen?«

Ich konnte nicht verhindern, daß er sich fragte, warum ich das wissen wollte. Er runzelte die Stirn. »Nein. Wir haben uns abgewechselt, damit wir nicht immer dieselbe Gegend sehen mußten.«

Dann hatte der Heckenschütze auf niemand Besonderen gewartet und Hawkes rein willkürlich erschossen. Vorausgesetzt, daß der Pfeil nicht von dem Bogen eines panischen Wilderers gekommen war, sondern jemand eine Falle gestellt hatte.

Ich war überzeugt, daß Hawkes die Person gesehen hatte, als er das zweite Mal stehengeblieben war. Er hatte vor Überraschung angehalten. Sonst wäre er sicher weitergelaufen.

Wieviel davon konnte Peters sich selbst ausrechnen? Der Mann war schließlich nicht dumm.

»Wie kommen Sie mit Ihren Nachbarn klar?«

»Wir beachten sie nicht. Und sie ignorieren uns. Die meisten haben Angst vor uns.«

Das hätte ich auch, bei solchen Nachbarn.

Der Heckenschütze hatte sich nach etwa fünfzig Metern wieder beruhigt und war auf einen alten Wildwechsel eingebogen. Dort lagen zu viele Blätter auf dem Boden, so daß ich die Spur nicht genau lesen konnte, aber ich erkannte an ihrer Lage trotzdem, in welcher Richtung er entkommen war. »Haben Sie Hunde? Oder wissen Sie, woher wir welche bekommen können?«

»Spürhunde? Nein.«

Der Wildpfad führte hinunter zum Bach und teilte sich dort auf. Ein Teil führte hinüber, der andere ging am Ufer entlang. Meine Beute hatte den letzteren Weg eingeschlagen.

Etwa hundertfünfzig Meter weiter führte der Pfad in einen breiten, flachen, sandigen Abschnitt des Flusses. Und kam auf der anderen Seite nicht wieder heraus. Ich sah mich um. »Ich habe die Spur verloren.«

»Verdammt noch mal, suchen Sie weiter.«

Ich gehorchte und war froh, daß er die Pferdeäpfel im flachen Wasser nicht bemerkt hatte. Wer auch immer hierhergekommen war, hatte sich zu Pferd durch das Flußbett flußabwärts dünne gemacht. Das war nicht weiter schwierig, weil das Wasser an keiner Stelle mehr als dreißig Zentimeter tief war.

Wie viele Bauern, die von der Wilderei leben mußten, konnten sich ein Pferd leisten?

»Tut mir leid, ich finde nichts.«

»Dann besorge ich die verdamnten Bluthunde.«

»Wer kümmert sich um die Ställe?« erkundigte ich mich, während wir den Hügel hinaufstiegen.

»Meistens Schleicher. Hawkes und Tyler helfen ihm ab und zu. Aus Schleicher werde ich nicht schlau. Er kümmert sich aufopfernd um die Tiere. Anscheinend mag er sie richtig gern. Aber nichts auf der Welt bringt ihn dazu, sich auf ein Pferd zu setzen, selbst wenn sein Leben davon abhinge.«

Das konnte ich gut verstehen, auch wenn ich es ein bißchen übertrieben fand.

Ich hatte viele Fragen gestellt, die mir zwar neugierige Blicke, aber keine Antworten eingebracht hatten. Wenn sie keine Lügner waren, Siebenmeilenstiefel trugen oder alle unter einer Decke steckten, dann konnte keiner der Männer der Patrouille Hawkes niedergestreckt haben. Und der hatte es bestimmt nicht selbst getan. Das engte das Feld der Verdächtigen zwar ein, wenn auch längst nicht genug. Ich wollte Schleicher und Peters loswerden, zum Bach zurückgehen und ihm bis zu der Stelle folgen, an der der heimtückische Heckenschütze ihn zurückgelassen hatte.

»Mist!« brach es aus Peters heraus. »Wir haben wirklich unsere Köpfe zwischen den Beinen.«

»Was?«

»Was haben wir jedesmal getan, wenn wir den Scheiß-Venageti auf dieser Drecksinsel eins ausgewischt haben? Was habe ich Euch Mistkerlen jeden Scheißtag eingetrichtert, den wir da waren?«

Er hatte es kapiert. »Ja. Im Wasser hinterläßt man keine Spuren.« Vor einem Überfall hatten wir immer dafür gesorgt, daß unser Fluchtweg über einen großen Fluß führte.

»Der Schweinehund ist durch den Fluß gegangen. Deshalb konnten Sie nichts finden.«

»Richtig.«

»Gehen wir.«

»Ich sehe selbst nach. Sie müssen nicht noch mehr Zeit opfern.«

Er sah mich scharf an und suchte dann nach Schleicher. »Was brüten Sie aus, Garrett? Ich kenne diese Miene. Ich habe nichts von der Show vergessen, die Sie damals immer abgezogen haben.«

»Ich erledige meinen Job, so gut ich kann. Es ist nichts Persönliches, aber jeder ist verdächtig, bis ich seine Unschuld bewiesen habe. Ganz gleich, wie gut ich ihn zu kennen glaube.«

Er wurde wütend.

»Lassen Sie's stecken. Sie wollten doch, daß ich rausfinde, wer den alten Mann umbringen will, oder? Wer von Ihren Männern würde so etwas tun? Keiner. Richtig? Aber einer muß der Mörder sein. Bis ich den Schuldigen festgenagelt habe, behandle ich Sie wie alle anderen auch. Und sei es auch nur, um die Legende aufrechtzuerhalten, daß ich einen Dieb dingfest machen soll. Kapiert?«

»Sie wollen es allein durchziehen. Sie sind der Profi. Ich werde mich damit abfinden. Vorläufig.«

»Gut. Außerdem haben Sie sowieso keine Wahl. Und es gibt keinen Grund, deshalb sauer zu werden.«

Aber er war trotzdem sauer. Das war typisch. Sie glauben immer, sie müßten die Ausnahme von der Regel sein.

Beleidigt ritt er davon.

Mir war's egal. Hauptsache, er machte sich dünn.

13. Kapitel

Mein Pferd wartete geduldig und irgendwie verloren an seinem Baum. Ich band es los und führte es am Waldrand entlang, während ich nach Spuren Ausschau hielt. Falls ich keine fand, bevor ich die Grenze des Gebietes der Stantnors erreichte, wollte ich auf der anderen Seite des Waldes weitersuchen.

Der Mörder war ein wahrer Meister darin, mit wenig Aufwand viel zu erreichen. Dieser ›Unfall‹ wäre von den anderen sicher anstandslos hingenommen worden, wenn es keinen Grund zum Mißtrauen gegeben hätte. Aber den gab es nun mal.

Ich fand die Stelle, wo ein Reiter den Wald verlassen hatte. Sie war so weit von dem Ort entfernt, an dem Hawkes erledigt worden war, daß man den Mörder nicht bemerkte. Der Abstand der Hufabdrücke zeigte, daß der Reiter es nicht sehr eilig gehabt hatte, nachdem er den Wald verließ. Anscheinend hatte er sich keine Sorgen gemacht, daß er seine Anwesenheit erklären mußte.

Damit standen Tyler und Schocke wieder auf der Liste der Verdächtigen. Über ihre Gegenwart hätte sich niemand gewundert, weil sie hier draußen erwartet wurden.

Ich mußte wohl die Überlebenden ausquetschen und herausfinden, wer was gesagt oder getan hatte, bevor sie losgeritten waren. Vielleicht stieß ich ja auf einen versteckten Hinweis.

Wer auch immer der Mörder sein mochte, er hatte jedenfalls Chuzpe. Er war hinter dem Hügel umgekehrt, über

den man den Ort des Hinterhalts erreichte, und war dann zum Haus geritten. Vermutlich hatte er es sogar getan, während die anderen Wildhüter noch über Hawkes Tod lamentierten. Ich konnte das allerdings nur annehmen, denn ich hatte die Spur verloren.

Immer wieder ging ich im Kreis herum, suchte alle Himmelsrichtungen ab, aber ich konnte sie nicht wiederfinden. Der Nieselregen und der kalte Wind machten schließlich der Hingabe an meinen Job den Garaus. Ich ritt zum Haus zurück.

Ich wollte dringend meine nassen Kleider ablegen und stürmte durch das Museum in der Eingangshalle, als Jennifer wie aus dem Nichts auftauchte. Sie wirkte noch zarter und verletzlicher als sonst und war erregt und verängstigt. Ich blieb stehen, obwohl ich nicht die geringste Lust auf ein Gespräch mit ihr hatte.

»Sergeant Hawkes ist gestorben.« Die Worte brachen aus ihr heraus. »Direkt vor meinen Augen. Er schüttelte sich, machte noch ein komisches Geräusch und hörte dann auf zu atmen.«

»Wann war das?«

»Vor ein paar Minuten. Ich wollte gerade Dellwood holen, als ich Sie gesehen habe. Was soll ich denn jetzt tun?«

Wenn sie Trost suchte, hatte sie sich den falschen Mann ausgesucht. Mir war nicht danach, irgend jemanden zu trösten. Nicht einmal eine hinreißende Brünette, die an den richtigen Stellen perfekt gepolstert war und selbst einen Bischof zum Hecheln gebracht hätte. Ich war spät ins Bett ge-

gangen und früh aufgestanden, und jetzt fühlte ich mich, als schleppte ich fünfzig Pfund zusätzlich mit mir herum. Noch schlimmer: Ich hatte das Mittagessen versäumt.

Kelle hatte sich diesmal von meinen Schmeicheleien nicht beeindrucken lassen. Sie wußte nicht mal, was eigentlich vorging. Es floß einfach an ihr vorbei. »Wenden Sie sich an Dellwood«, riet ich Jennifer. »Er ist der beste Mann dafür. Ah, wenn man vom Teufel spricht ...«

Diesmal bewegte er sich nicht so bedächtig wie üblich. »Miss Jennifer, Sie sollten doch bei Hawkes bleiben.«

»Er braucht mich nicht mehr.«

Dellwood blies die Backen auf. »Er ... er ...«

»Ja. Was sollen wir jetzt tun?«

»Dellwood«, mischte ich mich ein. »Ich muß zum General. Sobald es ihm paßt. Ich warte in meinem Quartier.«

Dort würde ich erst einmal ein Nickerchen machen. Vermutlich stand mir noch eine lange Nacht bevor. Also sollte ich schlafen, solange ich konnte.

Ich blickte zurück auf Dellwood und Jennifer. Vielleicht spielten sie einfach nur brilliant. Möglicherweise waren ihre Verwirrung und Aufregung auch echt. Aber sie hatten ein bißchen übertrieben. Woraus ich schloß, daß sie vor mir in möglichst günstigem Licht erscheinen wollten.

Doch letztlich kümmerte es mich nicht, ob sie weinten oder vor Freude tanzten. Für mich gab es nur einen einzigen guten Burschen in diesem Haus, und der hieß Garrett.

14. Kapitel

Ich wachte rechtzeitig zum Abendessen auf und fühlte mich wie gerädert. Der Boden meines begehbaren Kleiderschranks war alles andere als komfortabel. Aber er schien mir sicherer als das Bett. Was die Wunden meines Zinnsoldaten bewiesen hatten.

Ich würde demnächst in eine der leeren Suiten umziehen. Wenn sie mich im Schlaf ermorden wollten, sollten sie doch auf die Pirsch gehen.

War Hawkes meinetwegen gestorben? Diese Frage war mir vor dem Einschlafen nicht aus dem Kopf gegangen. Hatte meine Anwesenheit jemanden dazu gedrängt, seinen mörderischen Zeitplan etwas vorzuverlegen? Dinge, die ich nicht beeinflussen kann, lassen mir keine Ruhe.

Ich ging über den Flur des vierten Stocks bis zur großen Halle und sah mich vom Balkon aus um. Jennifer lehnte am Springbrunnen an einem Flügel des Drachen. Schocke und Kaid gingen wortlos an ihr vorbei zum Abendessen.

Als ich weitergehen wollte, bemerkte ich die blonde Frau. Sie stand im Schatten auf der Empore im dritten Stock und blickte hinab. »Wieder eine Theorie zum Teufel.« Sie sah zu mir auf, und ich winkte.

Im selben Moment kam der Schwarze Peter aus einem Flur im anderen Flügel und betrat die Eingangshalle. Er schnappte mein Winken auf, runzelte die Stirn und winkte hölzern zurück. Ich deutete hinunter zur Galerie, Er beugte sich über das Geländer.

Zu spät. Blondie hatte meine Geste bemerkt und wich weiter in den Schatten zurück.

Während ich die Treppe hinabging, erwog ich, wenn auch nicht ganz ernsthaft, die Vorstellung, daß hier vielleicht tatsächlich ein Geist hauste.

Ich hatte angenommen, daß Jennifer mir die Blonde vorspielte. Mit einer Perücke und hastigem Kleiderwechsel. Immerhin hatte sie eine ähnliche Figur und verwandte Gesichtszüge. Daß die Blonde mir einen Tick hübscher erschien, hatte ich auf meine romantische Ader geschoben. Bis eben hatte ich die beiden noch nie gleichzeitig gesehen. Dafür hatte ich nach irgendeinem abseitigen Motiv gesucht, das aus Jennifer eine mordlustige Walküre machte, um den Sack zumachen zu können.

Manchmal rät man richtig und manchmal nicht. Ich liege fast immer falsch.

Als ich im Erdgeschoß ankam, war ich davon überzeugt, daß ich mich getäuscht hatte. Blondie war tatsächlich hübscher. Außerdem hätte Jennifer ihre einsame und ätherische Ausstrahlung niemals nachmachen können.

Damit will ich nicht sagen, ich wüßte viel über Jennifer. Ich war erst einen Tag hier und hatte bisher noch keine engen Bande geknüpft, außer mit Kelle. Aber befreundet war ich mit ihr deshalb noch lange nicht. Daran würde sich wohl auch nichts ändern. Diese Leute ließen niemanden so einfach an sich heran.

Der Fall wurde von Minute zu Minute merkwürdiger. Wenigstens versprach er nicht so heftig zu werden wie die

blutigen Wirbelwinde, in die ich die letzten Male geraten war.

Peters fing mich am Fuß der Treppe ab. »Wollten Sie etwas?«

»Wegen des Winks? Ich habe nicht Ihnen zugewunken. Die blonde Frau stand auf dem Balkon unter Ihrem. Als ich auf sie gedeutet habe, ist sie in Deckung gegangen.«

Er musterte mich, als befielen ihn Zweifel, ob er nicht doch den falschen Mann geholt hatte. Es war wohl besser, ihn auf andere Gedanken zu bringen. »Ich habe eine Frage an Sie, rein hypothetisch. Wenn Sie hier jemanden umlegen und sich der Leiche entledigen wollten, wo wäre hier auf dem Grundstück der beste Platz dafür?«

Sein Blick wurde noch eigenartiger. »Garrett ... Sie werden sonderbar. Vielleicht sind Sie ja schon so, seit Sie die Marines verlassen haben. Warum wollen Sie das wissen?«

»Antworten Sie einfach. Es ist mein Job, Fragen zu stellen. Sie müssen sie nicht verstehen. Manchmal kommen sie selbst mir nicht sinnvoll vor. Aber sie sind mein Handwerkszeug.«

»Können Sie mir einen Tip geben? Wenn ich jemanden begraben wollte ...« Ihm ging ein kleines Licht auf. Er glaubte, ich suchte nach einem Ort, an dem man die Wertsachen des Generals Zwischenlagern könnte. »Das kommt auf die Umstände an. Wieviel Zeit habe ich zur Verfügung? Wie gut will ich den Job erledigen? Wenn ich Zeit hätte, würde ich den Leichnam drei Meter tief begraben, wo niemand Grund zu graben hätte. Hätte ich es eilig, würde ich ihn nicht hier verstecken. Ich würde die Straße zu

den Sümpfen nehmen, ein paar Steine an die Leiche binden und sie hineinwerfen.«

»In welche Sümpfe?«

»Die auf der anderen Seite der Anhöhe. Man sieht die Wipfel der Bäume von der Vordertür aus, wenn man am Friedhof vorbeiblickt. Das Moor ist etwa hundert Morgen groß. Man redet ständig davon, es trockenzulegen, wegen des Gestanks. Aber der alte Melchior, dem das Land gehört, will nichts davon wissen. Sehen Sie es sich bei Gelegenheit mal an. Der Anblick weckt bestimmte Erinnerungen.«

»Mach ich. Wir sollten lieber Essen fassen gehen, bevor Kelle uns vergißt.«

Sie brachte gerade die letzte Ladung herein, als Peters und ich eintrudelten. Kelle sah mich an, als hätte ich sie im Stich gelassen, weil ich ihr nicht beim Auftragen geholfen hatte. Typisch. Kaum bietet man einmal einen Freundschaftsdienst an, erwarten die Leute, daß man es immer tut.

Das Mahl verlief in derselben Atmosphäre wie am Abend zuvor. Sie redeten kaum miteinander, bis auf gelegentliche, geknurrte Spekulationen, wie sie den Wilderer aufspüren könnten und was sie hinterher mit ihm anstellen wollten. Keinen schienen die Umstände mißtrauisch zu machen.

War das möglich? Irgend jemand erledigte einen nach dem anderen von ihnen, und sie merkten es nicht?

Vielleicht lag es an ihrem Hintergrund. Sie waren zu lange an der Front gewesen. Als meine Kompanie einrückte, waren wir zweihundert gewesen, einschließlich der Offi-

ziere, Unteroffiziere und Mannschaften. Wir waren zusammen ausgebildet und zu einer Einheit zusammengeschmiedet worden. Zwei Jahre später waren noch achtzehn Mann der ursprünglichen Einheit übrig. Männer fielen im Krieg. Nach einiger Zeit akzeptierte man die Tatsache, daß man selbst irgendwann an der Reihe war. Jeder machte weiter und versuchte, so lange wie möglich am Leben zu bleiben. Dabei wird man vollkommen fatalistisch.

»Wer hat sich heute um den Stall gekümmert?«

Sie sahen mich an, als fiel ihnen meine Anwesenheit jetzt erst auf.

»Keiner«, antwortete Peters. »Schleicher war auf Patrouille.« Er hätte mich gern gefragt, warum ich das wissen wollte. Den anderen erging es genauso. Aber sie sahen mich nur an.

Mein Blick kreuzte den Jennifers. Anscheinend taute sie auf. Sie lächelte schwach. Und verheißungsvoll.

»Ich habe mit dem General gesprochen. Er empfängt Sie nach dem Essen«, bemerkte Peters beiläufig.

»Gut. Danke, daß Sie dran gedacht haben.«

Erneut blickten mich alle an. Ich konnte die Frage in ihren Augen sehen: Was hatte ich mit dem General zu besprechen? Ich dagegen überlegte, welchen Reim sie sich wohl auf meine Anwesenheit machten. Es war offensichtlich, daß Peters bisher dichtgehalten hatte.

»Was unternehmen Sie, wenn Sie sich hier vergnügen wollen? Hier ist es ja ziemlich öde.« Ich hatte vergessen, Bier einzuschmuggeln. Vielleicht bekam ich morgen Gelegenheit dazu.

»Wir haben keine Zeit für Unterhaltung«, knurrte Schokke. »Es gibt zuviel Arbeit. Und der General will keinen neuen Mann einstellen. Da fällt mir ein, Jungs, daß wir für Hawkes einspringen müssen. Das bedeutet, irgend etwas anderes muß vernachlässigt werden.«

»Das ganze Haus fällt allmählich auseinander«, erklärte Wayne. »Selbst wenn wir herumhüpfen wie die einbeinige Hure beim Einlaufen der Flotte. Dellwood, du mußt versuchen, ihm das klarzumachen.«

»Mach ich.« Dellwood klang nicht sehr optimistisch.

Nachdem das Gespräch erst mal in Gang gekommen war, redeten sie weiter. Ich bekam mehr Informationen darüber, wo überall Haus und Gelände verwahrlosten, als mir lieb war. Sie ergingen sich in endlosen Ausführungen, was man zu lange hatte schleifen lassen und was man unternahm, um den fortschreitenden Verfall aufzuhalten.

»Wir sollten uns in unserer Freizeit um diesen verdammten Wilderer kümmern«, schlug Tyler vor. »Und darauf verzichten, die anderen zu erwischen. Der General kommt doch kaum noch aus seinem Zimmer. Wie soll er erfahren, daß wir sie nicht suchen? Wenn sie unbedingt ein paar Rehe haben wollen, dann sollen sie doch! Wir sollten uns lieber darum kümmern, daß nicht das ganze Haus auseinanderfällt.«

Die Debatte wogte eine Weile hin und her.

Jennifer trug nichts dazu bei. Sie schien mehr an mir interessiert zu sein. Das liegt an meinem fatalen Charme. Er ist mein Fluch. Vielleicht fragte sie sich aber auch nur, wie

ich es geschafft hatte, eine so lebhaft Diskussion unter den alten Knaben anzuregen.

15. Kapitel

Ich half Kelle beim Aufräumen. Dellwood ging mir dabei zur Hand. Er schien nicht vorzuhaben, mich aus den Augen zu verlieren. Solange jemand Drittes anwesend war, schwieg Kelle so eisern, wie sie es immer behauptete.

Dellwood dagegen wollte reden. Er fing an, sobald wir die Küche verlassen hatten. »Ich hoffe, Sie können von Fortschritten berichten. Es wäre eine gute Gelegenheit, den General aufzuheitern.«

»Wieso?«

»Er hatte heute einen guten Tag. Er ist wach und geistig auf der Höhe. Das Mittagessen konnte er sogar ohne Hilfe einnehmen. Ihre Gegenwart scheint ihn motiviert zu haben. Es wäre nett, wenn Sie ihm etwas erzählen könnten, was ihn bei Laune hält.«

»Ich weiß nicht, ob das funktioniert.« Was ich dem General zu erzählen hatte, war nicht gerade positiv. »Ich versuche, ihn nicht zu deprimieren.«

Man sah uns nach, als wir hinaufgingen. Diesmal war es Jennifer, Irrtum ausgeschlossen. Sie war eine merkwürdige Frau. Schade. Denn sie war hinreißend.

Ich verstand mich nicht. Wann hatte mich eine solche Frau das letzte Mal kaltgelassen? Daran konnte ich mich nicht erinnern. Frauen sind mein Lieblingssport. Und an ihr wirkte auf den ersten Blick nichts verkehrt. Vielleicht stießen wir uns ja einfach ab. Das Gegenteil von ›Lust auf den ersten Blick‹.

»Wer hat Jennifer erzogen?«

»Meistens Kelle. Und das Personal.«

»Ach. Was ist aus ihnen geworden?«

»Der General hat sie entlassen, um Platz für uns zu schaffen. Wir hätten das Gut bewirtschaften und das Ackerland verpachten können. Aber das hat nicht funktioniert.«

»Kelle hat er behalten. Warum ausgerechnet sie?«

»Sie gehört sozusagen zum Haus. Kelle lebt schon ewig hier. Ihn hat sie auch aufgezogen. Und seinen Vater und dessen Vater. Er hat eben eine sentimentale Ader.«

»Das spricht für ihn.« Als mein Kommandant war er absolut nicht sentimental gewesen. Allerdings hatte ich ihn damals auch nie kennengelernt.

»Er kümmert sich um seine Leute.« Dellwood öffnete die Tür zu den Gemächern des Generals und führte mich in den Raum, in dem ich dem General das erste Mal begegnet war. Der alte Kaid legte gerade Holz im Kamin nach. »Warten Sie hier. Ich bringe ihn in ein paar Minuten zu Ihnen.« Die Temperatur im Raum war ekelhaft.

»Klar. Danke.«

Es dauerte länger als ein paar Minuten, aber der alte Mann bot einen lohnenden Anblick, als er schließlich herausgerollt wurde. Er lächelte, und seine Wangen schimmerten rosig. Er wartete, bis Dellwood und Kaid verschwunden waren. »Guten Abend, Mr. Garrett. Ich nehme an, Sie haben Fortschritte gemacht?«

»Fortschritte schon, General, aber leider habe ich keine guten Nachrichten für Sie.« Hatte er sich erholt, weil meine Anwesenheit den Giftmischer abschreckte?

»Gute Nachrichten, schlechte Nachrichten, was macht das für einen Unterschied? Bringen wir es hinter uns.«

»Ich war heute morgen in der Stadt und habe einige Bekannte auf die Spur der Gegenstände gesetzt. Sie sehen sich bei den Leuten um, die mit heimatlosen Dingen handeln. Es sind sehr kompetente Männer. Wenn der Dieb irgendwas durch diese Kanäle losgeschlagen hat, dann finden sie es raus und liefern eine Beschreibung des Verkäufers. Ich brauche Instruktionen. Soll ich die Artikel wiederbeschaffen? Wenn sie schon verkauft sind, sind Sie möglicherweise auf den guten Willen der neuen Besitzer angewiesen.«

»Sehr gut. Ausgezeichnet. Jawohl. Natürlich möchte ich wiederbeschaffen, was möglich ist. Ich nehme an, Sie werden Schwierigkeiten haben, sie von jemandem zurückzuholen, der einen Narren an ihnen gefressen hat.« Er lächelte.

»Sie scheinen guter Dinge zu sein, General.«

»Bin ich allerdings. Ich habe mich seit Monaten nicht so gut gefühlt. Vielleicht sogar seit Jahren nicht. Sie sind keineswegs der Grund, aber seit Ihrer Ankunft verbessert sich mein Zustand zusehends. Sie bringen mir Glück. Wenn ich so weitermache, werde ich in ein paar Monaten wieder tanzen können.«

»Das hoffe ich, Sir. Denn ich komme jetzt zu den schlechten Nachrichten. Aber erst muß ich Ihnen etwas

beichten. Ich bin nicht nur hier, weil ich einen Dieb zur Strecke bringen soll.«

»Ach nein?« Seine Augen funkelten.

»Nein, Sir. Sergeant Peters glaubt, daß jemand Sie langsam vergiftet. Er will, daß ich rausfinde, wer es ist. Falls das überhaupt den Tatsachen entspricht.«

»Und? Haben Sie etwas gefunden?« Jetzt schien er doch besorgt zu sein.

»Nein, Sir. Bis jetzt nicht.«

Das freute ihn.

»Andererseits gibt es auch nichts, was den Verdacht entkräftet. Und ich wundere mich über Ihre rasche Genesung. Es freut mich zwar, aber ich bin von Natur aus mißtrauisch.«

»Waren das Ihre schlechten Nachrichten?«

»Nein, Sir, die sind unangenehmer. Durchdringender, wenn Sie so wollen.«

»Sprechen Sie ruhig weiter. Ich schlachte normalerweise die Überbringer schlechter Nachrichten nicht, und ich weigere mich auch nicht, sie anzuhören, nur weil sie nicht meinen Vorstellungen entsprechen.«

»Dann möchte ich folgendes vorausschicken, Sir: Ich möchte gern Ihr Testament lesen.«

Er runzelte die Stirn. »Peters hat mich um eine Abschrift gebeten. Auf Ihr Betreiben?«

»Ja.«

»Reden Sie weiter.«

»Ich fürchte, es könnte so aufgesetzt sein, daß es zu einem Verbrechen geradezu einlädt.« Ich klang ziemlich aufgeblasen. Aber es war auch ganz schön hart, einer der Jungs von General Stantnor zu sein. »Wenn die Zahl der Erben sich verringert, vergrößert sich dadurch der Anteil der Überlebenden?«

Er glotzte mich verständnislos an.

»Ich gehe davon aus, daß Jennifer die Hälfte erbt und der Rest an die anderen geht. Ursprünglich waren es sechzehn Leute. Seit heute morgen sind es nur noch acht. Das bedeutet, daß sich der Anteil für die Überlebenden verdoppelt hat.«

Er sah mich scharf an, und ich rechnete schon damit, daß er mich seinen früheren Beteuerungen zum Trotz hinauswerfen würde. »Belegen Sie Ihre Verdächtigungen, Mr. Garrett.«

»Ich glaube zum Beispiel nicht, daß diese vier Männer, die Sie verlassen haben, so einfach gegangen sind. Einer, höchstens zwei. Aber die Leute sind nicht so gestrickt, daß sie soviel Geld einfach sausen ließen. Und dann gleich vier auf einen Streich?«

»Das kann ich verstehen. Vielleicht haben Sie recht. Und was noch?«

»Wer auch immer Hawkes einen Pfeil verpaßt hat, hatte die Falle sehr frühzeitig geplant. Das Kitz war schon lange tot und nicht eben erst erlegt. Der Heckenschütze ist weggeritten. Kann sich ein Bauer, der wildern muß, ein Pferd leisten? Der Reiter ist nach dem Anschlag hierhergeritten.

Obwohl das nur eine Annahme ist. Ich habe die Spur verloren.«

Er schwieg lange. Die Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Jetzt tat er mir leid.

»Und was mich persönlich angeht: Es wurden zwei Mordanschläge auf mich verübt, seit ich hier bin. Ich weiß nicht, von wem.«

Er sah mich an, sagte aber nichts.

»Eigentlich widerspricht es meinen Instruktionen, Ihnen das zu verraten. Aber ich dachte, Sie sollten wissen, was meiner Ansicht nach hier vorgeht. Soll ich die Sache weiterverfolgen?«

»Ja.« Er dachte kurz nach. »Es paßt einfach nicht zusammen. Diebstähle, die beinah lächerlich sind. Vermutlich versucht jemand, mich zu vergiften. Und ein anderer will alle anderen umbringen.«

»Das stimmt. Ich werde auch noch nicht schlau daraus.«

»Es widerstrebt mir, Ihnen zu glauben, Mr. Garrett. Ich kenne diese Männer besser ... Zwei Mordanschläge gegen Sie?«

Ich schilderte ihm die Fälle.

Er nickte. »Ich nehme nicht an, daß Sie ... Nein. Ich glaube Ihnen. Schicken Sie mir Dellwood.«

Ich stand auf »Darf ich vorher noch eine Frage stellen, General?«

»Fragen Sie.«

»Könnte ein Außenstehender dafür verantwortlich sein? Haben Sie Feinde, die mächtig genug sind, daß sie versuchen könnten, Ihren Haushalt gegen Sie aufzubringen?«

»Ich habe Feinde. Ein Mann in meinem Alter und meiner gesellschaftlichen Position hat selbstverständlich Feinde, was denken Sie denn? Aber ich glaube nicht, daß einer von ihnen sich die Mühe machen würde, so etwas zu versuchen ... Außerdem müßten sie ja trotzdem einen Vertrauten hier im Haus haben, richtig?«

Ich nickte und öffnete die Tür. Dellwood wartete in angemessener Entfernung im Flur. »Ihr Boß will Sie sehen.«

16. Kapitel

Das mußte ich dem alten Mann lassen: Er packte den Stier bei den Hörnern. Ich fand zwar nicht, daß er klug handelte, aber es war sein Haus, sein Leben, seine Gesundheit und seine Entscheidung, das Risiko einzugehen.

Er befahl Dellwood, alle hereinzuholen und ihnen einen Platz anzuweisen. Ich stand neben dem General, das Gesicht ihnen zugewandt. Sie sahen ihn und mich verwundert an, während Peters und Schocke Schleicher suchten. Kaid warf unablässig Scheite aufs Feuer. Mir lief der Schweiß eimerweise herunter.

Keiner sprach.

Schließlich startete Jennifer einen Versuch, aber sie hatte kaum den Mund aufgemacht, als der General sie unterbrach. »Warte.« Es war nur ein Wort, leise gesprochen, aber es durchschnitt den Raum wie ein Peitschenknall.

Schleicher schlurfte hinter Schocke und Peters in das Zimmer. Anscheinend hatte er sich Mühe gegeben und sich gereinigt. Es war ihm zwar nicht sonderlich gelungen, aber er hatte die Inspektion so gut überstanden, daß man ihm sogar einen Stuhl gab. »Machen Sie die Tür zu, Peters!« befahl Stantnor. »Abschließen. Danke. Geben Sie mir bitte den Schlüssel.«

Peters tat wie befohlen. Die anderen sahen mit gemischten Gefühlen zu. Auf den meisten Mienen zeichnete sich ganz offen Unverständnis ab.

»Danke, daß Sie alle gekommen sind.« Als hätten sie eine Wahl gehabt. »Wir haben ein Problem.« Er streckte die

Hand aus, und ich legte das Testament hinein. Ich hatte es lesen dürfen, während wir gewartet hatten. Es beschwor in seiner unglaublichen Naivität das Unheil tatsächlich geradezu herauf.

»Das ist mein Testament. Ihr kennt die Einzelheiten. Ich habe sie euch schließlich oft genug um die Ohren gehauen. Es scheint die Ursache der Schwierigkeiten zu sein. Infolgedessen ...«

Vor ihm auf dem Tisch stand eine Kerze. Er hielt das Ende des Pergaments in die Flamme, wartete, bis es anfang zu brennen, legte es dann in eine Schale auf den Tisch und ließ es zu Asche werden.

Ich sah zu, wie sie es beobachteten. Sie waren schockiert, vielleicht sogar enttäuscht oder wütend, aber keiner von ihnen rührte sich oder fiel auf die Knie und gestand.

»Dieses Testament war eine Mordwaffe, genauso effektiv wie eine Klinge. Aber ich will jetzt keine Rede halten. Die Tatsachen sprechen für sich. Das Motiv ist eliminiert. Das Testament wurde außer Kraft gesetzt. Ich werde in ein paar Tagen ein neues aufsetzen.«

Er blickte jedem Einzelnen von ihnen in die Augen. Keiner wandte den Blick ab. Alle wirkten verwirrt und bestürzt.

Schließlich brach Dellwood das Schweigen. »Sir, ich verstehe es nicht.«

»Das hoffe ich sehr. Die, die es nicht verstehen, bitte ich um Geduld. Es wird sich klären. Zunächst jedoch möchte ich den Mann neben mir vorstellen. Sein Name ist nicht Sexton, sondern Garrett. Mr. Garrett ist Ermittlungsfach-

mann, doch das ist nur eins seiner vielen Talente. Ich habe Mr. Garrett engagiert, damit er herausfindet, wer mich bestiehlt. Bis jetzt verlaufen seine Bemühungen zu meiner vollsten Zufriedenheit.«

Der alte Knabe war bestimmt ein blendender Schachspieler.

»Mr. Garrett hat außerdem Beweise für ein weitaus abscheulicheres Verbrechen gefunden. Er hat mich davon überzeugt, daß einer von euch eure Kameraden getötet hat, um sich einen größeren Anteil von meinem Erbe zu verschaffen.«

»Sir!« protestierte Dellwood, während die anderen sich unruhig ansahen.

»Mr. Garrett war während seiner Dienstzeit Scout, Dellwood. Er hat heute die Spur des angeblichen Wilderers bis zu unserem Stall zurückverfolgt.«

Er redete nicht lange um den heißen Brei herum, und er war sehr präzise. Sie sollten genau das glauben und nicht auf die Idee kommen, daß ich die Spur auf den Äckern verloren hatte. Der General wollte jemanden unter Druck setzen.

»Mr. Garrett hat einen exzellenten Ruf in solchen Angelegenheiten. Ich habe ihn gebeten, den Mörder aufzuspüren. Er hat eingewilligt. Ich vertraue rückhaltlos auf seine Fähigkeiten. Und euch erzähle ich das alles nur, damit ihr wißt, wo ihr steht. Seid ihr unschuldig, will ich, daß ihr mit ihm zusammenarbeitet. Je eher die Sache zu einem Ende gebracht wird, desto besser. Und du, der Schuldige, du solltest dich lieber aus dem Staub machen. Ich möchte

dir versichern, daß ich dich so unbeirrt jagen werde wie ein Bluthund aus der Hölle. Du hast mein Vertrauen mißbraucht. Und den Schmerz, den du mir zugefügt hast, kann ich nicht verzeihen. Ich hole mir deinen Kopf und dein Herz, wenn ich dich erwische.«

Ich sah ihn nicht an, obwohl es mir schwerfiel. Der alte Teufel war weiter gegangen, als ich erwartet hatte.

Indem er das Testament verbrannte, hatte er das drohende Unheil von den unschuldigen Opfern abgewendet. Keiner hatte jetzt noch etwas zu gewinnen. Starb der General jetzt, würde sein Besitz an die Krone fallen, was bedeutete, daß alle verloren. Selbst der Giftmischer mußte ein Interesse daran haben, ihn so lange am Leben zu erhalten, bis er ein neues Testament aufgesetzt hatte.

Ein cleverer Mann, dieser General Stantnor. Allerdings ließ er mich damit im Regen stehen.

»Ihr kennt jetzt eure Lage«, schloß er. »Mr. Garrett, fragen Sie bitte, was Sie möchten.«

»Sir ...?« begann Schocke.

»Nein, Sergeant Schocke, Mr. Garrett stellt hier die Fragen. Sie reden, wenn Sie gefragt werden. Wir bleiben so lange hier, bis Mr. Garrett zufrieden ist.«

»Solange wird Mr. Garrett kaum wach bleiben können«, warf ich ein.

Ich bin nicht der typische, eitle, kleine Schnüffler, der alle Verdächtigen zusammentrommelt, dann den Schuldigen in ein Netz schlauer Fragen einspinnt und schließlich mit seinem dicken Finger auf ihn zeigt. Mein Stil entspricht eher dem des Elefanten im Porzellanladen. Oder des Nil-

pferdes, das in den Teich springt und herumplanscht, bis die Frösche erschreckt heraushüpfen. Jetzt könnte ich den Toten Mann gut gebrauchen. Eine seiner nützlicheren Fähigkeiten ist die, daß er Gedanken lesen kann. Diesen Fall hätte er in Null Komma nichts gelöst.

So ganz konnte ich die Vorstellung nicht abschütteln, daß jemand von außerhalb mit unergründlichen Motiven der Schuldige sein mochte. Erst mußten alle Argumente widerlegt werden, die gegen eine Verwicklung dieser Leute hier sprach, bevor ich diese Möglichkeit gänzlich beiseite schieben konnte.

Sie sahen mich abwartend an. Der Blick des Generals schien zu besagen: ›Los, zeig uns mal was von deiner berühmten Garrett-Ein-Mann-Show, Junge.‹

»Möchte jemand vielleicht gestehen? Das würde uns Zeit sparen, und wir könnten alle früh ins Bett gehen.«

Keiner trat vor. Kaum besonders überraschend. »Ich hatte schon befürchtet, daß Sie sich stur stellen würden.«

»Ich habe meiner Schwester mal eine Zuckerstange geklaut«, ulkte Schocke.

»Das ist doch immerhin ein Anfang. Die ersten Schritte eines kriminellen Genies. Allerdings müssen wir wohl nicht so weit in der Zeitrechnung zurückgehen. Vielleicht beschränken wir uns auf heute morgen. Was haben Sie denn heute so gemacht, Sergeant Schocke? Nennen Sie die genaue Zeit und Ihre Aktivitäten. Und sagen Sie uns, wen Sie was tun sahen und wer gesehen hat, was Sie getan haben.« Es würde ganz schön zäh werden, bis die neun Geschichten zu Ende waren. Aber vielleicht funktionierte es.

Jede Geschichte fügte ein Puzzlestück zum Bild dieses Morgens hinzu. Und jede wahre Geschichte ließ unserem Verbrecher weniger Raum zum Verstecken.

Schocke war genervt, konnte aber nur wütend knurren, als sich der General einmischte. »Ich erwarte Kooperation, Schocke. Tun Sie das, worum Mr. Garrett Sie bittet, und beantworten Sie seine Fragen offen und ehrlich. Oder gehen Sie mir aus den Augen. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie dann unser erster Verdächtiger sind.«

Schocke schluckte seine Proteste herunter. Der Blick, den er mir zuwarf, ließ deutlich spüren, daß ich nicht gerade sein bevorzugter Zechkumpan werden würde.

»Versuchen Sie, sich bei den wichtigen Ereignissen des heutigen Tages auch ungefähr an die Zeit zu erinnern«, wiederholte ich.

»Ich achte nicht darauf, wie spät es ist. Dafür bin ich zu sehr mit meinem Job beschäftigt. Ich meine, ich gebe alles, was ich habe. Trotzdem ist es einfach nicht möglich, alles zu schaffen, was erledigt werden muß.«

»Dank unseres Mörders, der immer mehr Arbeitskräfte ausschaltet. Grobe Schätzungen genügen. Wenn wir alle angehört haben, müßte klar sein, wer was wo und wann getan hat. Fangen Sie nur an. Reden Sie einfach drauflos. Und lassen Sie sich Zeit. Es kann gar nicht ausführlich genug sein.«

Wirklich schlau, Garrett. Damit hast du dir diese scheußliche Nacht selbst eingebrockt. Schocke brauchte eine Dreiviertelstunde, um mir zu erklären, daß er nichts Interessantes gemacht und zwischen Frühstück und Mittagessen

nur fünf andere Mitglieder des Haushaltes zu Gesicht bekommen hatte. Bis auf Dellwood und Peters, die beide auf Patrouille gewesen waren.

»Will jemand widersprechen?« erkundigte ich mich.
»Oder möchte ihn jemand Lügen strafen?«

Keine Freiwilligen.

»Gut. Schleicher, Sie scheinen sich hier drin ja unwohl zu fühlen. Sollen wir Sie von der Qual befreien? Fangen Sie an.«

Schleichers Geschichte war nicht interessanter als die von Schocke. Er hatte die Leute nur in unverdächtigen Situationen gesehen. Dellwood, bevor sie ausgeritten waren, die anderen Jäger während der Patrouille. Peters, als er mit mir ausgeritten war. Dann war er wieder zu seinem Stall zurückgekehrt, um seine Ruhe zu haben. »Ich mag Menschen nicht mehr besonders«, gestand er. »In ihrer Gegenwart fühle ich mich unwohl. Kann ich jetzt gehen, General?«

Der Alte war offenbar kurz davor wegzudösen, aber noch war er wach. »Macht es Ihnen keine Sorgen, was irgend jemand sagen könnte, wenn Sie nicht hier sind?«

»Nein, Sir. Ich habe nichts zu verbergen. Und mir ist schrecklich unwohl.« Er sah aus, als würde er gleich eine Panikattacke erleiden.

Der General blickte mich an. Ich zuckte gleichgültig mit den Schultern.

Stantnor reichte mir den Schlüssel. »Sie entscheiden.«

Ich entriegelte die Tür und hielt sie Schleicher auf. Als er an mir vorbeiging, flüsterte er: »Kommen Sie raus in den

Stall, wenn Sie hier fertig sind. Vielleicht weiß ich, wer Hawkes erledigt hat.«

Es hatte keinen Sinn zu jammern. Ich fügte seinen Namen der Liste mit den Dingen hinzu, die ich erledigen mußte, wenn alle anderen schliefen. Ich schloß die Tür, drehte mich um und sah in die Runde. Ob jemand mitgehört hatte? Ihre Mienen verrieten nichts, aber Schleicher hatte so laut geflüstert wie ein Souffleur.

Wayne war der nächste. Wieder eine Niete. Kelle hätte bis zum nächsten Morgen gequasselt, wenn ich sie nicht gebeten hätte, sich kurz zu fassen. Sie hatte alle gesehen, und alle hatten sie gesehen.

Vier waren abgehakt, fünf lagen noch vor mir. Allmählich kristallisierte sich ein Muster heraus. Es war zwar trivial, aber es war eindeutig ein Schema. Nach den übereinstimmenden Aussagen der anderen hatte Dellwood keine Zeit für einen kleinen Ausritt gehabt.

Ich hatte ihn genausowenig verdächtigt wie Kelle.

Peters war der nächste. Er ärgerte sich zwar darüber, verdächtigt zu werden, gehorchte aber trotzdem. Der General schien wieder zu dösen, aber das bedeutete nichts.

Peters erzählte mir nichts, was ich nicht schon gewußt hatte.

Er hatte kaum zu Ende geredet, als Jennifer sich meldete. »Mr. Garrett, so heißen Sie doch, oder ist das auch ein falscher Name? Nehmen Sie mich als nächste? Ich kann das alles kaum noch ertragen.«

»Willkommen im Klub. Schießen Sie los.«

Sie hatte den ganzen Morgen über nichts anderes getan, als in ihrem Zimmer zu hocken und zu stricken. Dellwood konnte das bestätigen, denn er hatte sie da gefunden, als er mit den Neuigkeiten über Hawkes angekommen war.

Fein.

»Kann ich jetzt gehen? Ich bin müde und habe Kopfschmerzen.«

Das konnte ich nachfühlen. Mir brummte ebenfalls der Schädel. Vermutlich war eine Grippe im Anzug, kein Wunder bei dem Wetter. »Noch nicht. Halten Sie mit mir durch. Ich beeile mich auch. Wer ist der nächste?«

Keine Freiwilligen, also pickte ich Tyler heraus. Er gab sich keine Mühe, seine Gereiztheit zu verbergen, während er die Ereignisse des Morgens beschrieb. Sie waren langweilig, stimmten mit den Erklärungen der anderen überein und verrieten mir nichts über den Täter. Auch er hatte Dellwood gesehen.

»Kaid? Wie wäre es mit Ihnen?«

Noch eine langweilige Geschichte, mit ausführlichen Details über die Patrouille.

Die Idee zahlte sich nicht aus. Nur Dellwood und Kelle waren aus dem Schneider. Letztere auch nur zu neunzig Prozent. »Dellwood, es ist vermutlich Zeitverschwendung, aber machen Sie nur.«

Sein Bericht war nur unbedeutend knapper als der von Kelle. Und er brachte mich nicht auf eine heiße Spur. Fast jeder hatte Zeit genug gehabt, Hawkes zu erledigen.

Man muß eben jeden Stein umdrehen, und sei er auch noch so winzig.

»Dank Ihnen allen für Ihre Geduld und Kooperation. Ich werde sicher noch häufiger mit Ihnen reden müssen. Kein Mörder ist perfekt. Wenn Ihnen etwas einfällt, lassen Sie es mich wissen. Ich werde Ihre Aussage diskret behandeln. Sie können jetzt gehen.«

Geschlossen stürmten sie zur Tür und vergaßen dabei, daß ich den Schlüssel hatte. Jennifer fiel es als erster ein. Sie schrie danach und pöbelte wie ein Kutscherknecht. Ich warf ihn ihr zu. »Noch eins, Leute. Es muß noch eine Frau hier im Haus sein.« Ich beschrieb sie. »Wer ist sie? Ich will es wissen, Geheimnis oder nicht.«

Die meisten sahen mich verblüfft an. Zwei warfen mir Blicke zu, als zweifelten sie ernsthaft an meiner Gesundheit. Dann gingen sie hinaus, bis auf Dellwood, der den Schlüssel zum Schreibtisch zurückbrachte. »Ich bringe den General zu Bett, Sir. Wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Hab ich nicht, wenn er damit einverstanden ist.«

»Gehen Sie nur, Garrett«, sagte der alte Mann. Er hatte also nicht geschlafen. »Mir fehlt die Kraft weiterzumachen. Kommen Sie nach dem Frühstück zu mir.«

»Ja, Sir.« Ich stand auf und verließ das Zimmer.

Es war schon nach Mitternacht, und ich war müde. Sollte ich mich ein paar Stunden aufs Ohr legen? Schlafen würde jetzt, wo der alte Mann mich quasi zum Abschluß freigegeben hatte, nicht ganz einfach werden.

Nein. Erst zu Schleicher. So wie die Sache sich bisher entwickelte, konnte er mir wahrscheinlich nichts Nützliches verraten. Aber man wußte ja nie. Wenn er etwas hatte,

mußte ich vielleicht keine Angst mehr haben, im Schlaf mit der Axt erschlagen zu werden.

Ich ging den Flur entlang. Und wurde abgelenkt.

Schon wieder sie. Blondie trat auf die Empore gegenüber dem Flur, der vom Raum des Generals abging. Es war meine Galerie. Ich blieb wie angewurzelt stehen und beobachtete, wie sie wie in einem Tagtraum dahinschwebte. Sie bemerkte mich nicht. Ich rannte über die Treppe in den fünften Stock, schlich in den Ostflügel und pirschte mich auf die Empore darunter.

Alles umsonst. Sie war weg.

Ich würde ihr wohl eine Falle stellen müssen, wenn ich mit ihr reden wollte.

Und das wollte ich.

Der Verstand spielt einem Streiche. Sie bemächtigte sich allmählich des Teils von mir, der gegen die faszinierende Jennifer unerklärlicherweise immun zu sein schien.

17. Kapitel

Solange ich noch das Zimmer am Ende des Flurs hatte, schien es mir ratsam, meine Ausrüstung etwas aufzumöbeln. Ein Totschläger und ein Dolch waren vielleicht nicht genug, wenn die Party heute abend lebhafter wurde.

Der Fetzen Papier steckte immer noch zwischen Tür und Rahmen, wo ich ihn eingeklemmt hatte. Aber das war nur eine Ablenkung, die herunterfallen und den Blick eines möglichen Eindringlings auf sich ziehen sollte. Die echte Falle war das Haar, das ich auf die Klinke gelegt hatte. Niemand, der im Zimmer blieb, konnte dieses Haar wieder zurücklegen.

Das Haar war weg.

Sollte ich hineingehen? Oder einfach weitergehen? Vermutlich erwartete mich jemand. Seit der Versammlung hatte niemand genug Zeit für eine gründliche Suche gehabt.

Ich überlegte kurz, ob ich es mir gemütlich machen und sie einfach aussitzen sollte. Aber jede Minute, die ich zögerte, trennte mich von dem, was Schleicher mir zu sagen hatte.

Wie wär's, wenn ich bei meinem Überraschungsgast einfach den Spieß umdrehte?

Ich nahm einen Schild und eine Keule von der Wand, holte meinen Schlüssel heraus, schloß auf und trat die Tür so hart auf, daß sie jeden, der dahinter gestanden hätte, umgeworfen hätte. Mit erhobenem Schild sprang ich ins Zimmer, um den Schlag einer Person, die an der anderen Wand gestanden hätte, abzuwehren.

Keiner da. Und es war stockfinster. Jemand hatte schon wieder die Öllampe ausgepustet.

Sofort hechtete ich in den Flur zurück. Meine Silhouette gab gegen den erleuchteten Türrahmen ein gutes Ziel ab. Ein Mann mit einer Armbrust konnte mich spielend leicht erledigen.

Irgend jemand trat auf die Tür zu, gerade so weit, daß ich ihn sehen konnte. »Ich bin's.« Morpheus Ahrm.

Ich sah mich im Flur um. Niemand da. Ich trat ein. »Was machst du denn hier?« Vorsichtig stellte ich den Schild auf den Boden und tastete nach der Lampe.

»Neugier. Ich wollte mal sehen, was los ist.«

Ich entzündete die Lampe und schloß die Tür. »Und da bist du einfach hereinspaziert?«

»Das könnte jeder. Sie schließen nicht ab.«

»Woher wußtest du, in welcher Suite ich wohne?«

Er tippte sich gegen die Nase. »Ich bin einfach meinem Rüssel gefolgt. Wir Elfen haben einen außergewöhnlich guten Geruchssinn. Deine Suite stinkt derartig intensiv nach Fleischesser, daß sie leicht auszusondern war.«

Er nahm mich auf den Arm. »Und was soll ich jetzt mit dir anfangen?«

»Gibt's was Neues?«

»Ja. Einen weiteren Toten. Er wurde heute morgen umgelegt, während ich in der Stadt war. Also hat der alte Mann heute abend ein Treffen anberaumt, hat jedem erzählt, wer ich bin, und allen gesteckt, daß ich mit Vorliebe Skalpe an die Wand nagle. Zwischendurch hat er noch kurz

sein Testament verbrannt. Gibt's Neuigkeiten aus der Stadt?«

»Eierkopf hat ein paar Runden gedreht. War wenig erfolgreich. Weißt du, wie viele von diesen Orden ausgegeben worden sind? Jeder Trödellden hat eimerweise von dem Zeug rumstehen. Die aus Silber sind die einzigen, die was wert sind. Die Hügelianer machen sich nämlich Sorgen um ihre Silbervorräte.«

Die Oberstadt ist das Herz von TunFaire. Die ganzen Bonzen hausen da oben auf dem Hügel, zusammen mit einem ganzen Haufen Hexen und Hexenmeister und was sonst noch für magisches Gesocks, die Silber brauchen, wenn sie im Geschäft bleiben wollen. Silber ist für die Zauberei das, was Holz für Feuer ist. Seit Glanz Großmond alle mit einem Tritt in den Hintern aus dem Cantard befördert hat, sind die Preise ins Astronomische gestiegen.

Aber das tat im Moment nichts zur Sache. »Was ist mit den Kerzenleuchtern und dem restlichen Zeugs?«

»Wir haben vielleicht eine Spur. Möglicherweise. Die neuen Besitzer konnten sich nicht mehr daran erinnern, wo sie es erstanden hatten. Wirklich nicht. Du kennst Eierkopf. Er kann sehr eindringlich nachfragen.«

Das kann man wohl sagen. So eindringlich wie ein Erdbeben. Redete man nicht, wenn er einen höflich bat, überlegte man es sich meist schnell anders, wenn er seine Höflichkeit kurz mal in die Ecke stellte. »Großartig. Also eine Sackgasse.«

»Er versucht es morgen noch mal. Schade, daß dein Dieb nichts wirklich Markantes geklaut hat, an das man sich erinnert.«

»Wie gedankenlos von ihm. Hör zu, ich habe eine Verabredung mit einem Kerl, der behauptet, er kennt den Mörder. Vielleicht. Ich würde ihn gern befragen, bevor er seine Meinung ändert und plötzlich die Sprache verliert.«

»Frisch voran, edler Ritter.« Morpheus verarscht mich gern wegen meiner angeblichen romantischen und sentimental Ader. Dabei hat er selbst solche Anwandlungen. Daß er hier aufgetaucht ist, ist Beweis genug. Er würde niemals zugeben, daß er sich um mich Sorgen macht, weil ich in einem Haifischtümpel plansche. Er redete sich immer mit seiner Neugier heraus.

»Das ist ein richtiges Geisterhaus«, murmelte er, als wir uns hinunterschlichen. »Wie halten die Leute es hier nur aus?«

»Vielleicht stimmt ja das alte Sprichwort, das besagt, es wäre nirgends so schön wie zu Hause. Möglicherweise fällt es einem nach einer Weile nicht mehr auf.«

»Wer war eigentlich die Brünette? Ich habe sie unter den Leuten gesehen, die aus dem Zimmer des Generals stürzten.«

»Das ist die Tochter des Hauses, Jennifer. Verschwendete Liebesmüh, soweit ich das beurteilen kann.«

»Vielleicht fehlt dir ja das nötige Rüstzeug.«

»Möglich. Aber ich glaube, es funkt einfach nicht.« Wir kamen an den Fuß der Treppe. Niemand war zu sehen. Von der Hintertür sah man die Scheibe des Mondes, der soviel

Licht spendete, daß ich nicht blind herumstolpern mußte. Morpheus hatte keine Schwierigkeiten damit. Er könnte sogar noch in einem Sarg sehen.

»Wenigstens ist das eine saubere Angelegenheit. Keine toten Götter. Keine Vampire. Keine Mordsriesen. Nur gierige Menschen.«

Ich dachte an die Frau in Weiß und hoffte, daß sie nicht übernatürlich war. Wie sollte man ein Gespenst küssen?

Morpheus packte meinen Arm. »Da drüben bewegt sich jemand.«

Ich sah nichts.

Dann stolperte jemand über etwas.

»Er hat uns gehört.« Morpheus verschwand in den Schatten.

Ich ging zum Stall. »Schleicher?« rief ich. »Wo sind Sie? Hier ist Garrett.«

Keine Antwort. Ich schob das Tor auf und steckte meinen Kopf durch den Spalt. Im Stall war es stockdunkel. Die Pferde waren unruhig und schnaubten leise im Schlaf. Ich entschloß mich zu einem kleinen Rundgang um das Gebäude, bevor ich mich hineintraute.

Gedämpftes Licht drang zwischen den Boxen an der nördlichen Stallseite hervor, nahe der Westwand. Es war ein schwacher Schein, wie der von einer einzelnen Kerze, und er erhellte die Umrisse einer Tür. Ich hatte Schleichers Versteck gefunden.

»Schleicher? Sind Sie hier? Ich bin's, Garrett.«

Schleicher antwortete nicht.

Ich machte die Tür auf.

Schleicher würde nie mehr antworten. Dafür hatte derjenige gesorgt, der ihm das Messer in den Leib gerammt hatte.

Es mußte ein ziemlicher Dilettant gewesen sein. Die Klinge war auf der falschen Seite in sein Brustbein eingedrungen und hatte eine Lunge durchbohrt. Die Spitze des Dolches steckte in seinem Rückgrat.

Morpheus tauchte wie aus dem Nichts auf. »Ich hab ihn verloren.« Er betrachtete Schleicher. »Amateurarbeit.« Morpheus, der ewige Student. Und der nimmermüde Kritiker.

»Auch Profis machen Fehler, wenn sie keine Zeit haben und das Opfer ein harter Bursche ist. Der Kerl hier war Einzelkämpfer, soweit ich gehört habe. Es war sicher nicht einfach, ihn sauber umzulegen.«

»Vielleicht.« Ahrm hockte sich hin und spielte mit einer Schnur, die um Schleichers Hals gewickelt war. Der Killer hatte den Mord auf die harte Tour zu Ende gebracht. »Interessant.«

Ich suchte nach konkreten Beweisen. Ein eiliger Mörder ließ vielleicht etwas zurück. »Was ist das?«

»Eine Würgeschnur der Kef Sidhe.«

»Der was?« Ich ging neben Morpheus in die Hocke.

»Kef Sidhe. Ihre Religion untersagt es ihnen strikt, Blut zu vergießen. Ihrem Glauben nach kann der Geist eines Mannes, dessen Blut vergossen wurde, umherwandeln, bis er gerächt worden ist. Also töten sie ohne Blutvergießen, denn Mord gehört auch zu ihrer Religion. Der Gebrauch

dieser Würgeschnur wird von ihnen als eine Art Kunst betrachtet.«

Ich betrachtete die Kordel. Es war kein einfacher Strick.

»Die Meistermeuchler fertigen sich ihre Schnüre selbst an. Wenn du soweit bist, legst du damit eine Meisterprüfung ab. Sieh her. Dieser Knoten funktioniert wie eine Henkerschlinge, nur daß sie rund ist, so daß man sie mit den Händen auseinanderziehen kann. Die Knoten in der Schnur sind keine einfachen Knoten. Hier wurde der Strick über kleine Korkstücke geflochten. Sie haben die gleiche Wirkung wie Widerhaken an Pfeilspitzen. Man kann die Schnur nur in einer Richtung durch die Knoten ziehen.«

Erst auf den zweiten Blick sah ich, wie das funktionierte – an dem Exempel, das jemand vor meiner Nase an Schleicher Bradon statuiert hatte. Ich betastete eine der tropfenförmigen Verdickungen in der Kordel. »Der Korken wird zusammengedrückt, wenn er durch die Öse läuft, und auf der anderen Seite quillt er wieder auf«, erklärte Morpheus.

»Wie bekommen sie denn die Kordel wieder herunter?«

»Gar nicht. Sie benutzen sie nur einmal, danach ist sie verflucht. Ich habe erst einmal eine zu Gesicht bekommen.

Ein Kerl, den ich vor Jahren kannte, hat sie sich selbst vom Hals geschnitten. Mit Ausnahme deiner Person war er der größte Glückspilz, den ich jemals getroffen habe.«

Ich sah mich um. Morpheus konnte den Blick nicht von Schleicher abwenden. Unser Mörder mochte nicht gut sein, aber er hatte Schwein. Es gab kein einziges Fitzelchen Beweismaterial. »Irgendwie traurig«, sagte ich.

»Der Tod ist normalerweise traurig.« Diese Bemerkung überraschte mich, wenn ich bedachte, von wem sie kam. Aber Morpheus steckte immer voller Überraschungen.

»Ich meine, wie er gelebt hat.« Ich deutete auf die Kammer. Schleicher hatte wie seine Pferde gehaust und auf Stroh geschlafen. Sein einziges Möbelstück war ein vollgekleckter Tisch. »Er war Berufssoldat, seit zwanzig Jahren dabei. Den größten Teil davon hat er im Cantard abgeleistet. Er war Einzelkämpfer und hat oft einen Bonus eingestrichen. Ein derart vorsichtiger Mann, der so lange überlebt hat, müßte eigentlich umsichtig mit seinem Geld umgegangen sein. Aber er hat in dieser Scheune gehaust wie ein Vieh. Hatte anscheinend nicht mal Klamotten zum Wechseln.«

Morpheus knurrte. »So was kommt vor. Wetten, daß er aus dem übelsten Slum stammte? Oder einem armen Bauernhof, wo sie nie mehr als ein Kupferstück im Monat hatten?«

»Ich wette nicht.« Das kannte ich. Leute, die aus armen Verhältnissen kamen, entwickelten oft eine schon fast manische Neigung, ihr Geld für harte Zeiten zurückzulegen. Und dann erwischte es sie unmittelbar vor dem großen Zahltag. Trauriges Leben. Ich berührte Schleichers Schulter. Seine Muskeln waren immer noch verkrampft. Er hatte sich im Tod nicht entspannt. Merkwürdig.

Ich rief mir ins Gedächtnis, was Kelle mir über ihn erzählt hatte. »Schreibt's auf seinen Grabstein: Hier liegt ein guter Marine.« Ich rollte ihn auf den Bauch. Vielleicht lag ja etwas unter ihm. Fehlanzeige. Jedenfalls konnte ich nichts sehen.

»Morpheus. Es braucht doch seine Zeit, jemanden zu strangulieren. Vielleicht hat der Mörder das zuerst versucht und ihn dann erstochen. Und nicht andersherum.«

Morpheus betrachtete die Unordnung, die nicht allzu augenfällig war, und ließ den Zustand der Kammer auf sich wirken. »Könnte sein«, erklärte er dann.

»Hast du jemals versucht, jemanden zu erwürgen?«

Er warf mir einen mißbilligenden Blick zu. Solche Fragen mochte er nicht besonders.

»Tut mir leid. Habe ich tatsächlich. Ich sollte einen Wachposten während eines Ausbruchs erledigen. Bevor wir verhaftet wurden, habe ich ein wenig ... geübt.«

»Das klingt ja gar nicht nach dir.«

»Früher war ich so. Ich töte nicht gern, schon damals nicht, aber wenn ich es erledigen mußte und wenn wir heil da rauskommen wollten, war es besser, keine halben Sachen zu machen.«

Er knurrte, als er Schleichers ehemalige Behausung genauer untersuchte.

»Ich habe es einmal genau nach Lehrbuch durchgezogen«, meinte ich. »Der Kerl schlief noch halb, als ich ihn erwischte. Aber ich habe die Sache vermässelt. Er hat mich wie eine Puppe durch die Luft geschleudert und dann windelweich geprügelt. Und die ganze Zeit hab ich mich an diesem blöden Seil festgeklammert. Ich habe nur geschafft, ihn daran zu hindern, Verstärkung zu rufen, bis jemand ihn mit einem Dolch aufgespießt hat. Das war das einzig Gute.«

»Wo ist die Pointe?«

»Wenn du jemandem nicht sofort beim Würgen das Genick brichst, kann er sich wehren. Und wenn er sich freimacht, selbst mit dieser Kef-Sidhe-Kordel um den Hals, sieht er dich. Dann mußt du ihn auf irgendeine andere Art erledigen.«

»Was du sagen willst ist also, daß dieser Schleicher stärker war als die Person, die ihn umlegen wollte. Wie dieser Venageti-Soldat.«

Ich hatte nicht gesagt, daß der Venageti stärker war als ich, aber es stimmte. »Ja.«

»Irgend jemand hier im Haus dürfte reichlich blaue Flecken haben. Falls jemand aus dem Haus es getan hat.«

»Mist! Warum kann ich nicht *einmal* Glück haben?«

»Was meinst du denn damit?« Morpheus findet, daß ich außergewöhnlich viel Glück habe.

»Warum hat der Mörder nichts zurückgelassen? Einen Fetzen seiner Kleidung? Ein Haarbüschel. Irgendwas.«

»Warum reibst du nicht die Lampe und wünschst dir gleich ein Geständnis, Aladin?« Morpheus schüttelte den Kopf. »Wenn du so raffiniert wirst, dann überholst du dich immer selbst. Er hat dir einen Dolch und eine Kef-Sidhe-Würgeschnur dagelassen. Wie exotisch hättest du es denn gern? Ich hab dir doch schon gesagt, wie selten so eine Kordel ist. Und wie viele Dolche wie diesen hast du schon gesehen?«

Das Messer hatte eine dreißig Zentimeter lange Stahlklinge, was an sich schon ungewöhnlich war. Und der Griff machte es noch interessanter. Er war aus schwarzer Jade. Keine Verzierung, nur einfach Jade. Aber an der breitesten

Stelle, wo normalerweise der Mittelfinger ruhen würde, war ein kleines Silbermedaillon eingelassen, das den zweiköpfigen Kriegsadler der Venageti zeigte.

»Ein Kriegsandenken?« vermutete Morpheus.

»Ein sehr ungewöhnliches Andenken. Von den Venageti. Kein Dienstgrad unter einem Oberstleutnant würde so etwas tragen. Vermutlich gehörte es einem Bataillonskommandeur ihrer Elitetruppen oder einem Regimentskommandeur oder seinem Stellvertreter ihrer regulären Streitkräfte.«

»Viele dürfte es hier ja wohl nicht davon geben, oder?«

»Das stimmt.« Es war eine Spur. Dürftig zwar, aber eine Spur. Ich sah auf Schleicher hinab. »Mann, warum bist du nicht mit der Sprache rausgerückt, als du noch Gelegenheit dazu hattest?«

»Garrett?«

Ich kannte diesen gedehnten Tonfall. Morpheus' besonders belehrender Ton, wenn er befürchtet, daß ich gefühlsmäßig in eine Sache hineingerate. Er nannte es allerdings Unprofessionalität. Die seiner Meinung nach Verbohrtheit und Achtlosigkeit nach sich zog.

»Ich habe es im Griff. Mir tut einfach nur der Junge leid. Ich kann mir sein Leben ausmalen. Es hätte nicht so enden sollen.«

»Wir müssen gehen, Garrett.«

»Ja.«

Es wurde Zeit. Bevor ich gefühlsmäßig noch tiefer in die Geschichte hineingezogen wurde.

Als ich abschob, ging mir ein alter Spruch durch den Kopf: *Nur für den Dank der Götter ...* Immer und immer wieder.

18. Kapitel

Morpheus wollte die Spur der Person aufnehmen, die geflohen war. Ich ließ ihm seinen Willen. Er erreichte nichts.

»Irgendwas stimmt hier nicht, Garrett.«

»Was?«

»Mich beschleicht ein übles Gefühl. Es ist nicht direkt eine Intuition, sondern eher eine unterschwellige Überzeugung, daß die Dinge sich noch richtig unangenehm entwickeln.«

Ich kam nicht dazu, ihn einen Lügner zu nennen, denn genau in diesem dramaturgisch perfekten Moment schrie jemand drinnen im Haus. Es war weder ein Schmerzens- noch ein Angstschrei, obwohl Panik darin mitschwang. Und er ließ mir eiskalte Schauer der Furcht über den Rücken laufen. Er klang wie der Schrei einer Frau, aber ich konnte es nicht mit absoluter Gewißheit sagen. Auf den Inseln hatte ich genug Männer so schreien hören.

»Versteck dich!« rief ich Morpheus zu und rannte los.

Der Schrei wollte einfach nicht enden. Ich stürmte ins Haus. Er kam aus der Westseite, aus der Galerie des dritten Stocks. Ich nahm zwei Stufen auf einmal und verlangsamte erst im zweiten Stock meine Schritte. Ich wollte nicht unvorbereitet in irgend etwas hineinplatzen.

Auf den Stufen lagen Wassertropfen und grüne Stückchen und Brocken von irgendeinem Zeug. Unter einer Lampe lag etwas, das aussah wie eine tote Schnecke. Ich stieß mit dem Fuß dagegen. Es bewegte sich, und dann er-

kannte ich es. Es war ein Bluteigel. Auf der sumpfigen Insel hatte ich seine Vettern und Basen sehr gut kennengelernt.

Und den Gestank kannte ich auch von dieser Insel.

Was ging hier vor?

Oben herrschte ein totaler Aufruhr. Männer schrieten, und Peters brüllte Befehle. »Schnappt euch Speere und stoßt das Ding runter!«

Dellwoods hohe Stimme durchdrang das allgemeine Gebrüll. »Was um Himmels willen *ist* das?«

Vorsichtig schlich ich weiter. Oben auf dem Treppenabsatz standen zwei Männer und stießen mit Speeren gegen etwas, das auf den Stufen schwankte. Ich konnte es nicht deutlich sehen, weil es zu dunkel war.

Aber ich hatte einen Verdacht.

Ein Zombie.

Ich griff mir eine Öllampe.

Mir bot sich ein Anblick, auf den ich gern verzichtet hätte. Das Ding auf den Stufen war alles andere als eine Augenweide, vor allem für denjenigen, der es gemacht hatte.

Es war eine Leiche. Und zwar eine, die man in einem Sumpf versenkt hatte. Ein Zombie ist laut Volksmund jemand, der ermordet wurde und seine letzte Ruhe nicht findet, solange sein Mörder ungestraft unter der Sonne wandelt. Es gibt eine Million Geschichten über die Rache der Zombies, über die Nacht der lebenden Leichen, aber ich hätte nie erwartet, selbst einmal in so einem Drama eine Rolle spielen zu dürfen. Schließlich entspringen Zombies dem Stoff, aus dem die Träume und Legenden sind, nicht

den wahren Geschichten. Keiner hat jemals wirklich einen gesehen. Bis jetzt.

Seltsam, wie der Verstand arbeitet. Das einzige, was ich denken konnte, war: Warum passiert immer mir so was?« Damit war mein einfacher Fall zum Teufel.

»Was sollen wir machen, Garrett?« brüllte Peters.

Außer kotzen? »Keine Ahnung.« Man kann einen Zombie nicht umbringen. Er ist schon tot. Er würde solange wiederkommen, bis er sich die abgestorbenen Beine abgelaufen hat. »Versucht ihn in Scheiben zu schneiden.«

Dellwood göbelte dem Ding vor die Füße. Schocke schob ihn zur Seite und schlug mit der Axtseite der Hellebarde zu. Ein paar Finger segelten auf mich zu und klatschten zu Boden. Dann versuchten sie wegzukrabbeln.

»Haltet aus. Ich falle ihm in den Rücken.« Damit zog ich mich auf die Empore zurück.

Als ich auf der Treppe zum ersten Stock stand, entdeckte ich die Frau in Weiß. Sie sah dem Gemetzel von dem obersten Balkon des Ostflügels zu, von wo aus sie von den wackeren Recken über mir nicht gesehen werden konnte.

Sie wirkte interessierter und lebhafter als gewöhnlich. Als hätte sie eine Menge Spaß. Ich versuchte, mich an sie heranzuschleichen, aber als ich oben ankam, war sie weg.

Was mich nicht überraschte.

Ich machte mich an den Abstieg. Die Jungs waren eifrig bei der Sache. Sie stießen und hackten und traten sich gegenseitig auf die Füße.

»Das wird 'ne Riesenschweinerei, Garrett«, stellte Peters fest.

»Glaube ich unbesehen. Hinter wem ist er her?«

»Woher soll ich das wissen, zum Kuckuck?«

»Wer hat geschrien?«

»Jennifer. Sie ist ihm irgendwo da unten über den Weg gelaufen. Er hat sie bis hier oben verfolgt.«

»Wo ist sie jetzt?«

»In ihrer Suite.«

»Haltet durch. Ihr macht das großartig.«

Ich ging den Flur entlang und drehte dann noch mal um. Kaid und Schocke verfluchten mich. »Wer war er eigentlich, als er noch gelebt hat?« erkundigte ich mich.

»Woher zum Kuckuck soll ich das wissen?«

Peters mußte dringend was für seinen Wortschatz tun. Er lief Gefahr, eintönig zu werden.

»Bin in einer Minute wieder bei euch, Jungs.« Dann strebte ich Jennifers Suite zu, die genauso geschnitten war wie die ihres Vaters, nur ein Stockwerk tiefer. An der Tür am Ende des Flurs blieb ich stehen und versuchte mein Glück. Verriegelt und verrammelt. Ich klopfte. »Jennifer, ich bin's, Garrett.«

Ich hörte schwache Geräusche, die plötzlich aufhörten. Sie machte nicht auf.

Wahrscheinlich hätte ich genauso gehandelt, wenn ich an all die Tricks und Kniffe dachte, die Zombies und Gespenster angeblich auf Lager hatten.

Ich versuchte es noch mal, aber Jennifer empfing heute keine Besucher. Also gesellte ich mich wieder zu den Jungs. Sie hielten immer noch die Stellung. Überall flogen Klumpen verwesenden, stinkenden Fleisches herum. Und der Zombie griff weiter an. Starrköpfiger Kadaver. Ich suchte mir eine Stelle, von der aus ich einen schönen Überblick hatte. »Schon rausgefunden, wer es war, Peters?«

»Ja. Spencer Quick. Ist vor zwei Monaten verschwunden. Die Kleider haben's mir verraten. Keiner hat sich so gekleidet wie Quick. Jede Menge schwarzes Leder. Dachte, die Frauen würden deshalb in Ohnmacht fallen. Du Mistkerl.« Das galt mir. »Willst du da einfach rumstehen und zugucken?«

Er stand eindeutig unter Streß, sonst hätte er mich niemals geduzt. Ich schnappte mir ein Breitschwert mit eins-fünzig langer Klinge. Damit hatten sich früher die Ritter gegenseitig in Altmetall verwandelt. Mit dem Daumen fuhr ich über die Schneide. Nicht schlecht, wenn man das Alter bedachte. Ich bezog etwas abseits Stellung, hinter der Stelle, wo das Ding auf den Balkon treten mußte. »Laßt es kommen.«

»Sie sind verrückt«, erklärte Kaid.

Gut möglich. »Macht schon. Zieht euch zurück.«

»Tut es«, meinte Peters. Er traute mir einfach zu viel zu.

Sie traten zur Seite.

Der Kadaver, oder besser, was von ihm übrig war, kam auf mich zu, schob eine Wolke verpesteter Luft vor sich

her und lief in eine Wand. »Worauf warten Sie denn?« Waynes Stimme überschlug sich fast.

Ich wartete natürlich darauf, daß unser Zombie sich auf seinen Mörder stürzte, worauf sonst? Aber er tat mir nicht den Gefallen.

Hätte ich mir denken können.

Jetzt gerieten die Jungs in Panik, schnappten sich Schwerter und Hackebeilchen und stürzten wild um sich schwingend auf den Leichnam. Sie waren zu sechst, und es war ein Wunder, daß sie sich nicht gegenseitig weh taten.

Ich trat zurück und beobachtete, ob irgendeiner von ihnen die Gunst der Stunde nutzte und sich in der allgemeinen Verwirrung eines weiteren Miterben entledigte.

Jetzt hatten sie Platz und schnitten den vermoderten Kadaver in handliche kleine Portionen. Lange brauchten sie nicht dafür. Schließlich waren sie hochmotiviert. Wayne, Tyler und Dellwood hackten noch auf den Fitzelchen herum, als es schon lange nicht mehr nötig war.

Schließlich traten sie schwer atmend zurück und blickten mich an, als wollten sie mich als nächstes zerhackstückeln. Anscheinend waren sie mit meinem Beitrag zu dem Gemetzel nicht zufrieden.

»Na gut. Soviel dazu. Jetzt seid brav, sammelt die Stücke auf und verbrennt sie. Peters, erzählen Sie mir alles über Quick? Wer er war und wie er verschwinden konnte, ohne daß es jemanden mißtrauisch gemacht hat.«

Schocke explodierte. Doch bevor er einen artikulierten Satz herausbekam, unterbrach ich ihn. »Schocke, ich

möchte, daß Sie, Tyler und Peters mit mir kommen. Wir verfolgen die Spur von diesem Ding zurück.«

»Was sagen Sie da?« Schocke schnappte nach Luft. »Sie zurückverfolgen?«

»Ja. Ich will mir ansehen, woher es gekommen ist. Vielleicht erfahren wir was Nützliches.«

»Scheiße.« Er zitterte. »Ich kann Ihnen sagen, ich hab eine Scheißangst. Geb ich gern zu. In all den Jahren im Cantard hatte ich nie soviel Angst.«

»Sie sind eben noch nie einem Sumpfzombie begegnet. Er ist erledigt.«

»Wir vermissen noch ein paar andere Männer, Garrett«, erklärte Peters. »Glauben Sie, daß noch mehr von diesen Dingen auftauchen?«

»Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Zombies laufen nicht in Grüppchen herum. Normalerweise jedenfalls nicht.« Ich rief mir ein paar Geschichten ins Gedächtnis. Es gab die Legende von der Nacht der lebenden Leichen. Es war eine ganze Bande toter Reiter, die die Lebenden gejagt hatten. »Ihr habt gesehen, wie lahm er war. Ihr müßt einfach aufpassen, dann könnt ihr ihn austricksen. Wichtig ist vor allem eins: Immer schön cool bleiben. Die ganze Sache wäre vielleicht schneller zu Ende gegangen, wenn wir den Zombie auf die Person hätten losgehen lassen, die ihn in der Lagune versenkt hat.«

»Scheiße!« Schocke fluchte wie ein Rohrspatz. »Das war ihm ganz egal. Es wollte einfach jemanden erledigen. Irrend jemanden.«

»Vielleicht. Deshalb sollten wir seine Spur verfolgen.« Ich bemühte mich, locker zu klingen. »Sie sollten das so sehen: eine weitere ruhmreiche Nacht im Corps.« Leider fühlte ich mich nicht locker. Kein bißchen. Ich konnte mich vor Angst kaum rühren. »Bewaffnet euch, wenn ihr euch dann besser fühlt. Und nehmt Laternen mit.«

»Hoffentlich wissen Sie, was Sie da tun, Garrett«, knurrte Peters.

Ich hatte keinen Schimmer. Statt dessen klopfte ich ein bißchen auf den Busch. Vielleicht schreckte ich ja jemanden auf.

19. Kapitel

»Wir schwärmen aus. Tyler, Sie gehen etwa zehn Meter nach links, Schocke, Sie decken die rechte Seite. Ich kann die Spur kaum erkennen. Haltet die Augen auf.« Peters und ich gingen zwischen den beiden Männern, so daß wir ungefähr dreißig Meter abdeckten. Unsere Suche begann bei der untersten Stufe der Treppe vor dem Haus. »Los geht's.«

»Er ist aufrecht gegangen«, stellte Peters fest. »Wird keine allzu deutliche Fährte hinterlassen haben.«

»Wahrscheinlich nicht. Sagen Sie mir jetzt, wer Quick war, bevor wir ihn kleingehackt haben?«

»WIR?« brüllte Schocke. »Wollen Sie diesem Aufschneider weiter zuhören, Sergeant?«

»Beruhigen Sie sich«, erklärte Peters. »Mir ist klar, was er wollte. Er hatte recht. Sie hätten es uns sagen sollen, Garrett.«

»Und den Mörder warnen?«

»Mittlerweile dürfte er gründlich gewarnt sein.«

»Und in Sicherheit. Ach ja, Sie können übrigens noch einen Namen auf die schwarze Liste setzen. Jemand hat Schleicher erledigt.«

Peters blieb stehen, hielt die Laterne hoch und starrte mich an. »Ohne Scheiß? Schleicher? Warum denn um Himmels willen Schleicher?«

Ich versuchte mir ins Gedächtnis zu rufen, wer wo gesessen hatte, als ich Schleicher hinausgelassen hatte. Jeder, der einigermaßen gute Ohren hatte, hätte es hören können.

Schleicher hatte so laut geflüstert wie auf einer Bühne. Vielleicht hatte er gewollt, daß der Mörder es wußte. Vielleicht hatte er etwas geplant, und die Sache war ihm aus der Hand geglitten. Ich würde keinen Killer, den ich kannte, so nah an mich heranlassen, daß er mir eine Schlinge um den Hals legen konnte.

»Hier ist was«, rief Schocke. Wir gingen zu ihm. Ein Fetzen verrottetes Leder hing an einem Busch. Wir änderten die Richtung.

»Erzählen Sie mir jetzt was über Quick?«

»Das kann ich nicht«, antwortete Peters. »Ich kannte ihn nicht. Er war fast so scheu wie Schleicher. Blieb meistens für sich. Man mußte jedes Wort mit der Brechstange aus ihm rausholen. Er hielt sich für einen großen Liebhaber. Wenn Sie was über ihn rausfinden wollen, müssen Sie die Mädchen im *Schwarzen Hai* fragen. Ich weiß nur, daß der General ihn kannte und glaubte, ihm etwas schuldig zu sein. Wie uns allen.«

Ich war auf dem Weg zu Stantnors Haus am *Schwarzen Hai* vorbeigekommen. Es war eine üble Kaschemme. Ich hatte mir schon überlegt, das hauseigene Gebräu auszuprobieren. Jetzt könnte ich dem Laden sogar einen geschäftlichen Besuch abstatten.

»Schocke. Wissen Sie was über ihn?«

»Ich? Nee. Ich war nicht mal überrascht, als er verschwunden ist, mies gelaunt, wie er war. Er und der Alte haben sich die ganze Zeit beföhdet. Das Geld hat ihn nie interessiert, soweit ich das beurteilen kann. Er wußte einfach nicht, wohin er sonst gehen sollte.«

»Tyler?«

»Den kannte ich auch nicht. Weiß nur, daß er im *Schwarzen Hai* den dicken Max markiert hat. Spencer veränderte sich wie ein Werwolf. Er war ein anderer Mensch, sobald eine Frau in die Nähe kam. Ich hatte gedacht, ihm hätte es woanders besser gefallen als hier.«

Großartig. Die Lebenden waren seltsam, und die Toten waren noch seltsamer.

Glücklicherweise gingen wir weit genug auseinander. So fanden wir eine neue Spur, änderten unsere Richtung und marschierten weiter. Wir kamen nur langsam voran.

»Wer ist es, Garrett? Was glauben Sie?« wollte Peters wissen.

»Keine Ahnung.«

»Er wird es uns sagen, wenn noch einer von uns am Leben ist.«

»Könnte sein«, gab ich zu.

Tyler mischte sich ein. »Ich hatte eigentlich auf Schleicher gesetzt. Er war auf den Inseln geradezu mordbesessen. Wenn es zu lange nichts zu kämpfen gab, ging er nachts alleine los.«

Ich hatte selbst ein paar solcher Burschen kennengelernt. Männer, die süchtig nach dem Töten waren. Der Tod hat die Eigenschaft, seine Anhänger zu verschlingen.

»Hier ist was«, meinte Peters. Er hatte eine Stelle im hohen Gras gefunden, an der unser Zombie stehengeblieben war. Wir konnten die Spur leicht verfolgen, denn das Gras war niedergetrampelt.

Die Spur führte zu dem Sumpf, den Peters erwähnt hatte.

»Haben Sie je von den Kef Sidhe gehört?« fragte ich ihn.

»Kef Sid...Was?«

»Sidhe. Es ist eine Rasse. Kef Sidhe sind professionelle Killer. Religiöse Meuchelmörder.«

»Nein. Die nächsten Sidhe leben ein paar tausend Meilen von hier entfernt. Ich hab noch nie einen gesehen.«

Ich auch nicht. »Sie sehen ein bißchen wie Elfen aus.«

»Was ist mit ihnen?«

»Schleicher wurde mit einer Kef-Sidhe-Würgeschnur ermordet. Das ist in diesen Gegenden kein besonders verbreitetes Mordwerkzeug.«

Peters war verblüfft, jedenfalls soweit ich das in dem spärlichen Licht der Laterne beurteilen konnte. Meine Fresse, war der Kerl häßlich.

»Und was ist mit dem Dolch eines Venageti-Obristen? Gibt es solche Souvenirs?«

»Eine lange Klinge mit einem schwarzen Griff, in den ein silbernes Medaillon eingearbeitet ist?«

»Ja.«

»Darf ich wissen, warum Sie fragen?«

»Klar dürfen Sie fragen. Ich antworte Ihnen, wenn ich mehr über das Messer erfahren habe.«

»Schleicher hatte eins, das er einem Venageti-Oberst abgenommen hat. Den hat er auf einer seiner privaten Exkursionen ausgelöscht«, erwiderte Schocke.

»Mist!«

»Was ist damit?«

»Jemand hat ihn damit aufgespießt, weil die Würgeschlinge nicht schnell genug wirken wollte.« Hätte ich mir denken können. Mit seinem eigenen Dolch erstochen. Wahrscheinlich würde ich als nächstes noch herausfinden, daß er Selbstmord begangen hatte.

Unser Mörder hatte mehr Glück als Verstand und holte seine Tricks aus der Zufallskiste.

»Heilige Scheiße«, stieß Schocke leise hervor. »Jetzt kriegen wir richtig Ärger.«

»Was denn?« fragte Peters.

»Seht euch das an.«

Wir gingen zu ihm. Er hielt seine Laterne so hoch er konnte.

Im Gras waren zwei Fährten zu sehen, eine etwa einen Meter neben der anderen. Peters und ich warfen uns einen vielsagenden Blick zu und sahen dann Schocke an. »Tyler! Komm her!«

Tyler kam nicht. Er hielt seine Laterne etwa einen halben Meter über dem Boden, während er kniete und etwas untersuchte. »Sekunde.«

»Was haben Sie gefunden?« fragte ich.

»Sieht aus wie ...«

Hinter ihm bewegte sich ein dunkler Schatten. »Passen Sie auf!«

Der Zombie packte Tylers Kehle und riß ihn mühelos hoch in die Luft. Sein Genick brach mit einem lauten Knacken. Ein Todesschrei kam schrill wie von einem Kar-

nickel. Seine Laterne fiel zu Boden und zerbrach. Zwischen den Füßen des Zombies flackerten Flammen auf. Er hob Tyler über den Kopf, warf ihn ins Dunkel und kam dann auf uns zu.

»Verteilt euch!« rief ich.

»Diesmal sollten Sie besser nicht nur zugucken«, riet mir Schocke.

Das Öl der Laterne brannte lichterloh, aber weder Gras noch Zombie fingen Feuer. Sie waren beide zu feucht.

»Wir hacken ihn in kleine Stückchen«, schlug ich vor.
»Wie seinen Kumpel.«

»Hören wir auf zu quatschen und tun es einfach«, ermunterte uns Schocke.

Es gefiel mir nicht. Aber dieser Zombie war bei der Auswahl seiner Opfer nicht besonders wählerisch. Er haßte offenbar alles, was lebte. Wäre er speziell hinter Tyler hergewesen, dann wäre er in sich zusammengesunken, nachdem seine Rache vollendet war. Aber er wollte uns alle.

Nur hatte er gegen drei Ex-Marines wenig Chancen. Wir waren schneller und bewaffnet. Er gab jedoch nicht auf und griff an, immer und immer wieder. Es ist schwierig, jemanden zu zerhackstückeln, wenn er einen jagt.

Mein Entsetzen und meine Angst legten sich nach ein paar Minuten, und mein Verstand meldete sich wieder zurück. »Weiß einer von euch, wer das war?«

»Zuckerschnecke«, sagte Schocke. Er war äußerst konzentriert bei der Sache und schlug, hackte und stach mit der Präzision eines Uhrmachers.

»Zuckerschnecke? Was ist das denn für ein Name?«

»Sein Spitzname. Eigentlich hieß er Simon Mäander. Den Namen mochte er nicht. Zuckerschnecke fand er gut. Die Nutten in Full Harbour haben ihm den Namen angehängt. Sagten, er hätte einen süßen Arsch.«

Merkwürdig. Ich holte zu einem Rundschlag gegen den Hals des Zombies aus, aber seine Hand kam mir in die Quere. Mein Schlag durchtrennte sein Handgelenk bis auf den Knochen. Während ich die Balance verlor, griff das Ding mich weiter an und streckte seine andere Klaue nach mir aus.

Er erwischte mich am Ärmel. Ich dachte schon, ich wäre erledigt. Schocke kam mir zu Hilfe. Er ließ einen zweihändigen Überkopfschlag auf das Monster los, hinter dem sein ganzes Übergewicht steckte. Der traf die Schulter des Monsters so hart, daß es mich losließ. »Ich schulde Ihnen was, Schocke«, rief ich und wich ein paar Schritte zurück. Es war besser, Schockes Beispiel zu folgen, also setzte ich die Laterne ab.

Der Zombie verfolgte mich immer noch, was Peters und Schocke nur recht war. Peters sprang hinter das Ding und durchtrennte mit einem wuchtigen Schlag dessen Achillessehne. Mit Rückenschwimmen war es jetzt wohl aus.

Es griff weiter an, wenn auch etwas bedächtiger als vorher.

Es kam uns wie eine Ewigkeit vor, aber schließlich gelang es uns doch, das Ding zu zerlegen. Es fiel hin und kam nicht wieder hoch. Wir zerschnitzten es sicherheitshalber, was auch einen therapeutischen Zweck erfüllte: Wir

bauten damit unsere Angstenergie ab. Als wir fertig waren, nahm ich meine Laterne hoch. »Wir sollten uns lieber bis zum Tagesanbruch im Haus aufhalten. Wo zwei sind, könnten noch mehr sein. Den Sumpf können wir später erkunden.«

»Sagten Sie nicht, Zombies würden nicht im Bündel auftreten?«

»Möglicherweise habe ich mich da geirrt. Jedenfalls will ich es nicht auf die harte Tour rausfinden. Laßt uns von hier verschwinden.«

»Der erste schlaue Spruch, den ich aus Ihrem Mund gehört habe«, meinte Schocke. Er untersuchte Tyler. »Tot wie ein Stück Holz. Glauben Sie, daß er die Morde begangen hat?«

»Schwer zu sagen, aber ich würde nicht drauf wetten. Diesem Ding hier war gleich, wen es in die Klauen kriegte. Es war einfach auf Blut aus.«

»Wie nett. Gehen wir lieber. Bevor Tyler auch noch aufsteht und uns angreift. Das könnte ich nicht ertragen.«

Ich widersprach nicht. Angeblich müssen Zombies ein paar Monate abgehangen sein, bevor sie wieder auferstehen, aber ich hatte keine Lust, einen praktischen Test dieses Volksglaubens mit mir als Versuchskaninchen durchzuführen.

20. Kapitel

Sobald wir das Haus erreicht hatten, suchte ich Dellwood, Kaid und Wayne. Sie waren draußen im Garten und rösteten auf einem Scheiterhaufen die Stücke des ersten Zombies. »Werft alles auf einmal rein und geht ins Haus.«

»Sir?« Dellwood hatte wieder Farbe im Gesicht.

»Es treiben sich vielleicht noch mehr hier draußen rum. Wir sind auf einen gestoßen, der mal Zuckerschnecke hieß. Er hat Tyler ermordet. Ich hab nicht vor rauszufinden, was noch alles im Dunkeln auf uns lauert.«

Sie machten keine Sprüche und stellten keine Fragen. Sie feuerten den Rest des Zombies in die Flammen und gingen im Eiltempo zum Haus. Während ich ihnen folgte, sah ich mich suchend um. Wo war Morpheus geblieben?

Der traurige Rest des Fähnleins versammelte sich am Springbrunnen. Sie redeten gerade über Schleicher und Tyler, als ich dazustieß. Wayne und Kaid vertraten die Ansicht, daß der zweite Zombie den richtigen Mann erwischte hatte.

»Davon bin ich nicht überzeugt«, erklärte ich. »Er wollte einfach morden. Tyler reichte ihm nicht. Dellwood, überprüfen Sie die Türen. Peters, gibt es noch mehr Eingänge?«

»Ein paar.«

»Greifen Sie sich Schocke und Kaid und sehen Sie nach, ob sie verschlossen sind. Wir bleiben in Dreiergruppen, bis die Sonne aufgeht.«

»Warum?« erkundigte sich Art Schocke.

»Ich glaube, daß der Mörder allein arbeitet. Wenn wir mit ihm zusammenbleiben, ist das Verhältnis im Fall des Falles zwei gegen einen.«

»Ach so.«

»Fragen Sie die Jungs nach diesem Sidhe-Ding«, erinnerte mich Peters.

»Dellwood, Wayne, Kaid. Haben Sie schon einmal etwas über die Kef Sidhe gehört? Oder über eine Kef-Sidhe-Würgeschlinge?«

Sie wirkten ratlos. Dellwood war noch außer Atem, weil er sich beeilt hatte, alle Türen abzuschließen. »Was soll das sein?« fragte er.

Ich beschrieb das Ding, das ich um Schleichers Hals gefunden hatte.

»Der General hat so was in seinem Arbeitszimmer.«

Peters ging anscheinend ein Licht auf. »Ja, richtig! Ich erinnere mich. In einer Ecke neben dem Kamin hing alles mögliche Zeugs, Peitschen und so etwas.«

An die Peitschen erinnerte ich mich. Ich hatte ihnen keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. »Dellwood, wenn Sie das nächste Mal rauf gehen, sehen Sie nach, ob sie noch da ist. Fragen Sie den General, woher er es hat. Und ob er weiß, wo es ist, falls es nicht mehr an seinem Platz hängen sollte.«

Dellwood nickte. Ich tat es nicht gern, aber ich konnte ihn nicht länger auf meiner Verdächtigenliste behalten. Er schien dazu einfach nicht in der Lage. Wenn ich auch noch Peters strich, der verrückt gewesen wäre, mich zu engagie-

ren, wenn er selbst der Mörder war, blieben nicht mehr allzu viele Verdächtige übrig.

Anscheinend waren die anderen zu demselben Schluß gekommen. Schocke, Kaid und Wayne gingen plötzlich auf Abstand zueinander.

Peters wollte gehen.

»Warten Sie«, bat ich ihn. »Ich hab noch eine Frage, die ich schon viel früher hätte stellen sollen. Die Morde haben mich von den Diebstählen abgelenkt. Ist einer von Ihnen drogenabhängig? Oder Spieler? Oder hat draußen eine Frau, die er unterhalten muß?« All das könnte die Diebstähle erklären.

Und alle schüttelten den Kopf.

»Nicht mal Hawkes, Schleicher oder Tyler?« Drei an einem Tag. Der Alte würde kaum glücklich darüber sein, wie ich meinen Job erledigte, auch wenn er mich nicht direkt als Leibwächter eingestellt hatte.

»Nein«, antwortete Peters. »Wenn man Sklave seiner Laster ist, überlebt man im Cantard nicht lange.«

Das stimmte. Obwohl an Orten wie Full Harbour das Laster nur so blühte. Dort verbrachten wir alle unsere seltenen Urlaube und freien Tage. Für ein Kind war Full Harbour der reinste Höllenschlund. Andererseits lernte man dort das Leben kennen. Wenn man die Stadt verließ, hatte man keine Illusionen mehr.

Karenta hatte Full Harbour noch nicht evakuiert, obwohl Glanz Großmond uns aufgefordert hatte zu verschwinden. Sein Ultimatum war abgelaufen. Irgend etwas würde dort bald hochkochen. Es würde wirklich richtig knallen. Und

Glanz Großmond hatte diesmal nicht seine üblichen Vorteile. Man konnte keine bis an die Zähne bewaffnete Stadt in die Irre führen, überlisten oder überrumpeln, schon gar nicht, wenn sie einen erwartete. Ich bezweifelte, daß er in den Mauern der Stadt Freunde hatte. Und diesmal gehörten zu seinen Feinden auch die Spitzen-Hexer Karentas, gegen die er nichts Gleichwertiges ins Feld führen konnte.

Ich glaubte nicht, daß er Full Harbour einnehmen konnte. Aber versuchen mußte er es. Er hatte sein Maul zu weit aufgerissen. Jetzt stand er in der Pflicht, oder er verlor sein Gesicht.

Aber im Augenblick bedeutete das Schicksal von Full Harbour überhaupt nichts. Wir standen selbst unter Belagerung, und vor unseren Toren lauerte der blanke Horror.

Peters' Gruppe teilte sich auf und überprüfte, ob nicht schon jemand ins Haus eingedrungen war. Wir anderen blieben als Eingreiftruppe am Springbrunnen in Reserve. Nach einer Weile brach ich das Schweigen. »Dellwood, was haben Sie vor, wenn der General verschieden ist?«

Er blickte mich merkwürdig an. »Darüber habe ich nie nachgedacht, Mr. Garrett.«

Das war schwer zu glauben, was ich auch laut äußerte.

Wayne kicherte. »Glauben Sie es ruhig, Garrett. Dieser Bursche ist nicht von dieser Welt. Er ist nicht wegen des Geldes hier, sondern nur, weil ihm der alte Mann am Herzen liegt.«

»Wirklich? Und warum sind Sie hier?«

»Aus drei Gründen. Erstens: wegen des Geldes, zweitens: weil ich sonst nirgendwo hingehen könnte und drittens: wegen Jennifer.«

Ah. Eine willkommene Gelegenheit für eine kleine Brauen-Blick-Trick-Übung. In letzter Zeit hatte ich ihn kaum anwenden können. »Meinen Sie die Tochter des Generals?«

»Genau die. Ich will sie.«

Ganz schön direkt, der Kerl. »Was hält der General davon?«

»Weiß ich nicht. Ich habe das Thema nie angesprochen. Und das werde ich auch vor seinem Tod nicht tun.«

»Und was haben Sie mit Ihrem Erbteil vor?«

»Nichts. Einfach liegen lassen. Wenn ich Jenny habe, brauche ich es doch nicht, oder?«

Da hatte er recht.

»Deshalb bin ich auch nicht der Mörder, Sportsfreund. Ich muß keinen umlegen, um die Hälfte des Besitzes zu kriegen.«

Das sprach für ihn. »Was hält Jennifer davon?« Sie hatte bisher kein sonderliches Interesse an Wayne gezeigt.

»Ganz ehrlich? Es haut sie nicht gerade um. Aber sie bekommt keine anderen Angebote, und daran wird sich auch nichts ändern. Wenn es soweit ist, wird sie schon nachgeben.«

Was für eine Arroganz. So wie der Kerl redete, war er aussichtsreicher Kandidat für einen Platz ganz oben unter den Top Ten auf einer schwarzen Liste.

»Was halten Sie davon, Dellwood?«

»Nicht viel, Sir. Aber Miss Jennifer wird Hilfe brauchen.«

»Was ist mit Ihnen?«

»Nein, Sir. Ich habe nicht den Mumm, mit ihr fertigzuwerden. Ganz zu schweigen von der Tatsache, daß sie keine sehr nette Persönlichkeit ist.«

»Wirklich nicht?« Ich wollte gerade nachfragen, als Wayne aufsprang und den Arm ausstreckte.

Durch das Glas der Hintertür sah man einen undeutlichen Umriß, der an der Tür rüttelte. Ich dachte, es wäre Morpheus und ging langsam hin. Sollte er ruhig ein bißchen schmoren.

Als ich den halben Weg zurückgelegt hatte, preßte jemand die Reste einer Nase an dem Glas platt. Ich erkannte verwesene Gesichtszüge und blieb stehen.

»Noch so ein Ding. Keine Panik. Ich glaube nicht, daß es reinkommt. Wenn doch, dann geht ihm aus dem Weg.« Ich kehrte wieder zum Brunnen zurück und setzte mich. Ich war beunruhigt, aber nicht verängstigt. Die Zombies waren nicht besonders gefährlich, wenn man auf sie vorbereitet war.

Einer pro Nacht war zwar unerfreulich, aber nicht unlogisch, wenn man einmal die Absurdität des Anschlags außer acht ließ. In dieser Welt kann fast alles geschehen, und das tut es auch, aber ich hatte noch nie einen Toten aufstehen und herumplatschen sehen. Und ich kannte auch niemanden, der so etwas miterlebt hatte, es sei denn, man zählte Vampire mit. Aber die stehen auf einem anderen

Blatt. Sie sind Opfer einer Seuche. Und sie sind auch nie richtig gestorben, sondern schweben in einem seltsamen Zustand zwischen Leben und Tod.

Ein Zombie war unerfreulich, zwei waren sehr unerfreulich, aber drei... Das waren einfach zu viele. Sie konnten nicht alle nur von Haß und Rachegelüsten wiederbelebt worden sein. Jedenfalls nicht in ein und derselben Nacht.

Massenwiederbelebungen von Toten wurden, sowohl in Wirklichkeit wie auch in den Legenden, von außen gesteuert, waren das Werk von Geisterbeschwörern. Von mächtigen Zauberern.

»Übrigens, Dellwood. Ist unter uns zufällig jemand ein ausgebildeter Zauberer? Oder vielleicht ein Freizeithexer?«

»Nein, Sir.« Er runzelte die Stirn. »Warum fragen Sie?«

»Ich finde, wir könnten ein wenig Hilfe gegen ruhelose Geister brauchen.« Ich war schon immer gut in improvisierten Notlügen.

»Schleicher«, sagte Wayne plötzlich. »Er konnte ein bißchen Hokusfokus veranstalten. Hat es wohl von einer Geisterbeschwörerin aufgeschnappt. Er war eine Zeitlang ihr liebster Leibwächter. Er hat sie gemalt, und sie hat ihm dafür einige Tricks beigebracht.« Er lachte heiser. Anscheinend handelte es sich um sehr unterschiedliche Tricks. »Aber er war nicht besonders gut darin.«

»Außerdem ist er tot.«

»Ja. Das ist die Methode, wie man hier vom Verdacht entlastet wird.«

»Aber ... Glauben Sie, daß er wie ein Geisterbeschwörer denken konnte?«

»Was meinen Sie damit?«

»Was ich damit ...? Dazu muß ich ein bißchen ausholen. Er wollte, daß ich mich mit ihm treffe, weil er mir den Mörder verraten wollte. Anscheinend war er sich seiner Sache sicher. Er war sehr vorsichtig. Aber trotz seiner Ausbildung und seiner Vorsichtsmaßnahmen hat ihn jemand überlistet. Nehmen wir einmal an, er hätte gewußt, daß es passiert. Und nehmen wir weiter an, daß er jedem, der ihn tötete, noch im nachhinein eine tückische Falle stellen konnte, wenn ihm der Sinn danach stand?«

»Und Sie sind wohl der Speck in dieser Falle?«

»Schmeichler. Sehen Sie, in allen Geschichten ist davon die Rede. Von dem Fluch, der auf einem liegt, wenn man einen Geisterbeschwörer tötet. Angenommen, er hat die Sache so eingerichtet, daß alle, die vom Mörder getötet wurden, auferstehen und ihn verfolgen, wenn er selbst umgebracht werden sollte.«

Wayne knurrte. »Vielleicht. Aber wie ich den unheimlichen, paranoiden Mistkerl einschätze, hat er den Fluch so eingerichtet, daß alle auferstehen und Jagd auf alle anderen machen.«

Das könnte auch hinkommen. Manchmal bin ich so brillant, daß ich mich selbst blende.

Und nun? Angenommen, das stimmte. Es erklärte die Zombies, aber ansonsten erklärte es rein gar nichts. Irgendwo lief ein Serienmörder frei herum ... falls es nicht Tyler gewesen war. Und das würden wir erst sicher wissen, wenn er wieder zuschlug.

Wenn er auch nur ein Gramm Hirn hatte, würde er aufhören, solange er die Chance hatte, ungeschoren davonzukommen.

Ich vertraue eben auf die menschliche Natur. »Gentlemen, ich bin müde. Ich gehe zu Bett.«

»Sir!« protestierte Dellwood.

»Dieses Ding kommt nicht rein.« Der Zombie versuchte es immer noch. Und kam nicht weiter. »Falls unser Mörder noch lebt, hat er jetzt einen großartigen Ausweg gefunden. Er kann Tyler die ganzen Verbrechen anhängen.«

So was nannte ich ›Saat in die Hirne der Langsamen im Geiste auswerfen‹.

Ich war so müde, daß mir fast die Augen zufielen. Es wurde allerhöchste Zeit, mich in die Sicherheit meiner Gemächer zurückzuziehen. »Gute Nacht.«

21. Kapitel

Morpheus wartete in meinem Wohnzimmer, als ich meine Suite betrat. Er hatte die Füße auf meinen Schreibtisch gelegt und es sich gemütlich gemacht. »Du wirst alt, Garrett. Kannst wohl keine Nacht mehr durchhalten?«

»Wie?« Ich hatte mal wieder alles im Griff. Wir Privatdetektive haben Nerven wie Drahtseile und sind berühmt für unsere Schlagfertigkeit.

»Ich habe deine Rede an die Truppe gehört. Du hast es ihnen ganz schön gegeben. Jetzt kannst du dich in Ruhe aufs Ohr legen.«

»Das ist schon meine zweite lange Nacht hintereinander. Wie bist du überhaupt reingekommen? Ich dachte, wir hätten die Bude verrammelt.«

»Na und? Der Trick ist, drin zu sein, bevor der Laden dichtgemacht wird. Du bist losgegangen, die Lebenden Toten zu jagen. Ich bin einfach nach vorn geschlichen und reinspaziert. Dann hab ich ein bißchen rumgeschnüffelt und bin hochgekommen, als die Trollfrau angefangen hat, mit dem Geschirr zu klappern.«

»Ach so.« Irgendwie war mein Repertoire heute abend etwas eindimensional. Das heißt, eigentlich hatten wir ja schon morgen. Das erste schwache Sonnenlicht drang durch die Fensterscheiben.

»Ich habe die Küche durchsucht. Was ihr Menschen so in euch hineinstopft! Was muß ich für Opfer bringen!«

Ich stellte keine Fragen. Kelles Küche war ländlich-derb, mit viel Fleisch und Soße und Teig. Und jeder Menge Fett. Obwohl Morpheus bestimmt gemocht hätte, was sie mir am ersten Tag als Mittagessen vorgesetzt hatte.

Er sagte, er wollte hierbleiben, und wurde dann noch ein bißchen deutlicher. »Hab mir gedacht, du könntest einen Geist brauchen, um ihre Geister auszugleichen.«

»Wie?« Mein Verstand hatte anscheinend selbsttätig den Geist aufgegeben.

»Ich werde hier ein wenig herumgeistern. Mich umsehen, wenn sie nicht hinsehen, und die Dinge erledigen, die du getan hättest, wenn du nicht so sehr damit beschäftigt gewesen wärest, sie zu beruhigen.«

Das war sinnvoll. Ich hatte eine Liste mit hundert Sachen, die ich gern erledigt hätte. Zum Beispiel versteckte Durchgänge suchen und in den Zimmern der Leute herum-schnüffeln. Dafür hatte ich keine Zeit gehabt und würde wohl auch keine bekommen, weil mir ständig jemand auf den Zehen stand.

»Danke, Morpheus. Ich stehe in deiner Schuld.«

»Noch nicht. Noch nicht ganz. Aber wir sind bald wieder quitt.«

Er spielte auf Sachen an, die er früher mit mir veranstaltet hatte. Die schlimmste war die, in der er mich dazu brachte, ihm zu helfen, Sargträger bei einem hungrigen Vampir zu spielen. Er hat ihn einem Typen geschenkt, den er nicht mochte. Und mich hatte er aus gutem Grund im unklaren gelassen. Hätte ich ihn gekannt, hätte ich Morpheus bestimmt nicht geholfen. Das Opfer war der damali-

ge Oberboß der Gilde gewesen. Aber ich habe erst kapiert, als der Vampir aus der Kiste sprang.

Ich war ziemlich sauer geworden.

Seitdem leistet Morpheus mir mit kleinen Freundschaftsdiensten Abbitte.

»Setz mich ins Bild, damit ich nicht das Rad neu erfinden muß.«

Erst nahm ich mir ein Taschentuch. »Diese Erkältung wird immer schlimmer. Mein Kopf fühlt sich an wie der sprichwörtliche Wattebausch.«

»Diät«, riet er. »Wenn du dich richtig ernährst, bekommst du keine Erkältung. Sieh mich an. Ich war noch nie in meinem Leben erkältet.«

»Schon möglich.« Elfen kriegen keinen Schnupfen. Ich gab ihm einen vollständigen Bericht, wie ich es auch vor dem Toten Mann getan hätte. Dabei behielt ich Morpheus im Auge und achtete darauf, wann er sich verriet. Er findet immer einen Weg, sich persönlich zu bereichern, selbst wenn er sich in eine Sache hineinwieselt, um mir zu helfen.

Ich habe ihn schon oft beobachtet und weiß, wann er Blut leckt.

In der Villa Stantnor war das naheliegendste, eine Bande zusammenzutrommeln und den Laden auszuräumen. Kinderleichte Sache. Nicht so einfach wäre es, anschließend der blutrünstigen und rachedurstigen Meute der Hügelianer zu entkommen. Allerdings ließ sich Morpheus von so etwas nicht abschrecken.

Selbst wenn der Adel mit General Stantnor nicht viel anfangen konnte, würden sie keinen Präzedenzfall dulden. Je-

der Sturmwächter, jeder Feuerlord, jeder Hexenmeister, Geisterbeschwörer und was auch immer man sich denken kann würde sich darum drängeln, ein Exempel zu statuieren. Und neue Foltern und Martern ausprobieren.

»Wir haben es hier also mit drei verschiedenen Delikten zu tun«, faßte Morpheus meine Ausführungen zusammen. »Diebstahl. Möglicherweise Mord auf Raten. Und Massenkrieg. Was die Diebstähle betrifft, hast du bereits das Räderwerk in Gang gesetzt. Konzentrieren wir uns also auf das andere. Der General ... Das sinnvollste wäre, einen Arzt zu holen, der ihn sich ansieht. Was den anderen Mörder betrifft ... Du kannst nur mit den Leuten reden und Verdächtige eliminieren.«

»Willst du der Henne beibringen, wie sie Eier legt, Morpheus? Das ist mein Beruf.«

»Weiß ich. Sei nicht so empfindlich. Ich habe ja nur laut gedacht.«

»Stimmst du mir zu, daß Dellwood und Peters aus dem Schneider sind?«

»Sicher. Das sind sie eigentlich alle. Der Alte ist ans Bett gefesselt, und außerdem hätte er kaum ein Motiv.«

Den General hatte ich sowieso nicht in Betracht gezogen.

»Dieser Kaid ist zu alt, um dieses Tempo mitzuhalten, und zu schwach, um die anderen Kerls herumzuschubsen.«

»Vielleicht. Aber das Markenzeichen unseres Mörders ist Raffinesse. Ein alter Mann kann raffiniert sein.«

»Stimmt. Dann ist da noch dieser Wayne, der vorhat, in eine reiche Familie einzuheiraten. Wer bleibt übrig, wenn alle anderen ehrlich sind?«

»Schocke.« Der widerliche, streitsüchtige, übergewichtige Schocke, zu dem ich auf Anhieb eine herzliche Abneigung gefaßt hatte.

»Und die Tochter. Und die Möglichkeit, daß jemand von draußen die ganze Sache steuert. Ganz zu schweigen von jemandem, der verschwunden, aber nicht ermordet worden sein könnte.«

»Warte, warte, warte. Was? Was? Was?«

»Du hast mir von vier Männern erzählt, die in den Sonnenuntergang geritten sind, richtig? Schleicher Bradons angebliche Geisterbeschwörung hat aber nur drei wiederbelebt. Wo ist der vierte? Wer war das? Und was hatte das Testament für diese Männer vorgesehen?«

Das wußte ich nicht mehr. Einer war aus dem Testament gestrichen worden, das hatte ich gehört. Aber wenn jemand noch das Recht auf einen Anteil hatte, selbst wenn er nicht mehr hier war, und wenn alle dachten, er wäre verschwunden oder schon tot, hätte er eine wundervolle Gelegenheit für schmutzige Spielchen und könnte dann frischgewaschen zur Testamentsverlesung auftauchen.

»Derjenige, der Hawkes erledigt hat, ist zum Haus geritten.«

»Du hast die Spur verloren.«

Das stimmte. »Wenn es jemand war, der nicht zum Haus gehört, kann er nicht wissen, daß der General das Testament verbrannt hat.«

»Genau. Deshalb macht er vielleicht weiter.«

Auch das war richtig. »Jemand hat versucht, mich mit der Axt zu erledigen.«

»Das könnte mit deinen anderen Problemen zusammenhängen.«

»Morpheus, ich werde noch verrückt, wenn ich versuchen soll, das alles auseinander zu pfriemeln. Es ist mir egal.«

Er warf mir einen fast schon verächtlichen Blick zu. »Sehr klug. Du bist auch so schon dämlich genug.«

»Im Moment mache ich folgendes: Ich trample herum und Sorge dafür, daß was passiert. Wenn bösen Buben die Nerven flattern, verraten sie sich meistens.«

Morpheus gackerte förmlich. »Du hast wirklich Stil, Garrett. Wie ein Wasserbüffel. Was nützt dir das ganze Getrampel, wenn Tyler dein Mörder war?«

»Nicht viel«, gab ich zu.

»Und die Köchin? Wenn sie wirklich seit vierhundert Jahren hier rumhängt, dann denkt sie vielleicht, daß die Familie ihr einen fetteren Batzen schuldet, als der General ihr zugestehen wollte.«

Ich betrachtete das unter dem Aspekt, daß nichtmenschliche Rassen nicht menschlich denken und daß Trolle ziemlich direkt sind. Stellt man sich einem Troll in den Weg, macht der einen platt.

»Kelle hat ein Alibi für die Zeit, in der Hawkes umgebracht wurde. Außerdem, hätte ein Gaul ihr Gewicht ausgehalten, ohne durchzubrechen, müßte sie dreißig Zentimeter tiefe Spuren hinterlassen haben.«

»War ja nur eine Idee. Könnte sie den Alten vergiften?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Sie hätte die Mittel und die Gelegenheit dazu, aber mir fällt kein Motiv ein. Sie hat ihn von Geburt an großgezogen. Irgendwie wird sie ihn wohl lieben.«

Morpheus schnaubte gereizt. »Du hast recht. So kommen wir der Sache nicht auf die Spur. Schlaf drüber. Ich gehe geistern.«

»Aber nicht in meinem Schlafzimmer«, warnte ich ihn. »Ich bau eine Falle mit einer Axt auf, die heimliche Besucher zerlegt.« Ich hatte mich entschieden, wieder im Federbett zu schlafen. Der Boden in meinem Wandschrank war zu hart. Vielleicht würde ich ja später umziehen, wie ich es mir vorgenommen hatte.

Morpheus nickte. Dann bleckte er die Zähne zu einem Grinsen. »Schade, daß diesmal nicht dein übliches Kontingent an Bräuten dabei ist. Würde die Sache viel interessanter machen.«

Da mochte ich nicht offen widersprechen.

22. Kapitel

Ich hatte das Gefühl, gerade erst eingeschlafen zu sein, als jemand gegen die Tür hämmerte. Obwohl das Licht, das durch das Fenster hereinschien, mich eines Besseren belehrte. Ich verfluchte den Störenfried und rollte mich auf die andere Seite. Ich laufe nicht gerade zu Hochform auf, wenn man mich ständig weckt.

Während ich mich umdrehte, öffnete ich die Augen einen Spalt. Was ich sah, drang nicht bis zu meinem Großhirn durch. Einfach deshalb, weil es unmöglich war. Ich kuschelte mich in die Kuhle wie ein alter Köter, der Trost sucht.

Und fuhr hoch, als hätte mir einer eine Nadel in den Hintern gejagt.

Blondie lächelte fast unmerklich, während sie durch meine Schlafzimmertür schwebte. Ich schrie nicht mal, sondern glotzte ihr nur nach.

Sie hatte auf dem Bettrand gesessen und mich betrachtet. Wie war sie hereingekommen, ohne in kleine mundgerechte Happen zerlegt zu werden? Ich überprüfte die Falle. Sie war unberührt und bereit, Blut über das ganze Land zu verspritzen, falls der Mörder mitspielte und blindlings reinlatschte. Sie hockte da und wartete auf Beute, ganz wie ihr Boß es geplant hatte.

Aber die Tür stand sperrangelweit auf.

Es hatte nicht funktioniert.

Mich überlief es kalt. Angenommen, es wäre nicht meine entzückende Bewunderin gewesen? Sondern jemand mit einem ganz besonderen Geschenk für mich? Ich stellte mir vor, daß ich auf meinem Bett lag wie ein Käfer im botanischen Institut – aufgespießt mit einer Nadel im Bauch.

Bis ich mir alle Horrorszenarien ausgemalt und aus dem Schlafzimmer gehumpelt war, hatte sich die Frau in Weiß bereits verflüchtigt. Anscheinend ohne die Tür zum Flur zu benutzen, wie der hartnäckige Klopfgeist bezeugte, der immer noch dagegen bollerte, um meine Aufmerksamkeit zu erregen. Meinen Zorn hatte er jedenfalls schon geweckt.

Ich schnappte mir meinen Nußknacker und ging zur Tür. Wer wagte es, mich zu einer derartig unchristlichen Stunde zu wecken – ganz gleich, wie spät es sein mochte?

»Dellwood. Wer war diesmal dran?«

»Sir? Ach so. Keiner, Sir. Sie wollten doch heute morgen mit dem General reden, Sir.«

»Ja. Entschuldigung. Ich habe zu fest geschlafen, deshalb ist es mir entfallen. Das Frühstück habe ich auch verpaßt, oder? Was soll's. Ich wollte sowieso eine Diät einlegen. Geben Sie mir zehn Minuten, um mich ordentlich herzurichten.«

Er sah mich an, als würde ich das selbst in einem Jahr nicht schaffen. »Ja, Sir. Ich warte dort auf Sie, Sir.«

»Phantastisch.«

Ich werde alt. Ich brauchte mehr als zehn Minuten. Nach gut zwanzig Minuten schlurfte ich zu der Wohnung des Alten. Wo war die blonde Frau geblieben? Und Morpheus? Warum ging ich nicht einfach nach Hause? Diese Leute

hier hatten doch einen Knall. Was auch immer ich tat, ich würde keine Lanze für Wahrheit und Gerechtigkeit brechen. Das beste wäre, einfach zu verschwinden und nach einem Jahr zurückzukehren. Um durchzuzählen, wer dann noch übrig war.

Meine Laune war berauschend.

Dellwood wartete im Flur vor der Tür des Generals und ließ mich herein. Das Zeremoniell lief ab wie immer. Dellwood ging hinaus, Kaid zockelte hinterher, nachdem er dafür gesorgt hat, daß das Feuer im Kamin so groß und heiß war wie der Weltenbrand, der unsere Tage irgendwann beenden würde. Ich schwitzte. »Setzen Sie sich«, forderte der General mich auf.

Ich gehorchte. »Hat Dellwood Sie auf den neuesten Stand gebracht, Sir?«

»Sie meinen die Ereignisse heute nacht? Ja. Haben Sie eine Ahnung, was da passiert ist? Oder warum?«

»Ja. Was mich selbst überrascht.« Ich berichtete ihm von Schleichers Türgeflüster und unserer Verabredung und beschrieb, wie ich ihn gefunden hatte. »Dellwood vermutet, daß die Würgeschnur aus diesem Raum stammen könnte.«

»Die Kef Sidhe? Möglich. Ich habe eine von meinem Großvater geerbt. Er ist um die Jahrhundertwende mit dem Kult aneinandergeraten, als er ein junger Leutnant war. Man hatte ihn beauftragt, die Verbrecherringe an der Küste zu bekämpfen. Damals war es ziemlich schlimm. Einer der nicht-menschlichen Verbrecherlords hatte einige Sidhe-Attentäter importiert. Die Schlinge mußte eigentlich noch bei den Peitschen und dem anderen Zeug hängen.«

Ich sah nach. »Sie ist nicht mehr da.« Kann nicht sagen, daß mich das vor Überraschung überwältigte. Ihn auch nicht. »Wer könnte sie genommen haben?«

»Alle. Jederzeit. Ich habe seit Jahren nicht mehr darauf geachtet.«

»Wer wußte, was es war?«

»Alle mußten meine wiederholten Sermonen über die Abenteuer meines Großvaters ertragen. Und auch über die Heldentaten aller anderen Stantnors. Seit dem Tod meines Sohnes habe ich keine Zukunft mehr. Statt dessen lasse ich gern ab und zu den Ruhm der Vergangenheit auferstehen.«

»Verstehe, Sir. Er war ein guter Offizier.«

Seine Miene hellte sich auf. »Haben Sie unter ihm gedient?«

Vorsicht, Garrett. Sonst verbringst du deine Zeit damit, dem Alten die Ohren vollzuquatschen. »Nein, Sir. Aber ich kannte Männer, die unter ihm gekämpft haben. Sie hatten nur Gutes über ihn zu berichten. Das besagt eine Menge.« Vor allem wenn man bedachte, wie die Wehrpflichtigen normalerweise über ihre Vorgesetzten herziehen.

»Allerdings.« Das wußte er auch. Seine Gedanken schweiften ab in eine andere Zeit, als alle noch glücklicher gewesen waren. Jedenfalls kam es ihm so vor. Der Verstand beherrscht es hervorragend, Geschichte umzugestalten.

Unvermittelt kehrte der General in die Gegenwart zurück. Anscheinend bestand die Vergangenheit doch nicht nur aus roten Rosen. »Es war eine verheerende Nacht. Erzählen Sie mir von diesen Zombies.«

Ich wiederholte meine Theorie, daß Schleicher sie zum Leben erweckt hätte.

»Möglich«, meinte er. »Sehr gut möglich. Würde Vangoria Schwarz ähnlich sehen. Es entspräche dem verdrehten Humor der alten Hexe, einem naiven Marine Zauberwaffen in die Hand zu geben, die so etwas bewerkstelligen können.«

Mit dem Namen konnte ich nichts anfangen. Vermutlich war es nur eine weitere Zauberin, die einen albernen Künstlernamen angenommen hatte. Ihr richtiger Name lautete wahrscheinlich Henrietta Schmiedehammer.

»Haben Sie mir nichts Positives zu berichten, Mr. Garrett?«

»Noch nicht.«

»Irgendwelche Verdächtige?«

»Nein, Sir. Beziehungsweise alle, Sir. Ich werde aus der Situation noch nicht schlau. Ich kenne die Leute nicht gut genug.«

Er sah mich an, als erwartete er von mir, eines der blöden Mottos unseres Corps zu erfüllen, zum Beispiel: ›Unmögliches wird sofort erledigt, Wunder dauern etwas länger.«

»Was werden Sie unternehmen?«

»In der Gegend herumstochern. Mit den Leuten reden, bis ich auf etwas stoße. Schlamm aufwühlen. Gestern abend ist mir was eingefallen. Der Mann, der die anderen erledigt, könnte jemand sein, der Sie angeblich verlassen hat. Vorausgesetzt, er kann davon ausgehen, der Testamentseröffnung beiwohnen zu können.«

»Nein, Sir. Jeder Mann mußte eine Vereinbarung unterschreiben, als er in meine Dienste getreten ist. Nur wer bleibt, erbt.«

Ich verlor etwas Respekt vor ihm. Er hatte sie bestochen und mit Verträgen an sich gefesselt, damit er nicht allein war. Er war kein Menschenfreund, sondern handelte aus gänzlich egoistischen Motiven.

General Stantnor spielte mit einer Maske. Dahinter verbarg sich etwas sehr Unangenehmes.

Es war zwar keine göttliche Offenbarung, aber meine Intuition trog mich bestimmt nicht. Dies hier war ein böser, alter Mann, der seine Boshaftigkeit hinter einer geschickten Verkleidung verbarg.

Ich betrachtete ihn genauer. Er sah heute morgen nicht besonders gut aus. Die Schonfrist war abgelaufen, und er befand sich wieder auf dem Weg zur Hölle.

Ich rief mir ins Gedächtnis, daß mir kein Urteil zustand.

Dann erinnerte ich mich daran, daß ich immer, wenn ich mir etwas ins Gedächtnis rufe, nach einer Rechtfertigung suche.

Jemand klopfte an die Tür. Das befreite mich von meiner Verwirrtheit und nahm dem General die Chance, selbstgerecht zu werden.

»Herein.«

Dellwood öffnete die Tür. »Da ist ein Mr. Zarth für Mr. Garrett.«

Der General blickte mich fragend an. »Das ist der Mann, den ich auf die gestohlenen Gegenstände angesetzt habe«, erklärte ich.

»Führen Sie ihn hierher, Dellwood.«

Dellwood schloß die Tür.

»Hierher?« fragte ich.

»Hat er etwas zu berichten, das ich nicht hören soll?«

»Nein. Ich dachte nur, es wäre eine Belastung für Sie.«

»Nicht im geringsten.«

Mist. Er war scharf auf Unterhaltung. Es interessierte ihn nicht für einen Heller, was Eierkopf mir zu erzählen hatte. Er wollte nur einfach nicht allein sein.

»Mr. Garrett, dürfte ich Sie damit belästigen, das Feuer etwas zu schüren?«

O nein. Ich hatte gehofft, es wäre ihm entgangen, daß es heruntergebrannt war. Jetzt hatte es noch den Hitzewert eines lächerlichen kleinen Vulkans. Kaid mußte den ganzen Tag damit beschäftigt sein, Wälder abzuholzen, um Brennstoff heranzuschaffen.

Eierkopf kam mit einem Sack ins Zimmer. In seiner Pranke wirkte er wie ein Pompadour. Eierkopf ist groß wie ein Höhlenbär. Dellwood wirkte regelrecht eingeschüchtert. Selbst der alte Mann war beeindruckt. »Wenn Kelle ihn sieht, verliert sie auf der Stelle ihr Herz an ihn«, knurrte er. Das war das erste Mal, daß er in meiner Gegenwart versuchte, witzig zu sein. »Danke, Dellwood.« Dellwood huschte hinaus.

Eierkopf wischte sich die Stirn. »Warum macht denn hier keiner ein Fenster auf? Wer ist denn die Backpflaume, Garrett?«

»Der Chef. Sei lieb.«

»Gut.«

»Was gibt's?« Es überraschte mich, daß er hierhergekommen war, wenn man bedachte, wie schlecht er bezahlt wurde.

»Ich hab vielleicht was von dem Zeug gefunden.« Er entleerte den Sack auf den Schreibtisch. Es waren silberne Kerzenleuchter. Nichts Besonderes, wäre Silber in letzter Zeit nicht immer begehrter geworden.

»General? Ist das Ihr Zeug?«

»Sehen Sie unten auf dem Fuß nach. Wenn sie unserer Familie gehören, muß dort ein Seepferdchen neben dem Siegel des Silberschmiedes eingraviert sein.«

Ich drehte den Leuchter herum. Kleine Seekreaturen. »Sieht aus, als hätten wir eine Spur. Erzähl uns die Geschichte, Eierkopf.«

Eierkopf hat eine piepsige Stimme, wenn er plaudert. Sie paßt überhaupt nicht zu seiner Figur. »Ich hab gestern mit ein paar Jungs bei Morpheus gehockt und über den Job lamentiert. Sah so aus, als würde ich nicht weiterkommen. Wir haben über dies und das gequatscht, du weißt ja, wie das ist. Dann hat einer der Jungs mich gefragt, ob eine Belohnung für das Zeug ausgesetzt ist. Das wußte ich nicht. Davon hast du Morpheus nichts erzählt. Also hab ich gesagt: Vielleicht, und hab den Burschen gefragt, ob er was wüßte.«

»Könntest du das Heldenepos etwas abkürzen?«

»Er kannte ein paar Hehler, die ich nicht kannte. Von außerhalb. Ich hab sie heute morgen besucht. Gleich beim ersten hab ich einen Treffer gelandet. Er hatte die Leuchter. Wir haben ein bißchen geschwätzt, ich habe ein bißchen gedroht, er hat ein bißchen rumgepoltert, und schließlich habe ich einfließen lassen, daß er keine Verbindung zum Oberboß hat, ich aber zufällig Kain Kontamin persönlich kenne, und ob er möchte, daß ich dafür Sorge, daß er ihn höchstpersönlich kennenlernt? Plötzlich war der Kerl ganz beflissen. Er hat mir die Leuchter geliehen, und ich habe versprochen, sie zurückzubringen.«

Was er auch tun würde. Sollte der General versuchen, ihn aufzuhalten, würde Eierkopf durch ihn und das ganze Haus hindurchgehen. Er hält seine Versprechen.

»Kapiert. Kann der Dealer den Dieb identifizieren?«

»Er hat keine Ahnung. Das Zeug hat er zum Großhandelspreis von irgendeinem Landei gekauft. Aber er würde auch den Namen des Großhändlers verkaufen.«

»Konnten Sie ihm folgen, General?«

»Ich glaube schon. Der Hehler hat die Sachen von einem anderen Hehler gekauft, der näher an unserem Dieb dran ist. Und für einen bestimmten Preis würde er diesen Mann ans Messer liefern.«

»Genau.«

»Gehen Sie hin und prügeln Sie den Namen aus ihm heraus.«

»So funktioniert das nicht, General. Er hat uns einen fairen Handel angeboten. Wir müssen uns an die Spielregeln halten.«

»Sie meinen, Sie wollen mit Kriminellen verhandeln wie mit ehrbaren Leuten?«

»Das haben Sie doch Ihr ganzes Leben mit den Banditen aus der Oberstadt getan. Aber wir wollen uns nicht streiten. Wir haben eine Spur, durch die wir das Problem mit den Diebstählen noch heute abhaken könnten. Eierkopf, wieviel will er?«

Ich dachte jetzt in längerfristigen Größenordnungen. Ein freiberuflicher Hehler? Er brauchte Freunde. Man konnte ihn aufpäppeln und ihm Honig um den Bart schmieren, und eines Tages war er vielleicht eine gute Informationsquelle. Falls er am Leben blieb. Die Leute haben vor Hehlern längst nicht soviel Angst wie vor Morpheus Ahrm oder Kain Kontamin.

Eierkopf nannte einen erfreulich niedrigen Preis.

»Das ist ein guter Handel, General. Schlagen Sie ein. Wieviel wollen Sie noch verlieren, um die paar Taler zu sparen?«

»Lassen Sie es sich von Dellwood geben. Er ist für das Haushaltsgeld verantwortlich.«

Das war mein Stichwort, um hier wegzukommen. Mir war ungemütlich. »Ich kümmere mich darum, Sir.«

Vielleicht spürte Stantnor mein Unbehagen. Er erhob keine Einwände, aber in seinem Blick sah ich so etwas wie Schmerz.

Ich hatte das bei einem alten Menschen noch nie erlebt, aber ich kenne auch nicht viele Greise. Bei Kindern habe ich den Schmerz schon oft gesehen, zum Beispiel, wenn die Erwachsenen sie einfach zur Seite schieben, weil sie keine Zeit haben, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Der Blick traf mich an meiner weichen Stelle, dort, wo ich eigentlich ein guter Kerl bin. Und er erzeugte Schuldgefühle. Ich beneide Morpheus darum, daß er so etwas einfach nicht kennt. Morpheus hat nie ein schlechtes Gewissen. Morpheus tut, was er will oder tun muß, und betrachtet verwirrt das Verhalten von uns anderen, die Mütter hatten. Woher kommt das bloß, dieses fiese, nagende, eklige Gefühl?

23. Kapitel

Eierkopf wartete vor der Tür auf mich. Mit Dellwood. »Der alte Knabe sah nicht gut aus, Garrett. Was fehlt ihm?«

»Weiß ich nicht. Aber du wirst mir helfen, es herauszufinden.«

»Und was bedeutet das?«

»Dellwood, der General hat angeordnet, meinem Freund genug zu geben, eventuell auftretende Spesen zu decken. Wieviel bekommst du, Eierkopf?« Damit wollte ich ihm die Chance geben, daß sein Ausflug sich lohnte.

Aber er war nicht gierig. Jedenfalls nicht sehr. »Zwanzig Taler. Wenn der Kerl versucht, mich hochzuhandeln, reiße ich ihm die Ohren ab.« Das würde er tun und sie anschließend zum Trocknen aufhängen.

»Laß dir den Namen geben und schnapp dir dann den Knaben. Einverstanden? Unterwegs solltest du noch einen Doktor aufgabeln und mitbringen.«

»Einen Arzt? Jetzt komm ich nicht mehr mit, Garrett. Wofür brauchst du einen Arzt?«

»Er soll mal einen Blick auf den Alten werfen. Der hat was gegen Quacksalber. Die einzige Möglichkeit, einen in seine Nähe zu schmuggeln, ist, ihn reinzulegen. Das ist dein Job. Einverstanden?«

»Du zahlst die Reisespesen.«

»Dann beeil dich.«

»Klar doch.« Angeblich war Eierkopf für Sarkasmus zu schlicht gestrickt, aber seine letzte Bemerkung stank geradezu danach.

Dellwood händigte ihm die zwanzig Taler aus, und Eierkopf schob ab. Ich trat an die Vordertür und sah ihm nach, wie er in einem Einspanner davonfuhr, den er sich vermutlich von Lou Latsch gemietet hatte, einem gemeinsamen Freund von uns. Seine Spesenabrechnung bereitete mir jetzt schon Bauchweh. Der alte Knacker hatte mir zwar einen großzügigen Vorschuß gegeben, aber so viele Ausgaben hatte ich nicht einkalkuliert.

Dellwood trat neben mich. »Darf ich fragen, worum es ging, Sir?«

»Fragen können Sie. Was nicht heißt, daß ich es Ihnen erzähle. Berufsgeheimnis. Werden Sie dem General verraten, daß ich einen Doktor einschmuggeln will?«

Er dachte kurz nach. »Nein, Sir. Ich finde es angemessen. Sein Zustand verschlechtert sich zusehends. Gestern war eine Ausnahme. Er tut zwar heute so, als könnte er Bäume ausreißen, aber die letzte Nacht hat sehr an ihm gezehrt. Wenn es einen Weg gibt ... Lassen Sie mich wissen, ob ich Ihnen bei der List behilflich sein kann.«

»Mach ich. Ich habe eine Menge zu tun.« Und was, Garrett? So genau konnte ich das nicht sagen. »Ich sage es Ihnen, bevor Zarth zurückkommt.«

»Sehr gut, Sir.«

Wir trennten uns. Ich ging nach oben, weil ich wissen wollte, ob Morpheus noch in der Suite war. Er würde eine Rolle in dem Drama übernehmen müssen. Als ich den

obersten Balkon erreichte, erblickte ich meine Freundin in Weiß. Ich winkte. Zu meiner Überraschung winkte sie zurück.

Morpheus war nicht da. Typisch für ihn. Wenn ich ihn brauchte, war er nicht da. Wie gedankenlos. Ich schnappte mir meinen Mantel und verließ mein Quartier wieder.

Blondie stand immer noch da. Sie achtete nicht auf mich. Ich beschloß, noch einmal einen Versuch zu wagen und mich an sie heranzuschleichen. Vorsichtig glitt ich auf die Empore und ging dann über den Flur hinunter.

Ha! Hab ich dich!

Aber ... Was war das? Meine Vorstellungskraft war mit mir davongaloppiert. Das war nicht Blondie, sondern Jennifer. Sie trug Weiß, und nicht einmal dasselbe Weiß, wie die blonde Frau getragen hatte. Als ich mich ihr näherte, lächelte sie. Es war ein trauriges Lächeln. »Was sitzt Ihnen denn quer?« erkundigte ich mich.

»Das Leben.« Sie stützte ihre Ellbogen auf das Geländer. Ich stellte mich neben sie und ließ eine gute Armlänge Platz zwischen uns. Der Held unter uns hatte nur Augen für sein tödliches Gefecht mit dem Drachen. Schocke ging an dem Brunnen vorbei, ohne die beiden eines Blickes zu würdigen. Ich ahnte, wie der Ritter sich fühlte. Wir Helden mögen es, wenn man unsere Anstrengungen mit Applaus würdigt.

Ich gab einen dieser unbestimmten Brummlaute von mir, die dem Gesprächspartner signalisieren, daß man bereit ist, seine Sorgen anzuhören, wenn er sie loswerden will.

»Bin ich häßlich, Garrett?«

Ich blickte sie an. Nein. Wahrlich nicht. »Kann man nicht so sagen.« Ich hatte noch andere ebenso wunderschöne Frauen kennengelernt, die alle über ihr Aussehen weit mehr verunsichert waren als Frauen, die weit weniger als durchschnittlich aussahen. »Der Mann, der das nicht sieht, muß tot sein.«

»Danke.« Sie zeigte die Spur eines Lächelns und wirkte etwas weniger abweisend. Sie rückte fünf Zentimeter näher. »Das tut gut.« Eine halbe Minute Pause. »Aber es sieht keiner. Sie merken nicht mal, daß ich eine Frau bin.«

Wie soll man einer Lady erklären, daß es nicht an ihrem Aussehen liegt, sondern an ihrem Wesen? Daß sie trotz ihres großartigen Äußeren wie eine Schwarze Witwe wirkt?

So was tut man nicht. Man schwindelt ein bißchen, um diese Brutalität und den daraus folgenden Haß zu vermeiden.

Selbst in ihrer unmittelbaren Nähe und trotz der Tatsache, daß sie sich eindeutig danach sehnte, begehrt zu werden, empfand ich nichts.

Allmählich begann ich mir Sorgen zu machen.

»Sie bemerken mich nicht.«

»Oh, das stimmt nicht. Ich ... nehme Sie durchaus wahr.« Nur jemand mit sehr verzerrten Maßstäben, zum Beispiel ein Rattenmann, würde ihr ins Gesicht sagen, sie habe den bösen Blick. »Aber ich bin schon vergeben.« Das ist ein erprobter Notausgang.

»Ach so.« Wieder strahlte sie diesen unendlichen Kummer aus. Genau das war es: Kummer. Kummer, der bis in ihre dunklen Augen reichte. Augen, die so tiefgründig zu

sein schienen, daß sie die Welt hätten verschlingen können.
»Wie heißt sie?«

»Tinnie. Tinnie Täte.«

»Ist sie hübsch?«

»Ja.« Die Rothaarige spielt in derselben Liga wie Jennifer. Die ›Heul den Mond an‹-Klasse. Aber wir haben auch unsere Probleme. Und eins davon ist, daß wir nirgendwo hingelangen. Wir führen so eine Art: ›Ich kann nicht ohne dich und nicht mit dir leben‹-Beziehung. Keiner von uns hat genug Zuversicht, um eine richtige Bindung einzugehen.

Dabei hätte ich vielleicht eine eingehen können. Mit Maya ... Vielleicht hat sie aber auch nur so oft gesagt, sie wolle mich heiraten, daß ich die Möglichkeit einfach akzeptiert hatte. Was sie jetzt wohl machte? Ob sie erwartete, daß ich sie suchte? Ich fragte mich, ob sie wohl jemals zurückkehren würde.

»Sie sind schrecklich rücksichtsvoll, Garrett.«

»Daran ist Tinnie schuld. Und dieser Ort ... Dieses Haus ...«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Ich lebe hier und weiß, was Sie meinen. Es ist verwünscht. Eine richtige Geisterstadt, in der um Mitternacht die Verflorenen herumspuken. Einige von uns leben in der Vergangenheit, und der Rest wartet auf eine Zukunft, die niemals kommen wird.

Kelle, die in einer anderen Welt existiert, ist der Fels, der uns zusammenhält.«

Eigentlich erzählte sie es mir nicht. Sie wollte einfach nur ihre Gefühle in Worte kleiden.

»Draußen vor der Tür ist eine Straße, Garrett. Keine halbe Meile entfernt. Sie führt nach TunFaire, nach Karenta, und in die ganze Welt. Ich habe keinen Fuß mehr vor das Tor gesetzt, seit ich vierzehn war.«

»Wie alt sind Sie jetzt?«

»Zweiundzwanzig.«

»Wer hält Sie hier fest?«

»Keiner außer mir selbst. Ich habe Angst. Alles, was ich zu wünschen glaube, befindet sich dort draußen. Und ich fürchte mich, hinzugehen und es mir anzusehen. Mit vierzehn hat Kelle mich zu einer Sommerkirmes mitgenommen. Ich wollte unbedingt hin. Es war das einzige Mal, daß ich den Besitz verlassen habe. Es hat mich in Angst und Schrecken versetzt.«

Merkwürdig. Die meisten schönen Frauen haben derartige Schwierigkeiten nicht, weil sie ihr ganzes Leben lang im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen.

»Ich kenne meine Zukunft. Und sie flößt mir Angst ein.«

Ich sah sie an und dachte, sie meinte Wayne. Ich wäre auch ziemlich beunruhigt, wenn ich Gegenstand solcher Pläne wäre.

»Ich werde hierbleiben, im Herzen meiner Festung, und mich in eine verrückte alte Frau verwandeln, während das Haus um mich und Kelle herum zerfällt. Ich werde niemals Mut genug finden, Handwerker zu engagieren, die es reparieren. Fremde machen mir angst.«

»So muß es nicht laufen.«

»O doch, es muß. Mein Schicksal ist seit dem Tag entschieden, an dem ich geboren wurde. Hätte meine Mutter überlebt ... Aber sie hätte die Dinge vermutlich auch nicht ändern können. Nach allem, was ich gehört habe, war sie eine seltsame Frau. Sie war Tochter eines Feuerlords und einer Sturmwächterin und wuchs in einer Umgebung auf, die fast so unwirtlich war wie meine. Sie wurde meinem Vater durch eine Verabredung zwischen ihren und seinen Eltern versprochen. Sie haben sich vor ihrem Hochzeitstag niemals gesehen. Trotzdem hat mein Vater sie geliebt, und was geschehen ist, hat ihn sehr geschmerzt. Er erwähnt sie nie, weil er nicht über sie sprechen will. Aber ihr Bild hängt in seinem Schlafzimmer. Manchmal liegt er da und starrt es stundenlang einfach nur an.«

Was kann man erwidern, wenn jemand einem so etwas erzählt? Ich konnte sie nicht einfach in den Arm nehmen und den Schmerz mit einem Küßchen heilen. Und tun kann man auch nicht viel, genauso wenig wie reden. »Ich gehe spazieren«, erklärte ich. »Wollen Sie sich nicht etwas anziehen und mitkommen?«

»Wie kalt ist es?«

»Es ist nicht mehr ganz so schlimm.« Der Winter drohte nur ein bißchen. Er war zu feige, wirklich zuzuschlagen und die Welt zu tyrannisieren. Was mir ganz gut in den Kram paßte. Winter ist nicht meine bevorzugte Jahreszeit.

»Einverstanden.« Sie drückte sich vom Geländer ab und ging die Treppe hinunter zu ihrer Suite. Ich trottete neben ihr her, was in Ordnung war, bis wir vor ihrer Tür anka-

men. Dort wurde Jennifer nervös. Sie wollte nicht, daß ich mit hineinkam.

Auch gut. Dann blieb ihre Festung vorläufig unberührt. Ich ging ein paar Meter zurück in den Flur.

Meine etwaigen Zweifel an ihrem Mangel an sozialen Fähigkeiten verschwanden, als sie in weniger als einer Minute wiederkam. Ich hatte noch nie eine Frau kennengelernt, die nicht mindestens eine halbe Stunde brauchte, um ihre Schuhe zu wechseln. Jennifer hatte nicht nur Stiefel angezogen, sondern auch einen praktischen, militärischen Wintermantel, der ihr überraschenderweise sehr schmeichelte, weil er die Aufmerksamkeit auf ihr Gesicht lenkte. Ich zuckte unwillkürlich zusammen. Was für eine Schönheit hier hinter Schloß und Riegel verschwendet wurde! Eine so schöne Frau sollte, ebenso wie ein schönes Gemälde, unter Menschen sein, damit alle sie bewundern konnten.

Wir gingen die Treppe hinunter und den Flur entlang, an dessen Wänden die Ahnen der Stantnors hingen. Sie verfolgten uns mit mißbilligenden Blicken. Genauso wie Wayne, der vermutlich dachte, ich wollte ihm seine Beute wegschnappen.

Draußen war es nicht so mild, wie ich versprochen hatte. Der Wind hatte aufgefrischt, nachdem Eierkopf weggefahren war. Er war beißend scharf, aber Jennifer bemerkte es nicht. Wir stiegen die äußere Treppe hinab, und ich schlug den Weg ein, den Schocke, Peters und Tyler gestern abend genommen hatten.

»Möchten Sie vielleicht die Stadt sehen? Wenn Sie es ohne allzuviel Umstände tun könnten?« Ich hatte vor, Eierkopf auf sie anzusetzen. Er schafft es, daß Frauen sich bei ihm geborgen fühlen, obwohl er normalerweise Ladies bevorzugt, die höchstens einsfünfzig groß sind.

»Falls Sie mich retten wollen ... dafür ist es zu spät.«

Dazu sagte ich nichts. Ich konzentrierte mich auf die Spur von gestern abend.

»Heute habe ich etwas Seltsames beobachtet«, meinte Jennifer. Der Themenwechsel kam etwas abrupt. »Einen Mann, den ich nicht kannte. Ich habe ihn dort gesucht, wo Sie mich gefunden haben, aber er war weg.«

Morpheus. Es konnte nur er gewesen sein. »Vielleicht war das ja der Liebhaber meiner blonden Frau.«

Sie blickte mich scharf an. Es war das erste Mal, daß sie mich ansah, seit wir das Haus verlassen hatten. »Machen Sie sich über mich lustig?«

»Nein. Vielleicht über eine Situation. Ich sehe immer wieder eine Frau, die kein anderer sieht. Zumindest gibt niemand zu, daß sie existiert. Und jetzt sehen Sie auch Gespenster.«

»Ich habe ihn wirklich gesehen, Garrett.«

»Habe ich gesagt, ich glaube Ihnen nicht?«

»Aber Sie glauben mir doch nicht.«

»Weder glaube ich und noch bezweifle ich es. Das oberste Gebot meines Jobs lautet: Keine Vorurteile.« Das zweite lautet: Denk dran, daß alle dich anlügen.

Meine Antwort schien ihr zu genügen. Sie schwieg eine Weile.

Wir kamen an die Stelle, an der Tyler gestorben war. Er lag nicht mehr dort. Genausowenig wie der Zombie. Ich ging umher und versuchte herauszufinden, was passiert war. Aber es gelang mir nicht. Hoffentlich hatten Peters und die anderen die Leichen eingesammelt. Das mußte ich überprüfen.

Der eiskalte Wind brannte auf der Haut. Das Gras war braun, der Himmel grau, und davor drohte die finstere Villa der Stantnors wie eine Gewitterwolke, die mit Verzweiflung geladen war. Ich warf einen Blick auf den Obstgarten. Die kahlen Bäume schienen ihre Äste wie Arme in den Himmel zu strecken. Für die Bäume gab es einen Frühling, nicht aber für die Stantnors.

»Tanzen Sie?« fragte ich Jennifer. Vielleicht konnten wir diesen düsteren Ort ja ein wenig aufheitern.

»Ich weiß es nicht«, antwortete sie beinah humorvoll. »Ich habe es noch nie ausprobiert.«

»Heh! Wir machen ja Fortschritte. Als nächstes werden Sie noch lächeln.«

Sie schwieg wieder eine halbe Minute, dann überrumpelte sie mich zum zweiten Mal. »Ich bin noch Jungfrau, Garrett.«

Das war nicht unbedingt eine Überraschung. Irgendwie hatte ich mir das schon gedacht. Aber warum erzählte sie es mir?

»Als Sie mich neulich erwischt haben, wie ich in Ihrer Tasche gewühlt hatte, dachte ich, Sie wären der Mann, der das ändern sollte. Aber das sind Sie nicht, oder?«

»Ich glaube nicht.«

»Peters hat mich vor Ihnen gewarnt ...«

»Daß ich einen miesen Ruf habe? Vielleicht stimmt das. Aber so, wie die Dinge hier liegen, wäre es nicht richtig. Und es muß richtig sein, Jennifer.« Vorsicht, Garrett, schön vorsichtig. Die Hölle lauert hinter einer schönen Maske und so weiter. »Sie sollten es nicht tun, nur weil Sie keine Jungfrau mehr sein wollen. Sondern deshalb, weil Sie es tun wollen. Weil Sie mit jemand Besonderem zusammen sind und weil Sie etwas Besonderes mit ihm erleben möchten.«

»Wenn ich eine Predigt hören will, gehe ich zu Kelle.«

»Tut mir leid. Ich versuche Ihnen nur klarzumachen, was ich denke. Sie sind eine hinreißende Frau. Eine der schönsten, die ich jemals kennengelernt habe. Eine, von denen Männer träumen. Ich würde Ihr Angebot sofort annehmen, wenn ich ein Mann wäre, der Frauen benutzt und sie dann wie einen abgenagten Knochen wegwirft. Ganz gleich, wie weh es ihr tut.«

Das schien zu helfen.

Mein lieber Mann, dieses dauernde Analysieren und Manövrieren hatte mich vollkommen nervös gemacht und meinen Gefühlshaushalt total aus der Balance gebracht.

»Ich glaube, ich verstehe Sie. Eigentlich ist es sogar ganz nett.«

»So bin ich eben. Mr. Süßholzraspler. Ich rede einfach zuviel.«

Sie warf mir einen fragenden Blick zu.

»Entschuldigung. Sie kennen meinen besonderen Humor noch nicht.«

Ich folgte den Spuren der Zombies jetzt langsamer und erstieg gemächlich den sanften Hang zum Familienfriedhof. Jennifer war so sehr in Gedanken vertieft, daß sie es nicht merkte. Nach etwa fünfzig Metern blieb sie unvermittelt stehen. »Würden Sie mir einen Gefallen tun?«

»Sicher. Jeden. Wirklich jeden. Vorausgesetzt, die Umstände stimmen.«

Sie lächelte angespannt. »Berühren Sie mich.«

»Was?« Ich kramte vergebens in meiner Trickkiste mit schlagfertigen Antworten.

»Fassen Sie mich an!«

Was soll's? Ich streckte die Hand aus und berührte Jennifers Schulter. Sie hob die Hand, packte meine und legte sie gegen ihre Wange. Sanft drückte ich meine Finger dagegen. Sie hatte die samtigste Haut, die ich je gefühlt hatte.

Jennifer fing an zu zittern. Ich meine, sie bebte wirklich heftig. Tränen traten ihr in die Augen, und sie wandte sich ab. Verängstigt oder verlegen. Nach einem Augenblick drehte sie sich wieder herum, und wir gingen weiter. Als wir den niedrigen Zaun erreichten, der den Friedhof umgab, sagte sie: »Das war fast genauso.«

»Was?«

»Mich hat noch nie jemand berührt. Niemals. Nicht mehr, seit ich mich erinnern kann, jedenfalls. Kelle hat mich sicher angefaßt, denke ich, wenn sie mich gewickelt hat oder ich ein Bäuerchen machen sollte und was man mit Babies so tut.«

Ich blieb wie angewurzelt stehen. Meine Miene muß genauso finster ausgesehen haben wie die alte Villa. Kein Wunder, daß sie so schrecklich freudlos war. »Kommen Sie her.«

»Wie?«

»Kommen Sie einfach her.« Als sie näherkam, nahm ich sie in die Arme. Sie wurde so steif wie ein Eisenpfahl. Ich hielt sie einen Moment fest und ließ sie dann los. »Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Jeder sehnt sich nach Zärtlichkeit. Man ist kein Mensch, wenn man es nicht tut.« Ich verstand, daß sie nicht nur einfach keine Jungfrau mehr sein wollte. Sex hatte damit gar nichts zu tun. Vielleicht begriff sie es selbst nicht, aber sie dachte, daß Sex der Preis wäre, den sie für das zu zahlen hatte, was sie so dringend brauchte.

Wie oft hat Morpheus mir vorgehalten, ich wäre ein Gimpel, der Krüppel und herrenlose Kreaturen magnetisch anzog? Öfter, als mir lieb war. Und er hatte recht. Wenn man jemanden einen Gimpel nennt, der Schmerz lindern will.

Ich kletterte über den Zaun des Friedhofes und hielt ihre Hand, während sie mir folgte. Der Saum ihres Kleides verfang sich. Es war für einen Spaziergang im Freien nicht besonders passend. Jennifer fluchte leise. Ich half ihr, die Balance zu halten, während sie es losmachte. Dabei sah ich

mich um. Mein Blick fiel auf einen Grabstein, der nicht so alt war wie die anderen. Er war sehr schlicht. Es war nur eine schmale Granitplatte mit einem Namen: Eleanor Stantnor. Es gab nicht einmal ein Datum.

Jennifer blieb davor stehen. »Meine Mutter.«

Das war alles? Das war der Ruheplatz einer Frau, deren Tod so viele Leben beeinflußt hatte und den Familiensitz der Stantnors in diese freudlose Höhle verwandelt hatte? Ich hätte erwartet, daß er ihr einen Tempel errichtet hätte ... Natürlich. Das Haus war ihr Mausoleum geworden, ihre Gedenkstätte. Das Haus der zerplatzten Träume.

Jennifer erschauerte und rückte unwillkürlich näher. Ich legte meinen Arm um sie. Der Wind war schneidend kalt, es war grau, und wir standen auf einem Friedhof. Ich brauchte auch etwas menschliche Nähe.

»Ich habe es mir anders überlegt. Verbringen Sie die Nacht mit mir.« Ich erklärte es nicht und sagte auch nichts weiter. Sie erwiderte ebenfalls kein Wort, weder des Protestes noch des Schocks, noch der Beschuldigung. Sie versteifte sich nur unmerklich. Das war das einzige Zeichen, daß sie mich gehört hatte.

Es war ein Impuls, der von dem Teil in mir ausgelöst worden war, der es nicht ertragen kann, Leute leiden zu sehen.

Vielleicht gibt es ja tatsächlich so etwas wie Karma. Unsere guten Taten werden belohnt. Es war nur eine Winzigkeit, aber hätte ich dem Impuls widerstanden, wäre ich jetzt vermutlich nicht mehr am Leben.

24. Kapitel

Wir standen da und sahen auf den Grabstein. »Wissen Sie viel über Ihre Mutter?«

»Nur das, was ich Ihnen erzählt habe. Das ist alles, was Kelle mir je verraten hat. Vater sagt nie etwas. Er hat alle rausgeworfen, nachdem sie gestorben ist, bis auf Kelle. Es gibt niemanden mehr, der mir was erzählen könnte.«

»Und was ist mit Ihren Großeltern?«

»Ich weiß nichts von ihnen. Großvater Stantnor ist gestorben, als ich noch ein Baby war. Meine Großmutter ist von uns gegangen, als mein Vater noch ein Junge war. Und von meinen Großeltern mütterlicherseits weiß ich nur, daß sie eine Sturmwächterin und er ein Feuerlord war. Kelle will mir nicht sagen, wie sie hießen. Ich glaube, es ist ihnen etwas zugestoßen, und sie will nicht, daß ich es erfahre.«

Ding Dong! Ein kleines Glöckchen läutete in meinem Kopf.

Eine bevorzugte Freizeitbeschäftigung unserer herrschenden Klasse sind Verschwörungen gegen den Thron. Obwohl schon lange nichts mehr passiert ist, haben wir Zeiten durchlebt, in denen wir Könige wie Unterwäsche gewechselt haben. Einmal hatten wir sogar drei in einem einzigen Jahr.

Als ich sieben oder acht war, hatte es ein großes Tohuwabohu gegeben. Es mußte ungefähr zu der Zeit gewesen sein, als Jennifer geboren wurde. Ein Mordanschlag war fehlgeschlagen. Es war ein heimtückisches Komplott gewesen, und der zum Opfer bestimmte Blaublütler war so

verstimmt gewesen, daß er zu einem reinigenden Rundumschlag ausgeholt hatte. Nichts da mit Vergeben und Vergessen. Hälse wurden langgezogen. Köpfe und Körper gingen getrennte Wege. Überall im Königreich wurden Arme und Beine abgehackt und an verschiedenen Wegkreuzungen begraben. Mächtige Besitztümer wurden konfisziert. Damals war es sehr ungesund, mit einem der Verschwörer verwandt zu sein, sei die Verbindung auch noch so wäßrig.

Die Menschen aus meiner Schicht hatten ihren Spaß dabei zu beobachten, wie die herrschende Klasse ihrem Schwanz nachjagte und ihn sich in der Tür klemmte. Immer wenn so etwas passiert, hoffen alle, daß diese Brut sich gegenseitig ausradiert. Leider passiert das nie. Sie selektieren immer die dümmsten und unfähigsten Verschwörer als Sündenböcke und Opferlämmer aus.

Es dürfte nicht allzu schwierig sein, herauszufinden, wer ihre Großeltern waren. »Möchten Sie es wissen?« fragte ich. »Ist es wichtig für Sie?«

»Nein, jetzt nicht mehr. Mein Leben würde sich dadurch nicht ändern. Ich weiß nicht, ob es mich noch interessiert.« Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort. »Ich habe davon geträumt, als ich noch klein war. Im Traum holten sie mich in ihren Palast. Ich war eine richtige Prinzessin. Sie hatten mich und meine Mutter hier vor unseren Feinden versteckt, aber dann war etwas passiert. Vielleicht hatten sie vergessen, wo sie uns versteckt hatten. Ich weiß es nicht. Ich habe nie herausgefunden, warum sie nicht gekommen sind. Ich habe nur immer so getan, als würden sie eines Tages vor der Tür stehen.«

Ein ganz normales, kindliches Gedankenspiel. »Es könnte trotzdem wahr sein, Jennifer. Damals war die politische Lage nicht besonders stabil. Es ist durchaus möglich, daß diese Ehe geschlossen wurde, um Ihre Mutter in Sicherheit zu bringen. Da Ihre Großeltern tot sind, ist Ihr Vater vielleicht der einzige Mensch, der noch weiß, wer Ihre Mutter war.«

»Sie machen Witze.«

»Nein. Ich war zwar noch jung, aber ich kann mich an diese Zeit erinnern. Irgend jemand hat versucht, den König zu töten. Man hat die Sache versaut. Und er ist übergeschnappt. Es sind eine Menge Leute gestorben, darunter viele, die mit der Verschwörung nichts zu tun hatten.« Manchmal muß man Notlügen erfinden. Es konnte nicht schaden, ihr ein Hintertürchen offenzulassen, so daß sie hoffen konnte, ihre Großeltern seien unschuldig in den Sturm geraten und untergegangen.

Sie lachte freudlos auf. »Wäre das nicht zu verrückt? Wenn meine Kinderträume wahr wären?«

»Ist es Ihnen immer noch gleichgültig?« Ich konnte herausfinden, wer ihre Großeltern waren. Dafür mußte ich nur in ein paar verstaubten Folianten blättern. Das wäre die Mühe wert, wenn ich dadurch Jennifers Leben etwas aufheitern konnte.

»Ich glaube, ich möchte es doch wissen.«

»Gut. Dann werde ich es herausfinden.« Ich ging weiter, und Jennifer zockelte hinterher. Sie war so in ihre Gedanken versunken, daß sie nicht auf den Weg achtete. Ich nahm die Spur der Zombies wieder auf. Wir hatten fast die

Straße erreicht, bevor sie merkte, daß wir uns immer noch vom Haus entfernten. Vielleicht wäre es ihr nicht einmal da aufgefallen, wenn wir nicht in eine Klettenhecke geraten wären.

»Wohin gehen Sie?« Sie klang fast panisch, und ihre Augen hatten einen verlorenen Ausdruck. Sie sah sich um, als wäre sie plötzlich in feindlichem Gebiet zu sich gekommen. Hinter dem Hügel, auf dem der Friedhof lag, konnte man nur noch die Giebel des Hauses erkennen. Waren wir erst einmal auf der Straße, würden auch sie außer Sicht sein.

»Ich verfolge die Spur dieses Zombies zurück, der letzte Nacht am Haus gewesen ist.« In Wirklichkeit verfolgte ich die Spuren aller drei Zombies, denn es waren drei Fährten in dem Unkraut zu sehen. Und nirgendwo gab es eine Spur, die zum Sumpf zurückführte. So ganz wohl war mir dabei nicht. Wir hatten ja nur zwei erledigt. »Ich glaube, die Spuren kommen aus dem Sumpf, der dahinten sein soll.«

»Nein. Ich will zurückgehen.« Sie sah sich um, als erwarte sie, daß uns jeden Moment etwas aus dem Gebüsch anspringen würde. Was möglicherweise gar nicht so abwegig war. Diese Zombies benahmen sich nicht wie die Untoten aus den Geschichten, die ich kannte. Woher wußte ich, ob sie gegen Tageslicht immun waren? Und ich hatte nicht die nötige Ausrüstung dabei, um mit ihnen fertig zu werden. Es war mir nicht in den Sinn gekommen, schwere Waffen mitzunehmen.

Trotzdem war ich nicht sonderlich nervös. Am hellichten Tag konnten sie sich schlecht an uns heranschleichen.

»Es gibt keinen Grund zur Sorge. Uns wird schon nichts passieren.«

»Ich gehe zurück. Wenn Sie dahin wollen ...«, sie betonte das Wort ›dahin‹, als wäre ich auf dem Sprung in eine andere Welt, »... dann gehen Sie nur.«

»Sie haben gewonnen. Wenn man einen Sumpf gesehen hat, kennt man sie alle. Und ich habe davon reichlich auf den Inseln genossen.«

Jennifer war bereits vorgegangen. Ich mußte traben, um sie einzuholen. Sie wirkte erleichtert. »Es ist fast Essenszeit.«

Das stimmte. Und ich mußte immer noch Morpheus finden und ihn auf Eierkopfs Rückkehr vorbereiten. »Ich sollte Ihnen dankbar sein. Ich habe so viele Essen versäumt, daß mir schon schlecht ist.«

Wir gingen direkt in die Küche, setzten uns und aßen. Die anderen beäugten uns mißtrauisch. Alle wußten, daß wir einen kleinen Spaziergang gemacht hatten. Und jeder musterte uns mit bedeutungsvollen Blicken, die je nach Phantasie unterschiedlich waren. Aber keiner ging darauf ein, obwohl Wayne aussah, als würde er gern ein paar Worte dazu loswerden.

»Wo kann ich Sie später erreichen?« fragte ich Peters, als der nach dem Essen Anstalten machte aufzubrechen.

»In der Scheune. Ich versuche, Schleichers Ausfall wettzumachen.« Er wirkte nicht sehr erfreut bei der Aussicht. Diese Arbeit würde mich auch nicht besonders begeistern.

»Ich komme gleich raus. Es gibt da etwas, das ich Sie fragen möchte.«

Er nickte und ging. Ich machte mich wieder bei Kelle beliebt, indem ich ihr half. Sie sagte nicht viel, weil Jennifer ebenfalls in der Küche blieb und herumpusselte. Kelle redete nie viel, wenn noch eine dritte Partei anwesend war. Seltsam.

Ich hoffte, daß Jennifer sich jetzt nicht an mich hängte. Aber genau so schien es zu laufen.

Ich war einfach nur nett zu einem herrenlosen Welpen gewesen. Aber junge Hunde laufen dorthin, wo man nett zu ihnen ist.

Mein Fehler. Ich bin eben ein Gimpel, wie Morpheus immer wieder gern betont.

Entweder stöberte ich ihn bald auf, oder ich mußte meine Pläne für den Nachmittag über den Haufen werfen. Ich versicherte Kelle, daß ich später wiederkäme, um ihr zu helfen. Dann ging ich hinauf und hoffte, daß Morpheus in meiner Suite wäre. Jennifer zuckelte hinterher, bis sie merkte, wohin ich ging. Dann kniff sie. Sie hatte wohl Angst vor einem Burschen mit meinem Ruf.

Ich verabschiedete mich mit unbewegter Miene und betrat mein Zimmer.

Fehlanzeige. Keine Spur von Morpheus. Merkwürdig.

Es bereitete mir Unbehagen. Morpheus ist zwar ein seltsamer Vogel, aber er bemüht sich eigentlich immer, in Kontakt zu bleiben.

Einen Augenblick lang peinigte mich die ungebetene Vorstellung, daß er tot in irgendeinem Hinterhalt lag. Es

war kein erfreulicher Gedanke, wenn ein Freund über die Klinge sprang, weil er Hilfe bei etwas angeboten hatte, das ihn eigentlich gar nichts anging. Aber Morpheus war viel zu sehr Profi, um sich so einfach umlegen zu lassen. Solche Fehler macht er nicht. Er wird einmal die Löffel abgeben, weil ein aufgebrachter Ehemann ihm seine Hörner ins Kreuz rammt und Morpheus gerade in einer Position ist, in der er sich nicht wehren kann.

Ich versuchte abzuschätzen, wie lange es bis zu Eierkopfs Rückkehr noch dauern würde, und beschloß dann, es ohne Morpheus zu versuchen. Der Schwarze Peter würde die Hauptlast zu tragen haben.

Dann zog ich meinen Mantel an und ging in den Stall. Vorher sorgte ich noch dafür, daß die verräterischen Fallen in Position waren.

Während ich hinunterging, hielt ich Ausschau nach meinem blonden Schatz, aber die einzige Person, die ich sah, war Kaid auf dem Westbalkon des vierten Stockwerks. Anscheinend sah er sich schon einmal um, wo er nach seinem Tod überall herumspuken durfte.

Fraidel Kaid stand dem Alten nahe. Vielleicht sollte ich mehr Zeit mit Kaid verbringen. Er konnte mir vielleicht einen Hinweis darauf geben, wer den General erledigen wollte.

25. Kapitel

Ich steckte meinen Kopf zur Stalltür herein, sah aber keine Spur von Peters. Zwei Gäule glotzten mich grinsend an, als dachten sie, endlich wäre ihre große Stunde gekommen. »Denkt, was ihr wollt«, riet ich ihnen. »Plant nur und schmiedet eure miesen Ränke. Ich habe eine Vereinbarung getroffen. Der General darf mich auch in Pferdefleisch bezahlen. Mähren, die mich ärgern, enden auf dem Schindanger.«

Ich wußte nicht, warum ich das sagte. Es war natürlich reiner Bluff. Außerdem würden sie es mir sowieso nicht glauben. Ich wünschte, ich wüßte, warum Pferde so prompt meine kindische Seite ansprechen.

»Peters? Sind Sie hier?« Daß ich ihn nicht sofort gesehen hatte, bereitete mir Sorgen. Ich hatte schon genug Tote gefunden.

»Hier.« Seine Stimme erklang vom anderen Ende des Stalls.

Dort war es dunkel. Vorsichtig ging ich hinüber, obwohl ich davon ausging, daß Peters nicht zu den Bösen gehörte.

Peters schuftete mit der Mistgabel. »Dieser verdammte Schleicher muß sich die ganze Zeit nur mit seinen Bildern beschäftigt haben. Er hat bestimmt seit Monaten nicht mehr ausgemistet. Sehen Sie sich diesen Dreck an!«

Das tat ich auch und rümpfte die Nase. Peters wuchtete die Pferdescheiße und die schmutzige Streu in einen Düngewagen.

»Ich bin ja kein Fachmann, aber ist das nicht die falsche Jahreszeit fürs Düngen?«

»Da bin ich überfragt. Ich weiß nur, daß das hier saubergemacht werden muß und daß das der Wagen ist, in dem man die Scheiße wegkarrt.« Er knurrte einige wenig schmeichelhafte Verwünschungen über Schleicher Bradons Vorfahren vor sich hin und fügte dann hinzu: »Ich hab schon genug an den Hacken, auch ohne diesen Job. Was wollen Sie, Garrett? Warum schnappen Sie sich nicht einfach eine Mistforke und helfen mir, statt hier dumm rumzustehen?«

Ich griff mir eine Mitgabel, aber eine große Hilfe war ich nicht. Ich hatte immer Glück gehabt, selbst bei den Marines, und hatte nie die Kehrseite der Pferdehaltung kennenlernen müssen.

»Ich habe den Hehler gefunden, der das gestohlene Zeug gekauft hat. Einer meiner Geschäftsfreunde wird ihn heute abend herbringen.«

Peters unterbrach seine Arbeit und sah mich so lange an, daß ich mich schon fragte, ob er von meinem Erfolg möglicherweise gar nicht begeistert war. »Also tun Sie doch was. Ich habe Sie schon allmählich für eine Drohne gehalten. Und angenommen, die einzige Mühe, die Sie auf sich nehmen, wäre die, Jennifer in Schwierigkeiten zu bringen.«

»Nein. Kein Interesse. Sie ist nicht mein Typ.« Vermutlich überzeugte ihn der scharfe Klang meiner Stimme, jedenfalls ließ er das Thema fallen.

»Wollten Sie mir nur diese Neuigkeiten ausrichten?«

»Nein. Ich brauche Ihre Hilfe. Mein Geschäftspartner bringt auch einen Arzt mit.«

»Und Sie wollen, daß ich den Alten ablenke, während dieser Quacksalber ihn abklopft?«

»Ich möchte, daß Sie ihnen auf der Straße entgegengehen und dem Arzt die Lage erklären, damit er nicht rausgeworfen wird, bevor er Gelegenheit hatte, sich den General anzusehen. Allerdings glaube ich kaum, daß er viel sagen kann, ohne den Alten näher zu untersuchen.«

Peters knurrte und warf wieder Pferdeäpfel in den Mistwagen. »Wann kommen sie?«

Ich versuchte, so genau wie möglich die Zeit zu schätzen. Da Eierkopf dabei war, würde es kaum Verzögerungen geben. Er würde die Kerle einfach am Schlafittchen packen und herschleppen. »Ich denke, in zwei Stunden. Wenn möglich, würde ich den Hehler gern hereinschmuggeln, ohne daß ihn jemand sieht. Dann können wir ihn überraschend mit dem Schuldigen konfrontieren.«

Er knurrte wieder und deutete auf die Forke. »Nicht nachlassen.« Wir schleuderten im Takt die Pferdeäpfel durch die Luft. »Ich kümmerge mich darum. Zuerst muß ich aber zum General. Irgendwas ist hier immer los.«

»Ich verspreche mir eine Menge von dieser Sache«, sagte ich.

»Wirklich?«

»Vielleicht kommen die Dinge dadurch ins Rollen. Wenn es klappt, könnten wir die ganze Angelegenheit heute abend noch abschließen.«

»Sie waren immer schon zu optimistisch.«

»Glauben Sie nicht daran?«

»Nein. Sie haben es hier nicht mit Ihren gewöhnlichen Einfaltspinseln zu tun. Diese Kerle kann man nicht einfach aufrütteln. Sie werden nicht so leicht in Panik geraten. Passen Sie lieber auf sich auf.«

»Das habe ich auch vor.«

Er senkte die Mistgabel. »Machen Sie allein weiter. Ich will aufräumen.«

Ich sah ihm nach, wie er zur offenen Tür ging, und grinste. Seine Ohren standen ab wie Henkel an einem Krug.

Ich warf noch drei Gabeln mehr auf den Mistwagen und machte dann Feierabend. Mama Garrett hatte ihren Sohn nicht großgezogen, damit er Stallbursche wurde.

Ein Dutzend Schritte von der Scheune entfernt hatte ich plötzlich einen Einfall. Ich drehte mich um und ging in Schleicher Bradons Arbeitszimmer. Dort fummelte ich fünf Minuten an einer Lampe herum, bis sie endlich brannte. Schleicher war nicht mehr hier. Was sie wohl mit ihm gemacht hatten? Auf dem Friedhof war jedenfalls kein frisches Grab ausgehoben worden.

Mist! Ich hatte doch Peters nach Tyler und dem Zombie fragen wollen!

Ich vermißte die bohrenden Fragen des Toten Mannes. Ich war einfach nicht aufmerksam genug. Vielleicht wurde ich ja zu eigenbrötlerisch und paßte nicht genug auf. Wenn der Tote Mann mir sagte, was ich zu tun hatte, unterliefen mir solche Fehler nicht. Ich ging die Liste durch, Punkt für Punkt.

Gut. Ich hatte versäumt, Schleicher rechtzeitig zu treffen. Das hieß allerdings nicht, daß er mir nicht trotzdem noch etwas erzählen konnte, wie der Tote Mann mir immer wieder klargemacht hatte. Sie konnten mir alles mögliche erzählen, freiwillig oder nicht, wenn ich mich nur konzentrierte. Fang gleich damit an, Garrett, und zwar hier.

Ich wiederholte das, was ich getan hatte, als wir Schleicher fanden. Aber diesmal bekam ich nichts heraus. Dafür widmete ich mich jetzt dem beklecksten Tisch. Das hatte ich zuvor nicht gemacht. Diese Seite von Schleicher hatte ich sogar völlig außer acht gelassen.

Kelle hatte mir gesagt, er habe ein enormes künstlerisches Talent. Ein anderer hatte behauptet, er habe sogar die Zauberin Vangoria Schwarz gemalt. Überall gab es Anzeichen dafür, daß er auch hier produziert hatte. Diese Seite des Mannes paßte nicht zu dem anderen Bild Bradons, jedenfalls nicht in meiner Vorstellung. Künstler schmarotzten bei den Lords aus der Oberstadt. Ganz gleich, wie gut sie sind, sie können nie von dem leben, was sie da tun. Für mich war Bradon einfach kein Künstler gewesen, weil er nicht in diese Kategorie fiel.

Der Tisch bewies, daß er viel gearbeitet hatte. Aber wo waren die Ergebnisse? Der Tisch war bestimmt nicht Schleichers Gesamtkunstwerk.

Ich begann eine gründliche Suche und zog, von Schleicher Bradons innerstem Heiligtum ausgehend, immer weitere Kreise. In dem Raum fand ich, außer Zutaten für die Farbenherstellung, nichts Interessantes. Ich erinnerte mich, wie bekleckert er gewesen war, als wir untersucht hatten,

was aus Hawkes geworden war. Er mußte in letzter Zeit an etwas gearbeitet haben.

Direkt neben Schleichers Behausung gab es eine Sattelskammer. Jemand hatte sie vollkommen auf den Kopf gestellt.

Das überraschte mich. Machte sich jemand noch nach Schleichers Tod Sorgen um ihn? Sieh mal einer an. Und Garrett war nicht clever genug gewesen, um als erster darauf zu kommen.

Hatte die Person etwas gefunden, dann hatte sie dafür gesorgt, daß es keine Spuren hinterlassen hatte. In dem Raum lagen nur ein Haufen Pinsel und Bürsten verstreut auf dem Boden, einige davon waren zerbrochen. Ob Bradons Hobby ein Geheimnis gewesen war? Eines dieser Art, von dem jeder weiß, aber über das keiner spricht. Malerei war nicht gerade eine Beschäftigung, die eines männlichen Marines würdig war. Vielleicht hatte er es den anderen gegenüber sogar geheimgehalten.

Es bereitete mir Schwierigkeiten, aus den Leuten schlau zu werden. Schon wieder. Oder immer noch.

Ich hielt mit der Suche inne und überlegte, wo ich an Schleichers Stelle etwas versteckt hätte. Vermutlich hatte der Schnüffler das auch getan, und er kannte ihn wohl besser.

Mein brillantes Hirn ließ mich wie immer im Stich. Mir fiel einfach kein Ort ein.

Konnte man nicht ändern. Ich mußte eine Suchoffensive starten und jeden Stein und jedes Blatt umdrehen. Wer vor mir gesucht hatte, mußte sich beeilt haben. Schließlich

brauchte er ja ein Alibi. Mist. Vielleicht hatte er die Scheune durchwühlt, bevor Morpheus und ich gestern abend gekommen waren. Oder vielleicht sogar, während alle dachten, er würde die Ställe entmisten?

Auf jeden Fall bestand die Chance, daß er nichts gefunden hatte.

Falls überhaupt etwas existierte.

Das Erdgeschoß hielt mich nicht lange auf. Mir fiel nichts ins Auge. Bis zur Konfrontation mit dem Dieb konnte es nicht mehr lange dauern, also legte ich noch einen Zahn zu. Ich wollte unbedingt noch einen Pfeil im Köcher haben, wenn es zum Showdown kam.

Ich kletterte auf den Heuboden und hockte mich auf einen Ballen. »Wonach suche ich eigentlich?« knurrte ich. Nach Gemälden? Er hatte offensichtlich gemalt. Und das Produkt war nicht zu sehen. Selbst wenn ich die Bilder fand, was würden sie mir verraten?

Ich zuckte mit den Schultern, stand auf und sah mich um. Schleicher hatte einen ziemlich großen Heuvorrat angehäuft, wenn man es richtig bedachte. Und schön ordentlich aufeinandergestapelt. Nach den Geschichten der Landeier, an die ich mich noch erinnerte, war das nicht üblich. Normalerweise füllten die Bauern ihre Tennen mit losem Heu.

»Ha!« Da fiel mir eine Geschichte ein. Ein Kerl aus meiner Einheit, Tulsa Sowieso, hatte sie erzählt. Er konnte hervorragend mit dem Bogen umgehen und war ein großartiger Heckenschütze. Er war ein Bauernjunge aus einem armen Elternhaus. Ist auf der Insel gefallen. Aber er konnte

sich immer wieder über die Spiele amüsieren, die er mit den Töchtern des Lords von nebenan gespielt hatte. Sie hatten es in einer geheimen Lasterhöhle getrieben, die sie sich im Heu auf dem Heuschober der Hauptscheune des Lords gebaut hatten.

Ich hob die Lampe hoch und starrte all das Heu an. Es war viel zuviel, in Anbetracht des Bedarfs. Ob der Stapel hohl war? »Es muß so sein«, knurrte ich.

Ich betrachtete ihn von allen Seiten und versuchte abzuschätzen, wie Bradon hineingekommen sein mochte. Schließlich blieben drei mögliche Zugänge übrig. Ich stellte die Lampe auf den Balken und ging ans Werk.

Ich räumte ungefähr zehn Ballen weg, bis ich feststellte, daß ich den falschen Zugang ausprobiert hatte. Ich versuchte den nächsten, wuchtete wieder zehn Ballen weg und kam mir ziemlich blöd vor. Sah so aus, als hätte ich mich wieder reingelegt.

Meine Aktivitäten erregten die Aufmerksamkeit einiger Einheimischer. Drei häßliche Katzen gesellten sich zu mir, einschließlich einer bösen, alten gefleckten Hauskatze. Dadurch, daß ich die Ballen herumwälzte, scheuchte ich die Mäuse auf. Die Katzen kamen zum Dinieren. Sie arbeiteten im Team, was man bei Katzen selten sieht, soweit ich weiß. Wenn ich einen Ballen wegräumte, sprang eine auf die leere Stelle und erschreckte die Mäuse, damit sie den beiden anderen in die Pfoten liefen. Irgendwann hatte die gefleckte Katze unter jeder Kralle eine Maus und dazu eine im Maul.

»Sehr ihr?« fragte ich sie. »Ich bin gar kein so übler Kerl.«

Einen Versuch hatte ich noch.

Dreimal ist göttlich, wie man sagt. Ich kippte ein paar Ballen um. Die Katzen schossen durch die Gegend. Und siehe da! Ein Loch, einen Meter hoch, vierzig Zentimeter breit und so schwarz wie die Seele eines Priesters, führte in den Stapel hinein.

Ich schnappte mir die Lampe. »Würde eine von euch vielleicht vorgehen und mir erzählen, was da auf mich wartet? Nein? Hab ich mir gedacht.«

Ich ließ mich auf alle viere hinunter und krabbelte hinein.

26. Kapitel

Es stank. Zwar nicht übel, aber sehr stark nach vermodernem Heu. Und es tat meiner Erkältung nicht besonders gut. Meine Nase lief wie ein Aquädukt.

Die Höhle in dem Heuhaufen war größer, als ich erwartet hatte. Schleicher hatte sie mit Brettern abgesichert, um das Gewicht der Ballen zu stützen. Der Raum war vielleicht zwei Meter breit und drei Meter lang. Schleichers Gemälde standen neben seinen anderen Schätzen, die für uns Kitsch oder Müll gewesen wären. Meistens irgendwelches Zeug aus dem Krieg. Und Orden. Schleicher hatte einen ganzen Eimer Orden angehäuft, die er stolz auf einer zerfetzten Karentinischen Flagge an einer schmalen Seite des Raumes angeordnet hatte.

Unwillkürlich empfand ich Mitleid mit dem Kerl. Er war ein Held gewesen. Ein Leben für sein Land, für dieses Blech.

Und dann wundern sich unsere Herrscher, warum Glanz Großmond ein Volksheld ist.

Die Längsseiten der Höhle waren mit Bildern vollgestellt. Sie waren ungerahmt und lehnten einfach nur da, drei und vier Stück hintereinander. Sie waren genauso gut, wie Kelle sie beschrieben hatte. Vielleicht sogar noch besser. Ich bin kein Kunstsachverständiger, aber sie sahen aus wie die Produkte eines besessenen Genies.

Es waren keine fröhlichen Gemälde. Sie waren die Brut der Finsternis, Visionen der Hölle. Eines fiel mir sofort ins Auge, und mir blieb fast die Luft weg. Es stellte einen

Sumpf dar. Vielleicht nicht den Sumpf, der während meiner Wehrpflicht zu meiner zweiten Heimat geworden war. Aber er war genauso entsetzlich. Und das Gemälde zeigte nicht einfach nur eine düstere, bedrohliche Landschaft, die von der dunklen Seite der Macht verseucht worden war. Die Lebewesen der Sümpfe schwärmten dort umher, aber so, wie man sie sah, nachdem sie einen monatelang in den Wahnsinn getrieben hatten. Moskitos in der Größe von Hornissen, Augen, die einen aus der Dunkelheit verfolgten, stehendes, stinkendes Gewässer. Menschliche Knochen.

Und im Vordergrund sah man einen Gehängten. Die Aasfresser hatten sich schon an ihm gütlich getan. Ein dunkler Vogel hockte auf seiner Schulter und pickte in seinem Gesicht herum. Irgend etwas an der Art, wie er hing, sagte dem Betrachter, daß er sich lieber aufgehängt hatte, als noch einen Schritt weiterzugehen.

Einige Jungs aus meiner Kompanie hatten das *tatsächlich* getan, als sie es nicht mehr länger ertragen konnten.

Meine Güte. Ich hatte das Gefühl, mich in das Bild hineinstürzen zu können und direkt in die Vergangenheit versetzt zu werden.

Ich drehte es um. Es ging mir einfach zu sehr an die Nieren.

Immer noch zitternd ging ich die Reihe auf der einen Seite ab, dann die auf der anderen. Kein anderes Bild hatte diese Wirkung auf mich wie der Sumpf, aber sie waren von demselben Genie besessen. Für den geeigneten Betrachter hatten sie sicherlich einen genauso starken Ausdruck.

»Er muß verrückt gewesen sein«, murmelte ich.

Ich konnte zwar nicht gut hören, aber es schien, als würden die Pferde unten unruhig.

Erneut machte ich eine Runde und sah mir diesmal die Bilder an, die sich hinter der ersten Reihe von Gemälden verbargen.

Die meisten waren weniger besessen, illustrativer, aber es bestand kein Zweifel daran, daß die abgebildeten Landschaften von demselben genialischen Auge betrachtet worden waren, das auch den Krieg in den anderen festgehalten hatte. In einem erkannte ich eine Ansicht von Full Harbour, das zu einer höllischen Traumlandschaft verzerrt worden war, noch ein Beweis mehr dafür, daß Schleicher seine Erinnerungen oder Heimsuchungen auf die Leinwand gebannt hatte.

Schleicher war nicht nur Landschaftsmaler gewesen. Das erste Porträt, das ich sah, zeigte Jennifer. Es mußte ungefähr aus der Zeit stammen, als der General nach Hause gekommen war. Sie wirkte irgendwie jünger und vielleicht noch schöner – und trotzdem mit den Augen eines Verrückten gesehen.

Ich betrachtete es sorgfältig, aber ich kam nicht darauf, was es ausmachte. Trotzdem, Schleicher hatte etwas aus Jennifer gemacht, das mir einen Schauer über den Rücken laufen ließ.

Es gab auch Porträts der anderen. Kaid wirkte alt, müde und aufgezehrt, und man hatte das Gefühl, als blicke ihm der Tod über die Schulter. Der General hatte etwas von der Unheimlichkeit an sich, die auch Jennifers Porträt ausstrahlte, und ihn umgab diese gewisse Gerissenheit. Schok-

ke sah einfach nur fies aus. Wayne wirkte wie ein gieriger Fleischklops. Jetzt kapierte ich es! Jedenfalls teilweise. Die Wirkung kam zum großen Teil daher, wie Bradon sie gekleidet hatte. Das machte sie so grob. Aber auch die Gesichter waren so gemalt, als hätte der Mann unter der Haut die Knochen und die Seelen erkennen können.

Es gab ein späteres Porträt von Jennifer, noch grausamer als das erste, aber die Frau wirkte auch noch schöner. Dann ein paar Bilder von Männern, die ich nicht kannte, vermutlich einige der Vermißten. Dann eins von Dellwood, das mich an einen Basset erinnerte. Vermutlich wollte Schleicher damit ausdrücken, daß er Dellwood für einen braven alten Hund ohne eigenen Willen oder Verstand hielt. Dahinter stand eins von Peters, an dem entweder der Künstler oder der Betrachter scheiterte. Ich konnte nichts daraus entnehmen. Dann eins von Kelle, das anscheinend in einem romantischen Anfall entstanden war. Sie wirkte wie eine Heilige, die heilige Mutter Teresa der ganzen Welt. Dann wieder eins von Jennifer, das in der Darstellung der Dualität von Schönheit und Horror beinahe abstoßend wirkte.

Nachdem ich den ersten Schrecken überwunden hatte, betrachtete ich es genauer. Ein Teil seiner Wirkung erzeugte es auf einer fast unbewußten Ebene. Ich weiß nicht, wie Schleicher es geschafft hatte, aber er hatte zwei Gesichter gemalt, eins über dem anderen. Das obere war von blendender Schönheit, und das untere wirkte wie der Schädel des Todes. Man sah es nur, wenn man das erstere lange und scharf musterte.

Die Pferde waren aufgeregt. Ich wunderte mich zwar darüber, aber ich war vollkommen von der Magie, ja der Zauberei von Schleicher Bradons Kunst gefesselt.

Es war eine Sünde, daß Jennifers Schönheit verborgen blieb, und es war das Verbrechen des Jahrhunderts, daß Bradons Gemälde ungesehen blieben. Sie würden vermoorden und verfaulen.

Bevor ich Jennifers Bild wieder zurückstellte, schwor ich, eine Möglichkeit zu finden, die Gemälde herauszuschmuggeln.

Schleicher Bradon sollte nicht dem Vergessen ausgeliefert werden.

Hatte er Jennifer geliebt? Sie war das einzige Sujet, das er mehr als einmal gemalt hatte. Bis auf eine Szene, die aussah wie ein Vorher und Nachher eines nicht-menschlichen Ortes, der das Pech hatte, mitten in eine menschliche Schlacht zu geraten. Das spätere Bild stank förmlich nach Verwesung durch die Leichen, die Raben und die Knochen. Es wirkte wie eine Parabel auf die Welt.

Ich putzte mir die Nase. Bevor sie erneut verstopfte, bemerkte ich einen bisher unbekannten Duft. Was war das? Ich zuckte die Schultern und machte weiter.

»Aha! Scheiße! O du heilige Scheiße!« Das war kein Fluch, Freunde, sondern ein Triumphgeheul.

Schleicher hatte meine Lady in Weiß gemalt. Er hatte sie als Inkarnation der Schönheit dargestellt. Aber auch sie umgab etwas von dem Schaurigen, das er den Porträts von Jennifer und dem General verliehen hatte.

Sie bewegte sich, rannte und wirkte verängstigt. Hinter ihr war es dunkel. Der Betrachter sah, daß diese Dunkelheit sie verfolgte, aber man konnte nicht genau erkennen, was es war. Je genauer man hinsah, desto schwerer konnte man es bestimmen. Die Frau blickte einem direkt in die Augen. In die Augen des Künstlers. Ihre rechte Hand schien nach Hilfe zu greifen. Sie schien zu ahnen, daß der Betrachter wußte, was hinter ihr her war.

Es faszinierte mich. Die Wirkung war genauso stark wie die Sumpfbilder. Nur bekam ich diesmal nicht heraus, warum, weil ich mir dieses Bild nicht mit Begriffen aus meiner eigenen Vergangenheit erklären konnte.

Ich schneuzte mich noch einmal und nahm erneut den Geruch wahr. Diesmal erkannte ich ihn.

Rauch!

Die verfluchte Scheune brannte! Kein Wunder, daß die Pferde unruhig waren!

Ich kletterte aus der Höhle und trat an den Rand der Tenne.

An dem Ende, an dem Peters gearbeitet hatte, prasselten meterhohe Flammen. Die Pferde waren schon herausgelaufen. Draußen hörte ich Schreie. Die Hitze war unerträglich.

Meine Lage war nicht aussichtslos – noch nicht. Wenn ich schnell reagierte, konnte ich mich retten.

Ich wußte genau, wie lange Morpheus mir meine Blödsinnigkeit vorhalten würde, als ich wieder in die Höhle krabbelte. Er würde mir mindestens ein Jahr unter die Nase reiben, daß ich mein Leben wegen einiger vollgeschmierter Leinwände riskiert hatte.

Ich packte ein Dutzend Gemälde des hinterwäldlerischen Kleckers zu einem Bündel zusammen, das ich gerade noch heben konnte, und zerrte sie hinaus. Das Feuer verbreitete sich rasend schnell. Die Flammen hatten mich schon fast erreicht, als ich herauskam. Die Hitze traf mich wie eine Keule. Meine Augenbrauen versengten, und meine Augen verdorrten. Ich stolperte weiter. Die Flammen verfolgten mich.

»Blödmann!« knurrte ich. Die Hitze verbrannte mir fast den Nacken, und jetzt trännten meine Augen so sehr, daß ich kaum noch etwas sehen konnte. Meine Chancen standen auch ohne die Bilder schlecht genug.

Aber ich konnte sie einfach nicht loslassen. Sie waren so wichtig, daß man dafür ein Leben aufs Spiel setzen konnte, sogar meins. Mir tat es jetzt schon um die Gemälde leid, die ich hatte zurücklassen müssen.

Das Feuer breitete sich unten im Stall schneller aus als oben auf der Tenne, so daß es jetzt vor mir war, dort, wo Schleicher gehaust hatte. Hier gab es kein Entkommen.

Durch die Spalten zwischen den senkrechten Brettern der Außenwand sah ich Tageslicht. Es waren rohgezimmerte Holzlatten, die mit der Zeit getrocknet waren. Dadurch waren bis zu einem Zentimeter breite Spalten entstanden. Es war so, als blickte man durch die Schranken der Hölle. Und zwar von innen. Die Rettung war so nah. Und gleichzeitig unendlich weit entfernt.

Als meine Panik wuchs, stürmte ich einfach drauflos.

Die Scheune war alt und kurz vor dem Zusammenbruch. Wenn sie so verrottet war, wie sie aussah, gelang es mir

vielleicht auszubrechen. Ich rammte die Schulter gegen die Wand. Beide knackten, aber keine brach. Doch die Wand hatte wohl den entscheidenden Schlag bekommen. Ich setzte mich und trat mit beiden Beinen gleichzeitig zu. Eine Bohle gab einen Zentimeter nach. Das ließ mich hoffen und verlieh mir wahnsinnige Kräfte. Ich trat wieder zu. Ein zwanzig Zentimeter breites Brett neigte sich nach draußen und stürzte dann, von seinem eigenen Gewicht mitgerissen, in die Tiefe. Ich warf erst Bradons Bilder hinaus, bevor ich das Loch breit genug für mich selbst machte.

Der Rauch hätte mich fast überwältigt, aber ich schaffte es gerade noch und sprang.

Eine Weile lag ich keuchend da und merkte benommen, daß ich allein war. Das Gebrüll drang von der anderen Seite der Scheune zu mir herüber. Ich hielt mich an einem Zaunpfahl fest und zog mich hoch. Dann blickte ich mich um und zählte meine Glieder durch, um sicherzugehen, daß ich keins vergessen hatte. Ich war immer noch allein und sammelte mein unbezahlbares Beutegut auf.

Wenn es Götter gibt, verstanden sie offenbar etwas von Kunst und stimmten meiner Einschätzung dieser Gemälde zu. Sie waren unversehrt. Ich sammelte sie auf und humpelte hinüber zum Kuhstall, wo ich sie auf der Futtertenne versteckte. Mein verdrehter Sinn für Humor fand das ein angemessenes Versteck. Dann stolperte ich zurück zu den anderen.

Die ganze Bande rannte wie eine Herde aufgescheuchter Küken durcheinander und versuchte, mit Wassereimern, die sie aus dem Brunnenhaus holten, die Scheune zu retten.

Ein hoffnungsloses Unterfangen. Nur der General und Peters waren nicht dabei.

»Garrett!« schrie Jennifer. »Was ist passiert?«

Ich bin eben ein so verdammt gutaussehender Bursche, daß sie einfach zusammenbrechen, wenn sie mich sehen. »Ich habe da drinnen ein Nickerchen gemacht«, log ich.

Sie wurde blaß.

Ich grinste ihr heldenhaft zu. »Keine Sorge. Ich habe einfach eine Wand durchbrochen, und da bin ich.« Ich hustete keuchend. Großartiges Timing. Der verdamnte Rauch. »Ich kann euch doch nicht einfach allein lassen.«

»Sie könnten tot sein.«

»Schon. Aber ich lebe noch. Ich bin einfach zu schnell auf den Füßen.«

»Jemand hat versucht, Sie umzubringen, Junge«, erklärte Kaid, während er mit einem Zwanzig-Liter-Eimer an mir vorbeistolperte.

Ich blickte auf das flammende Inferno. Wieso war ich selbst noch nicht darauf gekommen?

Nein. Man bringt nicht jemanden um, indem man eine ganze Scheune abfackelt. Das Opfer könnte viel zu leicht entkommen. Man könnte vielleicht ein heißes Feuerchen entzünden, um ihn herauszutreiben und ihn dann kaltzumachen ... Aber das hätte hier auch nicht funktioniert. Dafür gab es zu viele Zeugen.

Trotz meiner Benommenheit begriff ich, daß der Brandstifter die Scheune hatte vernichten wollen. Und alles, was

darin war und er in seiner hastigen Suche nicht hatte finden können.

Wundervoll. Schleichers Information war mir also schon wieder entgangen.

Selbst Kelle war da und schleppte Wasser. Nur Peters nicht. Ich wollte ihn schon auf die Liste mit den Verdächtigen setzen, bevor mir klar wurde, warum er nicht da war.

Mist. Eierkopf hätte längst hier sein müssen. »Ihr verschwendet eure Zeit. Verhindert lieber, daß das Feuer auf die anderen Gebäude überspringt.«

»Was glauben Sie wohl, was wir hier tun, Klugscheißer?« knurrte Schocke. »Wenn Sie schon nicht helfen wollen, stehen Sie wenigstens nicht im Weg rum!«

Mein Stichwort! »Ich geh ins Haus und behandle meine Verbrennungen.« Ich hatte tatsächlich ein paar Brandwunden, aber ich wußte nicht, wie schlimm sie waren. Hoffentlich nicht zu schwer. Ich konnte keine weiteren Beeinträchtigungen gebrauchen. Die Erkältung war schon übel genug.

Ich stolperte weg. Die anderen achteten nicht auf mich.

27. Kapitel

Ich betrat das Haus durch den Haupteingang, ging an unserem kämpfenden Champ und all den toten Stantnors vorbei. Ich war länger in der Scheune gewesen, als ich angenommen hatte. Eierkopf war längst überfällig, es sei denn, ich hätte mich erheblich in der Zeit verschätzt, die es brauchte, einen Arzt einzusacken und ein paar Hehler zu dressieren.

Ich verließ das Haus. Meine Verbrennungen waren zwar nicht schlimm, aber ich spürte sie. Hoffentlich hatte der Doktor etwas Linderndes für Brandwunden dabei.

Nichts in Sicht. »Eierkopf, was hält dich auf? Wie lange brauchst du denn, um einem Kerl den Arm zu verrenken?«

Ein paar Regentropfen landeten auf den Stufen, die zur Veranda führten. Ich blickte zum Himmel auf. Jemand hatte wieder die Bleivorhänge zugezogen. Ob es hier bei den Stantnors wohl jemals anderes Wetter gab? Es ging mir allmählich auf die Nerven.

Der Wind wurde stärker. Das würde den Brandbekämpfern nicht gerade helfen. Ihre einzige Hoffnung war vielleicht, daß der Regen nicht allzulange auf sich warten ließ.

Tat er auch nicht. Es war ein Schauer, wenn auch kein Wolkenbruch. Aber er würde helfen. Vermutlich dauerte es noch fünfzehn Minuten, dann hatte es sich eingeregnet. Der Wind frischte auf und wehte Regentropfen auf die Veranda. Ich wollte wieder hineingehen, als die Kutsche aus dem Regen auftauchte.

Was fiel dem blöden Eierkopf ein? Jetzt war es schon eine ausgewachsene Mietkutsche!

Sie fuhr vor, und ein paar Leute purzelten heraus. Peters hetzte die Stufen hinauf, gefolgt von einem großen, eleganten Mann, der vermutlich der Doktor war. Ihm auf den Fersen war ein kleiner, wieseliger Typ, und dann tauchten Eierkopf und Morpheus Ahrm auf. »Wo hast du denn gesteckt?« fragte ich Morpheus. »Ich hab den ganzen Morgen versucht, dich zu finden.«

Er sah mich merkwürdig an. »Ich war zu Hause und hab mich um meine Geschäfte gekümmert.«

»Wir wollen die Sache hinter uns bringen, Garrett«, unterbrach mich Eierkopf. »Das hier ist Doc Kiesel.« Er deutete auf den wieseligen Typ, was nur wieder bewies, wohin man kam, wenn man nach Äußerlichkeiten ging. »Für die Konsultation bekommt er nach deinem Ableben einen Arm und ein Bein von dir. Das hier ist der Hehler.« Na? Richtig getippt. Graf Rotz persönlich. »Wir haben eine Vereinbarung getroffen. Keine Namen.«

»Von mir aus. Solange er mit dem Finger auf Mr. X zeigt. Dann können wir wohl, Peters.«

Peters wirkte verblüfft. »Was ist denn hier los?«

»Jemand hat versucht, die Scheune niederzubrennen. Mit mir drin. Kommen Sie, gehen wir rauf. Ach übrigens, Doc, haben Sie etwas, was die Schmerzen von Brandwunden lindert?«

Wir waren schon auf dem Weg nach drinnen, als Eierkopf sagte: »Das kostet dich bestimmt einen Arm.«

Ich wunderte mich. Für ein schlichtes Gemüt war er heute sehr spöttisch aufgelegt. »Was hat euch eigentlich so lange aufgehalten?« erkundigte ich mich, während Peters voranging.

»Morpheus. Er war erst zufrieden, als wir einen Arzt gefunden hatten, der als Gehilfe eines Hehlers durchgehen konnte.«

Keine schlechte Idee. »Gut gemacht. Morpheus, ich dachte, du wolltest dich im Haus umsehen und die Dinge erledigen, zu denen ich nicht komme, weil ich immer auf der Bühne sein muß.«

Er sah mich wieder merkwürdig an, als redete ich zuviel. Peters warf mir einen sehr ähnlichen Blick zu. »Ich habe getan, was ich konnte, Garrett«, erklärte Ahrm. »Aber ich muß mich um mein Geschäft kümmern und kann nicht meine ganze Zeit für einen warmen Händedruck opfern.«

»Ich hab genau gehört, wie du ein paarmal rein- und rausgegangen bist.«

Er blieb stehen. »Ich hab eine Stunde lang herumgeschnüffelt, nachdem du eingeschlafen warst. Ich konnte nichts finden und bin dann lieber nach Hause gegangen. Ich wollte nachsehen, ob Kuddel mich ausgeraubt hat, während ich ihm den Rücken zugekehrt hatte. Ich hab dein Zimmer nicht mehr betreten.«

Ganze Heerscharen von eiskalten Schauern liefen mir über den Rücken. »Nein?«

»Nein.«

»Heiliger Strohsack. Ich könnte schwören, daß ich dich sogar einmal gesehen habe.«

»Das war ich nicht.«

Dabei war ich meiner Sache vollkommen sicher. Ich war aufgestanden und hatte den Nachttopf benutzt. Ich hatte sogar einen Gruß gemurmelt, und irgend jemand hatte irgend etwas erwidert. Das erzählte ich Morpheus.

»Das war ich nicht, Garrett. Ich bin nach Hause gegangen.« Er war eindeutig beunruhigt.

»Ich verlasse mich auf dein Wort.« Meine Stimme war genauso tonlos wie seine. »Wer kann es sonst gewesen sein?«

»Gestaltwechsler? «

Ich war schon mal einem von ihnen über den Weg gelaufen. Auf eine Wiederholung dieses Erlebnisses konnte ich gern verzichten. »Wie denn? Gestaltwechsler müssen die Leute töten, in die sie sich verwandeln wollen. Erst dann können sie ihre Seele oder was auch immer aufsaugen. Und selbst in dem Fall können sie nicht einmal immer Leute täuschen, die die Opfer gut kannten.«

»Ja. Und dieser da hatte mich auf Lager?«

»Ich war sehr müde. Es brannte nur eine Lampe. Außerdem bin ich einfach darüber hinweggegangen, ohne besonders darauf zu achten. Aber ich hätte geschworen, daß du es bist.«

»Das gefällt mir nicht. Es macht mich nervös, Garrett. Wirklich nervös.«

Mich auch, Junge, mich auch. Ein Gauner, der herum-schnüffelte und sich für jemand anderes ausgeben konnte, hatte uns gerade noch gefehlt. Es verkomplizierte die ganze Lage erheblich.

Morpheus dachte natürlich nur an Morpheus Ahrm, an sonst nichts. Er hatte schon genug Schwierigkeiten, auch ohne daß irgendwer herumliefe und in seinem Namen und mit seinem Gesicht Schweinereien verübte.

Ich sah die Sache natürlich in einem größeren Zusammenhang. Wenn jemand hier im Haus Morpheus darstellen konnte, durfte man wohl annehmen, daß er alle anderen ebenso nachmachen konnte. Und zwar jederzeit. Also konnte keiner von uns genau wissen, mit wem er es gerade zu tun hatte. Was der Realität den Boden unter den Füßen wegzog. Das konnte ja heiter werden.

»Du solltest lieber aussteigen, solange du noch kannst«, schlug Morpheus vor.

Ich war versucht, seinem Vorschlag nachzugeben, mehr als je zuvor. »Das geht nicht«, erwiderte ich. »Ich hab den Job angenommen. Wenn ich jetzt aussteige, weil es hart wird, dauert es nicht lange, bis ich einen guten Grund finde, aus dem nächsten Fall auszusteigen. Wenn das ein paarmal passiert ist, finde ich gar keine Arbeit mehr.«

Er nahm höflich, wie er war, davon Abstand, mich darauf hinzuweisen, daß ich meine Energie meistens darauf verwandte, Arbeit aus dem Weg zu gehen. »Hab mir schon gedacht, daß du so was sagen würdest. Dann laß uns weitermachen. Ich will hier raus, auch wenn du es nicht möchtest.« Er stieg die letzten Stufen hinauf. »Trinkst du eigentlich viel Milch, Garrett?«

»Nein. Ich trinke viel Bier.«

»Das hätte mir eigentlich klar sein müssen.«

»Warum?« Die anderen betrachteten uns, als wären wir ein Komikerduo beim Straßentheater.

»Ich weiß nicht genau, was Milch eigentlich hat. Aber sie ist gut für die Zähne, für die Knochen und fürs Hirn. Milchtrinker haben immer einen gesunden Selbsterhaltungstrieb. Biersäufer dagegen werden in diesem Bereich immer nachlässiger.«

Er versuchte, eine Warnung in eine seiner spaßigen Diättheorien zu kleiden. So fiel es ihm leichter, mir zu sagen, daß ich bis über den Kopf in Schwierigkeiten steckte.

»Ich werde aus dem Gequatsche nicht schlau, Garrett«, meinte Peters schließlich. »Und es ist mir auch egal. Aber wir sollten langsam weitermachen.« Er starrte aus dem Fenster an der Rückseite des Hauses. Der Feuerschein der brennenden Scheune war deutlich zu sehen, und Peters schien es kaum erwarten zu können, hinauszulaufen und mitzumischen.

»Gut. Bereiten Sie den Alten vor.« Ich starrte auf den orangefarbenen Schein, während die anderen zur Suite des Generals weitergingen.

»Garrett!«

»Komm gleich.«

Unterwegs erhaschte ich einen Blick auf Blondie. Sie versteckte sich hinter einem Pfeiler und grinste. Bestimmt hätte sie gern mit mir Winke-Winke gespielt.

Ich knurrte bloß und betrat den Flur.

Ihr Porträt war unter den Bildern, die ich vor den Flammen gerettet hatte. Ich würde es auf den Tisch knallen und

einige Fragen stellen. Und diesmal würde ich auch Antworten bekommen.

Allmählich hatte ich es satt, nett zu sein.

28. Kapitel

Peters verschwand in den Gemächern des Generals, und wir anderen warteten im Arbeitszimmer. Ich vertrieb mir die Zeit damit, Holzscheite aufs Feuer zu werfen, und sah zwischendurch immer wieder verwirrt zu Morpheus hinüber, der meinen Blick genauso verdattert erwiderte. Wir fragten uns beide, ob der andere uns verkohlte.

Der General erschien, eingemummt, als wolle er eine Arktisexpedition unternehmen. Er warf einen Blick auf das Feuer und sah dann mich an. Ich schob die Scheite auseinander, um Platz für das nächste Wäldchen zu schaffen. Der Alte strahlte. »Danke, Mr. Garrett. Sehr aufmerksam von Ihnen.« Er betrachtete die kleine Versammlung. »Wer sind diese Leute?«

»Mr. Morpheus Ahrm, makrobiotischer Gastwirt und ein Freund von mir.« Morpheus nickte ihm zu.

»Ach wirklich?« Der General wirkte bestürzt, als sagte ihm der Name etwas. Er sah mich scharf an und schien seine Einschätzung meiner Person zu revidieren.

Ich fuhr fort. »Mr. Zarth haben Sie ja bereits kennengelernt. Der andere Gentleman zieht es vor, anonym zu bleiben, aber er hat zugestimmt, Ihren Dieb zu identifizieren.«

»Aha.« Er klang nicht gerade begeistert. Offenbar war er nicht besonders scharf darauf, die Wahrheit zu hören, jetzt, wo er damit konfrontiert wurde. Ich rief mir seine Instruktionen ins Gedächtnis: Auf keinen Fall sollte ich es ihm erlauben, der Wahrheit zu entfleuchen. »Wo sind die anderen?« wollte er wissen.

Ich bat Peters, sie zu holen. Er bewegte sich nicht, bis der General zustimmte. »Sie sind draußen und versuchen, ein Feuer unter Kontrolle zu bekommen, das jemand im Pferdestall gelegt hat.«

»Ein Feuer? Brandstiftung?« Das verwirrte ihn.

Der Arzt und Morpheus beobachteten ihn sehr genau.

»Ja, Sir. Meiner Meinung nach fürchtete derjenige, der Bradon getötet hat, daß etwas in der Scheune ihn mit dem Mord in Verbindung bringen könnte. Man hat Bradons Verschlag durchsucht. Dieselbe Person hat vermutlich geglaubt, ihr bliebe nicht genug Zeit für die Suche, und hat sich deshalb für die zweitbeste Lösung entschieden.«

»Ach so.« Er war ziemlich knauserig mit seinem Applaus.

Ich ging zur Tür und spähte hinaus. Niemand da. »Eierkopf, würdest du uns warnen, wenn die Meute anrückt?«

Er knurrte und kam zur Tür. »Hast du die beiden eingeweiht?« flüsterte ich ihm zu.

Er knurrte wieder, weil für eine lange Erklärung keine Zeit blieb. Mir blieb nichts anderes übrig, als seiner Einschätzung zu vertrauen. »General, soll ich wieder an derselben Stelle stehen wie beim letzten Mal? Mr. Zarth und Mr. Ahrm können die Tür bewachen.«

»Ist wohl das beste, das beste.« Das Feuer prasselte, und die Flammen schlugen hoch. In ihrem Schein sah ich, daß der General genauso schlecht aussah wie gestern.

Ich baute mich neben ihm auf. Einige Minuten später verkündete Eierkopf: »Es kommen Leute.«

»Laßt sie rein, aber laßt keinen raus.«

»Klar.«

Der Arzt zog sich in eine Ecke zurück, der Hehler folgte ihm. Morpheus stellte sich auf die eine Seite der Doppeltür, Eierkopf auf die andere.

Sie kamen herein, müde, mißtrauisch und entmutigt. Sie sahen Morpheus und Eierkopf schuldbewußt an, als hätte man sie auf frischer Tat ertappt. Selbst Peters hatte diesen Blick, obwohl er wußte, was vor sich ging.

»Mr. Garrett hat Neuigkeiten«, verkündete der General.

Mr. Garrett warf dem Hehler einen Blick zu. Mr. Zarth ebenfalls, und dieser Blick besagte, daß Mr. Hehler den Raum nicht lebend verlassen würde, wenn er nicht mit dem Finger auf jemanden zeigte.

Das mußte er aber gar nicht. Unser Mann verriet sich selbst.

»Jemand hat Wertsachen gestohlen im Wert von ungefähr zwanzigtausend Talern. Der General wollte erfahren, wer es war. Jetzt wissen wir es, Dellwood. Ich bin sehr neugierig auf Ihre Erklärung.«

Er nahm es ziemlich gelassen auf. Vielleicht war ihm klar gewesen, daß er irgendwann entdeckt werden mußte. »Der Grund ist einfach: Um die Haushaltskosten zu decken. Es gab keine andere Möglichkeit, das Geld zu beschaffen.«

Der General wehrte sich stotternd und pathetisch gegen die Wahrheit. Seine Leute standen unbewegt da, aber ich spürte, daß ihre Sympathien nicht bei ihrem Arbeitgeber lagen.

Eine Sekunde lang drängte sich mir die Vorstellung auf, daß sie sich alle verschworen hätten, um ihn unter die Erde zu bringen.

Dellwood wich nicht zurück. »Der General hat Gelder bereitgestellt, die einen Haushalt von zehn Personen versorgen konnten, allerdings zu der Zeit, als er in den Cantard gezogen ist. Er wollte nicht akzeptieren, daß die Preise seitdem gestiegen sind. Ich habe keine einzige Kupfermünze in die eigene Tasche gewirtschaftet. Und ich habe auch kein Geld verschwendet. Unsere Lieferanten haben uns schlicht jeden weiteren Kredit verweigert.«

Es mußte höllisch schmerzen, reich gewesen zu sein und dann Bankrott erklären zu müssen.

»Sie hätten es mir sagen sollen, statt mich so zu demütigen«, stieß der General schließlich hervor.

»Ich habe es Ihnen wiederholt berichtet, Sir. Seit zwei Jahren liege ich Ihnen damit in den Ohren. Aber Sie haben Ihren Blick fest in die Vergangenheit gerichtet. Sie wollten nicht wahrhaben, daß sich die Zeiten geändert haben. Ich stand vor der Entscheidung, so zu handeln, wie ich gehandelt habe, oder Sie den Gläubigern zum Fraß vorzuwerfen. Ich habe es vorgezogen, Sie zu beschützen. Jetzt werde ich meine Sachen packen.« Er ging zur Tür.

Morpheus und Eierkopf traten ihm in den Weg. »General?« fragte ich.

Der alte Mann schwieg.

»Alles, was recht ist, Sir, ich glaube, er sagt die Wahrheit.«

»Wollen Sie mich einen Geizhals schimpfen?«

»Ich habe so etwas nicht gesagt. Aber Sie stehen tatsächlich in dem Ruf, einer zu sein.« Ich war genervt. Und ich hatte mir noch nie den Arsch aufgerissen, um einem Klienten Honig um den Bart zu schmieren. Jedenfalls keinem männlichen Klienten.

Er stotterte noch weiter herum.

Dann bekam er einen Anfall.

Einen Moment glaubte ich, es wäre eine Show. Den anderen ging es offenbar genauso. Vielleicht hatte er die Nummer schon ein paarmal abgezogen. Sie sahen alle zu, bis es vorbei war. Dann rückten sie ihm alle gleichzeitig auf den Pelz und hätten sich fast auf die Hacken getreten. Ich gab Eierkopf das Signal, den Hehler hinauszuschmuggeln.

Dellwood führte die Meute an. Keiner hielt sich abseits. Was meiner Hoffnung nicht gerade Nahrung gab, daß es eine Kettenreaktion auslösen würde, wenn erst einmal der erste Fall geklärt war.

»Bleibt zurück«, befahl ich. »Laßt ihm Luft.« Er hatte das Schlimmste schon überstanden. »Eierkopf, laß Dellwood auch hinaus.«

Dellwood schaffte es, einen einigermaßen würdevollen Abgang hinzulegen. Wahrscheinlich hatte er mit seinen kleinen Diebereien meinen Lohn, den von Eierkopf und den aller anderen finanziert. Ich sah Kelle an. Sie hatte mir gesagt, daß dem General nicht mal die Bettpfanne gehörte, in die er schi. Und nun stellte sich heraus, daß er auf Kosten seines Faktotums lebte, ohne sich dessen überhaupt bewußt zu sein.

Versuchte da eine hilfreiche Seele, den Besitz zu retten, indem er dessen inkompetenten, geizigen Eigner in die ewigen Jagdgründe schickte?

Der General riß sich wieder zusammen. »Ich werde Ihnen nicht für das danken, was Sie getan haben, Mr. Garrett, obwohl ich Sie selbst darum gebeten habe. Dellwood! Wo ist Dellwood?«

»Er hat gekündigt, Sir.«

»Holen Sie ihn zurück. Er darf nicht gehen. Was soll ich ohne ihn tun?«

»Das ist nicht mein Bier, General. Ich glaube, wir haben hier unseren Job so gut wie möglich erledigt.«

»Gut. Ja. Sie haben recht. Verschwinden Sie. Aber holen Sie Dellwood zurück.«

»Raus, alle miteinander! Peters, Sie sollten besser hierbleiben. Kaid? Morpheus, Eierkopf, ich will mit Euch reden.« Ich schoß als erster zur Tür hinaus.

29. Kapitel

Ich stellte Dellwood in seinem Quartier zur Rede. Er hatte nicht einmal die Tür hinter sich zugemacht und stopfte seinen Kram in Reisetaschen. »Wollten Sie sichergehen, daß ich nicht auch noch den Familienschmuck mitgehen lasse?«

»Ich soll Ihnen sagen: Der Alte will, daß Sie bleiben.«

»Fast mein ganzes Leben habe ich damit verbracht, seinen Wünschen zu gehorchen. Genug ist genug. Es wird mich enorm erleichtern, mein eigener Herr zu sein.« Er log. »Jede Loyalität hat Grenzen.«

»Sie sind aufgeregt, weil Sie das Notwendige getan und sich dafür Schwierigkeiten eingehandelt haben. Niemand hält Ihnen das vor. Nicht einmal ich.«

»Unsinn. Er wird es mir den Rest meines Lebens unter die Nase reiben. So ist er eben. Ganz gleich, aus welchen Gründen ich es getan habe, ich habe ihn mit seiner Nase in den Dreck gestoßen. Das vergibt er mir niemals, ganz gleich, ob ich recht hatte.«

»Aber ...«

»Ich kenne ihn. Wenigstens das können Sie mir zugestehen.«

Geschenkt. »Wenn Sie weggehen, verlieren Sie alles.«

»Das Vermächtnis hat mir nie etwas bedeutet. Ich nage nicht am Hungertuch, Mr. Garrett. Während meines Dienstes hatte ich wenig Ausgaben. Ich habe meinen Sold ge-

spart und klug angelegt. Auf sein Erbe bin ich nicht angewiesen.«

»Es ist Ihre Entscheidung.« Ich rührte mich nicht vom Fleck.

Er hörte auf, Klamotten in die Taschen zu stopfen, und sah mich an. »Was noch?«

»Der General hat mich nicht nur engagiert, um rauszufinden, wer die Familientrophäen verscherbelt. Er wollte auch rauskriegen, wer versucht, ihn umzubringen.«

Er schnaubte verächtlich. »Ihn umbringen? Keiner will ihn umbringen. Seine Vorstellungskraft geht mit ihm durch.«

»Die Diebstähle waren angeblich auch nur eine Ausgeburt seiner Phantasie. Nur für Sie nicht. Er hatte recht in dieser Sache, und ich fürchte, daß er auch mit der Mordtheorie richtigliegt.«

»Unsinn. Wer würde davon profitieren?«

»Das ist eine gute Frage. Ich glaube nicht, daß es dabei um den Besitz geht. Leider kann ich kein anderes Motiv aus dem Helm zaubern. Noch nicht.« Ich blickte ihn erwartungsvoll an. Er sagte kein Wort.

»Gab es jemals Spannungen mit irgendwem? Irgendwann?«

»Ich kann Ihnen nicht geben, was Sie haben wollen, Mr. Garrett. Wir hatten alle unsere Schwierigkeiten mit dem General. Aber nichts war schwerwiegend genug, ihn deswegen umzubringen. Es waren Disziplinarangelegenheiten, mehr nicht.«

»Also wollen Sie sagen, daß keiner dieser Menschen hier nachtragend ist?«

»Vielleicht Schocke. Er ist ein großer, dummer Bauernjunge, der um die Hüften und im Hirn zuviel Fett angesetzt hat. Er kann jemandem bis zum Jüngsten Gericht und darüber hinaus etwas nachtragen, aber er hat nie einen Groll gegen den General gehegt. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, Sir?«

»Noch nicht. Sie wußten doch seit meiner Ankunft, daß dieser Augenblick kommen würde.«

»Es hat mich nicht überrascht, daß Sie mir auf die Schliche gekommen sind. Ich war tatsächlich entsetzt, daß Sie den Mann gefunden haben, dem ich die Sachen verkauft habe. Ist das alles?«

»Nein. Wer hat Hawkes und Schleicher getötet?«

»Das weiß ich nicht. Ich erwarte, daß Sie es herausfinden. Sie sind doch ein erstklassiger Schnüffler.«

»Das ist mein Job. Sie haben nicht zufällig versucht, mich zu entmutigen, als Sie merkten, daß ich Schwierigkeiten machen könnte?«

»Sir?«

»Seit ich hier bin, gab es drei Mordanschläge auf mich. Und nun überlege ich, ob Sie vielleicht versucht haben könnten, Ihre Spuren zu verwischen ...«

»Das ist nicht meine Art. Ich habe während meiner ganzen Dienstzeit als Marine keinen einzigen Mann töten müssen. Und ich habe nicht vor, jetzt damit anzufangen. Ich sagte Ihnen schon, ich habe hier nichts zu verlieren.«

Vielleicht. Vielleicht war er aber auch nur ein überzeugender Lügner.

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich glaube nicht, daß Sie was Falsches getan haben, und ich bin auch nicht übermäßig stolz darauf, daß ich Sie überführt habe.«

»Das trage ich Ihnen nicht nach. Sie haben einfach nur das Unvermeidliche getan. Aber ich würde gern vor Einbruch der Dunkelheit auf der Straße nach TunFaire sein.«

»Wollen Sie es sich nicht noch mal überlegen? Ich glaube nicht, daß der Alte ohne Sie eine Überlebenschance hat.«

»Kaid wird mit ihm fertig. Der General dürfte ohnehin nicht mehr allzu lange leben.«

»Wissen Sie, wer die blonde Frau ist?« Jetzt konnte er es mir ruhig verraten. Er hatte nichts mehr zu verlieren.

»Vermutlich ein Produkt Ihrer Fantasie. Es gibt hier keine blonde Frau. Außer Ihnen hat niemand sie je gesehen.«

»Bradon schon. Er hat ihr Porträt gemalt.«

Das überraschte ihn. »Wirklich?«

»Allerdings.«

Er glaubte mir, denn sein ›Schleicher war übergeschnappt‹ klang nicht besonders überzeugend.

Ich war ziemlich sicher, daß er nichts von Blondie wußte. Was das Rätsel, das sie umgab, noch interessanter machte.

Ich trat von der Tür weg, um ihm zu zeigen, daß er gehen konnte, wohin er wollte. »Sie können mir nichts erzählen, womit sich verhindern ließe, daß noch jemand getötet wird?«

»Nein. Ich würde es tun, wenn ich es könnte.«

Er schnappte sich seine Taschen. »Meine Geschäftspartner können Sie mit in die Stadt nehmen, wenn sie fahren«, bot ich ihm an.

Es lag ihm auf der Zunge zu sagen, ich sollte mich zum Teufel scheren. Aber er beherrschte sich. »Vielen Dank.« Es regnete, und die Taschen wogen einiges.

»Noch eins«, fuhr ich fort. »Was ist mit Tyler und dem Zombie passiert?«

»Fragen Sie Peters. Ich weiß nichts davon. Meine Pflichten beschränkten sich auf das Haus.«

»Von dem Zombie, der durch den Hintereingang eindringen wollte, gibt es keine Spur. Er ist nicht zum Sumpf zurückgekehrt. Wo könnte er sich tagsüber verstecken?« Vorausgesetzt, daß er wie die Zombies aus den Geschichten das Tageslicht scheute.

»In den Nebengebäuden. Ich muß jetzt wirklich gehen, Mr. Garrett.«

»Gut. Danke für das Gespräch.«

Er ging mit erhobenem Haupt und nicht wie ein armer Sünder hinaus. Er hatte nur getan, was getan werden mußte. Dafür brauchte er sich nicht zu schämen. Aber genau-sowenig konnte man ihm ausreden, diesen Ort zu verlassen.

Noch einer weniger, dachte ich.

Jetzt gab es noch sechs Erben. Der Anteil für die Übriggebliebenen lag fast bei einer halben Million Taler.

Morpheus, Eierkopf und der Doktor erwarteten mich am Springbrunnen. Ich ließ mir Zeit, während ich darüber nachdachte, wie ich am besten eine Zombiesafari auf die Beine stellte.

Kelle kam aus der Küche, als Dellwood zur Haustür strebte. Sie gingen durch die Eingangshalle, lautstark streitend. Die Köchin wollte offenbar ebensowenig, daß er ging.

30. Kapitel

Ich gesellte mich zu Morpheus und den anderen. »Wie lautet die Diagnose?«

Morpheus zuckte mit den Schultern. »Für das, was ich im Sinn hatte, hat er nicht genug gezittert, und auch seine Sprache war dafür nicht genug in Mitleidenschaft gezogen. Hat er diese Symptome schon früher gezeigt?«

»Das Zittern schon, aber mit dem Sprechen hatte er keine echten Schwierigkeiten. Was ist mit dem Anfall?«

»Keine Ahnung. Frag den Doktor.«

Das tat ich. »Ich kann es nicht ganz genau sagen«, erwiderte der. »Dafür müßte ich einen genaueren Blick auf den Patienten werfen und mit ihm reden. Von meiner Position aus wirkte es, als brauchten Sie dringender einen Exorzisten als einen Arzt.«

»Einen was?«

Morpheus war genauso bestürzt wie ich. Ich hatte noch nie gesehen, daß seine Augen vor Überraschung fast aus ihren Höhlen traten. Die Bemerkung hatte ihn vollkommen überrumpelt.

»Einen Exorzisten. Einen Dämonologen. Vielleicht sogar einen Geisterbeschwörer. Am besten alle drei. Obwohl der erste Schritt eine gründliche Untersuchung sein sollte, damit ich sichergehen kann, daß ich mir nichts einbilde.«

»Fangen Sie noch mal von vorn an, Doc. Sie haben mich kalt erwischt.«

»Es bleibt unter uns. Mr. Ahm und ich kennen uns sehr gut aus, was Gifte angeht. Wir wüßten beide keins, welches eine Kombination von Symptomen erzeugt, die dieser Mann zeigt. Nicht ohne eine dramatische Steigerung der körperlichen Wirkung, die ihm jede Kontrolle über seine Rede und seine Gliedmaßen nehmen würde, falls er es überhaupt überlebt. Es ist wesentlich wahrscheinlicher, daß eine Krankheit diese Symptome erzeugt als ein Gift. Wer weiß schon, was er sich da unten eingefangen hat? Ich habe acht Jahre im Cantard verbracht und eine Menge seltsamer Krankheiten gesehen, obwohl keine so merkwürdig war wie diese hier. Nimmt er Medikamente?«

»Machen Sie Witze? Eher krepitiert er.« Da fiel mir etwas ein. »Könnte es Malaria sein?« Ich selbst war ein glücklicher Marine gewesen und nie mit dieser Krankheit in Berührung gekommen. »Oder eine Art Gelbes Fieber?«

»Daran habe ich auch schon gedacht. Ein starker Malariaerreger und eine massive Chininbehandlung könnten die meisten der Symptome hervorrufen, die er zeigt. Und verseuchte Medizin erledigt möglicherweise das übrige. Aber Sie sagten, er würde lieber sterben als Medizin nehmen. Ich muß wirklich seine Krankengeschichte sehen, bevor ich hier eine Vermutung loslasse.«

»Was sollte dieses Gerede von einem Exorzisten?«

»Mein Hauptverdacht richtet sich gegen das Übernatürliche. Die Symptome, die wir sehen, könnten auch von verschiedenen bösen Geistern hervorgerufen werden. Ich würde Ihnen dringend raten, seine Vergangenheit zu untersuchen. Dort finden Sie möglicherweise eine Erklärung dieser Geschehnisse. Außerdem sollten Sie nach einer

Quelle übelwollender Hexerei suchen. Vielleicht hat ein Feind ihm einen bösen Geist geschickt.«

Der Schwarze Peter tauchte genau zum richtigen Zeitpunkt auf, um den Rest des Gesprächs noch mitzubekommen. »Können Sie sich einen Reim darauf machen?« fragte ich ihn. »Hat der General Feinde, die ihn auf diese Weise vernichten könnten?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin davon überzeugt, daß die Antwort hier zu finden ist, Garrett. Solche Gegner hat er nicht. Seine übelsten Feinde würden jemanden wie Ihren Freund hier schicken.« Er deutete auf Morpheus.

»Und Zauberer gibt es hier nicht. Es sei denn, Sie würden Bradon mitzählen, aber der ist tot. Doktor, könnte ein Freizeit-Geisterbeschwörer ihm ungeschickterweise etwas an den Hals gehext haben, das noch nach dem Tod des Hexenmeisters nachwirkt?«

»Ein Amateur? Das bezweifle ich. Es muß schon jemand sehr Mächtiges sein. Und dann auch nur, wenn er hiergeblieben ist, vielleicht als Geist. Normalerweise belebt Haß die Geister, die einen Menschen von innen heraus verzehren. Ein Haß, der will, daß sein Opfer bis in alle Ewigkeit leidet. Aber ich bin kein Experte. Deshalb habe ich Ihnen vorgeschlagen, einen Dämonologen, einen Exorzisten oder einen Geisterbeschwörer zu Rate zu ziehen. Sie müssen erst die Natur des Geistes aufdecken, dann können Sie ihn bannen. Oder ihn aufscheuchen, herausfinden, was seinen Haß schürt, und es beilegen.«

»Das ist verrückt, Garrett«, meinte Peters. »Der General hat sich niemals jemanden so zum Feind gemacht.«

»Wir reden nur von Möglichkeiten. Der Doc hat ja schon erklärt, daß die ganze Angelegenheit auch rein körperlich sein kann. Aber um sicherzugehen, müßte er den Patienten genauer untersuchen. Und er braucht eine ausführliche Krankengeschichte. Wie stehen die Chancen, so was zu bekommen?«

Peters sah erst mich, dann den Doktor und schließlich Morpheus und Eierkopf an. »Besser, als Sie glauben.« Seine Stimme wurde hart. »Der alte Mistkerl kann nur noch drohen. Wir lassen ihm einfach keine Alternative. Ich bin in fünf Minuten wieder zurück.« Er ging in die Küche.

Morpheus setzte sich auf den Rand des Brunnenbeckens, in den Schatten eines Drachenflügels. »Und nun?«

»Abwarten und Kräutertee trinken. Er redet mit Kelle. Wenn sie mitmacht, kann der Doc bald einen Blick auf Stantnor werfen.« Kelle war vielleicht nicht die Weltenuutter, aber sie war die ungekrönte Königinmutter des Stantnorhaushaltes. »Doktor, kennen Sie noch ein paar Experten, die helfen könnten?«

»Darüber können wir nachdenken, nachdem ich den Patienten untersucht habe. Finde ich keine körperlichen Ursachen, werde ich einige Empfehlungen aussprechen. Aber die sind nicht billig.«

»Wer ist schon preiswert außer mir?«

Morpheus lachte trocken auf. »Das sagt ein Mann, der die Kohle für ein Haus bar auf den Tisch gelegt hat, von dem Honorar für einen Fall.«

»Und für jeden dieser Fälle habe ich fünfzig, in denen ich Eierkopf mein halbes Honorar gebe, damit er es meinen Klienten zurückzahlt. Was weißt du über Kunst?«

»Sehr geschickter Themenwechsel. Ich weiß über alles etwas. Das muß ich bei meinem Job. Was brauchst du?«

»Nehmen wir mal an, ich hätte ein unbekanntes Genie entdeckt, dessen Gemälde verdient hätten, ausgestellt zu werden. An wen müßte ich mich wenden, um die Sache anzuleiern?«

Er zuckte mit den Schultern und grinste. »Da bin ich überfragt. Ich könnte dir helfen, wenn du ein paar heiße alte Meister hättest. Einige Sammler, die ich kenne, sind moralisch äußerst flexibel. Mit dem, was du hast, solltest du zu deinem Freund mit der Brauerei gehen.«

»Weider?«

»Er hat seine Finger in allen kulturellen Geschichten stecken und ist Ehrenvorsitzender von allen möglichen Institutionen. Er hat die nötigen Kontakte. Du hast nicht zufällig doch ein paar alte Meister gefunden?« Er blickte sich um, und ich war sicher, daß er den Wert der Sachen für einen möglichen Bruch einschätzte.

»Hier im Haus wirst du nur ein paar Porträts einiger finster dreinblickender alter Knaben finden, die von Leuten gemalt worden sind, von denen du noch nie gehört hast.«

»Ich habe das Begrüßungskomitee schon bemerkt. Wie lange die Stantnors ihre Kinder wohl darauf dressiert haben, niemals zu lächeln?«

»Könnte angeboren sein. Selbst bei Jennifer habe ich nie mehr als nur einen schwachen Abklatsch gesehen.«

»Dein Kumpel kommt zurück.«

Peters kam unter vollen Segeln aus der Küche gerauscht. Ich wußte, was er sagen würde, noch bevor er den Mund aufgemacht hatte. Was ihn natürlich nicht daran hinderte. »Wir werden den Alten ganz einfach nicht fragen.«

»Er wird Sie aus dem Testament streichen.«

»Na und? Wollen Sie wissen, wie sehr mich das interessiert? Los, gehen wir.« Aber er blieb etwas zurück und warf mir einen Blick zu, der besagte, daß er sich ungestört mit mir unterhalten wollte. Ich ließ die anderen vorausgehen.

»Was ist?«

»Dieser Scherz mit dem Testament. Vor lauter Aufregung habe ich schlicht vergessen, es Ihnen schon früher zu sagen. Der General hat nur eine Abschrift verbrannt. Er macht immer mindestens eine von jedem Dokument. Manchmal sogar zwei oder drei.«

Das war interessant. Es bedeutete, daß sich nichts geändert hatte, vorausgesetzt, der Mörder wußte es. »Wie viele gibt es davon?«

»Ganz sicher weiß ich von einer. Ich sollte sie Ihnen geben. Wie Sie gewollt haben. Ich hatte sie in mein Quartier gelegt und habe es dann vergessen. Erst als Kelle dasselbe sagte wie Sie, nämlich daß ich aus dem Testament gestrichen werden könnte, ist es mir wieder eingefallen.«

»Es war Ihnen nicht so wichtig?«

»Nein. Ich habe Ihnen einen Gefallen getan und dann vergessen, die Sache zu Ende zu bringen. Bis ich begriffen habe, was diese Abschrift bedeutet.«

»Sie bedeutet möglicherweise, daß der Mörder weitermacht. Vorausgesetzt, er weiß davon. Wer ist alles eingeweiht?«

»Dellwood und Kaid. Die beiden waren dabei, als er sie mir gegeben hat. Und die anderen wissen alle, daß der General immer mehrere Abschriften von Dokumenten macht.«

»Wo haben Sie sie hingelegt? Geben Sie mir den Schlüssel von Ihrem Zimmer und gehen Sie dann weiter. Sie müssen sich um den Alten kümmern.«

Er warf mir einen bösen Blick zu. Ich wußte, daß er dachte, ich wollte sein Zimmer durchsuchen. »Ich denke, daß Sie nichts zu verbergen haben«, erklärte ich.

»Sie sind ein Mistkerl, Garrett. Sie haben mich in eine Position gebracht, in der ich geliefert bin, ganz gleich, was ich tue.«

»Haben Sie etwas zu verbergen?«

Er warf mir einen bitterbösen Blick zu. »Nein!«

»Dann holen Sie es selbst. Ich nehme Sie beim Wort.« Mir fiel der Brand im Stall wieder ein, den Peters gelegt haben könnte. Aber ich beschloß, meinen Arsch zu riskieren. »Beeilen Sie sich.«

Er reichte mir den Schlüssel. »In der Schreibtischschublade.«

Kelle kam polternd die Treppe hinauf, die unter ihren Schritten fühlbar bebte. »Machen wir es nun?« erkundigte sie sich. »Oder quatschen wir nur?«

Clever, die Frau. Der alte Knacker konnte Kelle nicht einfach wegschicken. Wenn sie hereinkam und sich einfach auf ihn setzte, blieb ihm nicht mehr übrig, als zu fluchen und die Sache über sich ergehen zu lassen. »Danke«, sagte ich.

Sie sah mich verächtlich an. »Wofür? Er ist schließlich mein Baby, oder nicht?«

»Sicher.« Ich sah ihnen nach, wie sie den anderen nachhetzten. Der General würde sich in der übelsten strategischen Lage seines Lebens wiederfinden. Er konnte weder Morpheus noch Eierkopf, noch dem Doktor oder Kelle etwas anhaben. Und es wäre ziemlich dumm von ihm, wenn er etwas gegen Peters unternehmen würde. Vertrieb er den Schwarzen Peter auch noch, dann hatte er niemanden mehr an seiner Seite. Dann mußte er nicht nur um das Überleben seiner Person zittern. Er müßte sich etwas einfallen lassen, um den Besitz in Schuß zu halten.

Vermutlich würde sein Wert drastisch sinken.

Ich betastete Peters Schlüssel und sah mich um. Mich beschlich das Gefühl, daß man mich beobachtete, aber ich sah niemanden. Bestimmt Blondie schon wieder, dachte ich. Wo die anderen wohl waren? Vermutlich bei der Arbeit.

Ein Vampirgeist also? Als Draufgabe zu den Zombies. Was für ein heimeliges Plätzchen!

31. Kapitel

Irgend etwas stimmte nicht. Die Zimmertür vom Schwarzen Peter war nicht abgeschlossen. Dabei war er kein schlampiger Typ.

Da es schon mal geklappt hatte, schnappte ich mir einen Schild, stürmte hinein – und fand auch diesmal nichts.

Dieses verdammte Haus wurde von Scherzbolden heimgesucht. Ich schleuderte den Schild gegen den Türrahmen, steckte meinen Totschläger ein und ging zum Schreibtisch. Der Raum sah genauso aus wie mein Wohnzimmer. Sogar der Tisch war der gleiche. Ich setzte mich.

Wahrscheinlich war es das leise Schlurfen auf dem Teppich. Ich wollte mich umdrehen und wegducken. Aber es blieb bei dem Vorsatz.

Etwas traf mich mit der Wucht eines Reiterstandbildes, und ich sah Sterne. Ich glaube, ich habe sogar geächzt, während ich nach vorn taumelte. Mein Gesicht machte Bekanntschaft mit der Schreibtischplatte. Es war kein besonders freundliches Zusammentreffen.

Es ist nicht einfach, jemanden ohnmächtig zu schlagen. Entweder trifft man nicht hart genug, woraufhin das Opfer einem den Arsch aufreißt, oder man trifft zu hart. Das war's dann. Wenn man auch nur die geringste Ahnung hat, was man da tut, sollte man auf keinen Fall die Schädeldecke anvisieren. Es sei denn, man liebt Birnenkompott.

Der Schlag war gegen meinen Schädel gezielt. Ich hatte mich nur ein winziges Stück bewegt, so daß der Schlag seitlich gegen meinen Hals prallte und von meiner Schulter

zurückfederte. Der Hieb setzte mich nicht ganz schachmatt, sondern nur zu neunundneunzig Prozent. Aber er betäubte mich. Eine halbe Minute lang nahm ich verschwommen einen Schatten wahr, der sich bewegte. *Dann* erst gingen die Lichter aus.

Das harte Zeug ist nichts für dich, dachte ich, als ich aufwachte. Ich werde allmählich zu alt dafür. Dieser Mordskater ist die ganze Sache nicht wert.

Ich dachte, ich wäre zu Hause an meinem eigenen Schreibtisch zusammengesackt. Die Wahrheit dämmerte mir, als ich versuchte aufzustehen. Meine Umgebung war mir fremd, und mir war schwindlig. Ich fiel hin, schlug mit dem Kinn gegen den Rand des Tisches, rollte mich auf dem Boden zusammen und kotzte auf den Teppich. Als ich versuchte, mich zu bewegen, setzte das Schwanken wieder ein.

Irgendwann während des ganzen Vergnügens rannte jemand an mir vorbei zur Tür. Ich sah etwas Braunes vorbeihuschen, achtete jedoch nicht darauf.

Du hast eine Gehirnerschütterung, Garrett. Dieser Gedanke beunruhigte mich. Ich habe schon Männer gesehen, die nur noch Mus im Kopf hatten, nachdem man ihnen eine auf den Deckel gegeben hatte. Einige waren für immer gelähmt gewesen, andere schlafen gegangen und nie wieder aufgewacht.

Bleib wach, Garrett, bleib wach. Das sagt der Arzt auch immer. Steh auf, Garrett. Scheiß auf das Schwanken.

Nimm die Sache in die Hand, Garrett. Unterwirf deinen Körper deinem stählernen Willen.

Das Dumme war nur, daß ich kaum noch einen Willen hatte.

Nach einer Weile schaffte ich es, die Knie unter den Körper zu ziehen und zur Tür zu krabbeln. Einige Male während dieses Gewaltmarsches fiel ich platt auf die Nase. Aber die Bewegung tat gut. Als ich die Tür erreichte, war ich so fertig, daß ich schon fürchtete, niemals mehr sterben zu können. Immerhin schaffte ich es, soviel Ehrgeiz zusammenzukratzen, daß ich die Tür öffnen konnte und einen Meter auf den Flur krabbelte. Dann wurde ich wieder ohnmächtig.

Zarte, feingliedrige Finger streichelten zärtlich über mein Gesicht. Ihre Sanftheit erinnerte mich an die Zärtlichkeiten einer blinden Frau, die mich mal gestreichelt hatte. Irgendwie schaffte ich es, mich rumzudrehen und ein Augenlid einen Millimeter weit zu öffnen.

Meine Süße in Weiß war mir zu Hilfe geeilt. Sie sah besorgt aus. Ihre Lippen bewegten sich, aber ich hörte nichts.

Panik packte mich. Ich hatte von Jungs gehört, die nach einem solchen Schlag ihr Gehör für immer verloren hatten.

Sie sprang auf und trat zur Seite. Dabei wäre das gar nicht nötig gewesen. In meinem Zustand hätte ich nicht mal eine Schnecke einholen können. Außerdem waren meine Beine in der Tür vom Schwarzen Peter eingeklemmt. Ich saß wie die sprichwörtliche Maus in der Falle. »Bitte, geh nicht«, krächzte ich schwach.

Mein Schnüfflerverstand war gut gepolstert und voll intakt. Ich wollte es endlich wissen.

Sie kam zurück, ließ sich auf die Knie herunter und massierte weiter meinen Kopf. »Bist du schwer verletzt?« Ihre Stimme war kaum stärker als ein Hauch und klang ebenfalls besorgt.

»Nur in meinem Herzen. Du läufst immer weg.« Wir Ermittler sind knallharte Typen und verlieren unser vordringlichstes Ziel niemals aus den Augen. »Du bist die schönste Frau, die ich jemals gesehen habe.«

Ihre Augen leuchteten auf. Es ist schon seltsam, wie gern Frauen gesagt bekommen, wie schön sie sind. Genauso seltsam wie die Tatsache, daß ein Felsbrocken steil herunterfällt, wenn man ihn losläßt. Sie lächelte sogar kurz.

»Wer bist du?« Sollte ich ihr sagen, daß ich sie liebte?

Nein, das wäre voreilig. Es war besser, noch zehn Minuten zu warten.

Sie antwortete nicht, sondern massierte weiter meine Stirn und meine Schläfen, wobei sie ein Lied sang. Ihre Stimme klang so leise, daß ich die Worte nicht verstehen konnte.

Wer war ich schon, den Willen der Götter zu kritisieren? Ich schloß die Augen und ließ den Dingen ihren Lauf.

Das Lied wurde etwas lauter. Ein Wiegenlied, eins von der Sorte: Schschsch, mein Süßer, schlaf schön. Von mir aus. Zum Teufel mit dem Auftrag. Das hier war das wahre Leben.

Etwas berührte meine Lippen so zart wie eine Daunenfeder. Ich schlug die Augen auf. Ihr lächelndes Gesicht war kaum einen Zentimeter entfernt.

Jaa!

Mit einem Schlag verlor ihr Gesicht seinen Ausdruck. Sie sprang auf und floh. Bamm. Bevor ich die Schrecksekunde überwunden und meinen Kopf gewendet hatte, war sie schon fort.

Ich hörte Schritte, erst in normaler Gangart, doch dann im Schweinsgalopp. »Garrett! Was ist passiert?« Peters ließ sich auf die Knie herab. Er zog bei dem Vergleich mit seiner Vorgängerin deutlich den kürzeren.

»Jemand hat mir ... in Ihrem Zimmer ... auf die Birne gehauen«, brachte ich unter Mühe heraus.

Er sprang auf und stürmte in sein Quartier. Wenigstens war ich noch helle genug, meine Beine wegzuziehen, bevor die Tür hinter ihm zuschlug. Das war's aber auch. Heute würde ich keinen Handschlag mehr tun.

Peters schoß heraus. »Sie haben die ganze Bude auf den Kopf gestellt.« Er hatte etwas in der Hand. »Hier ist das Testament. Wonach hätten sie noch suchen können?«

»Vermutlich war das der Grund.«

Er sah mich finster an. »Mußten Sie alles vollkotzen?«

»Klar. Ein Mann muß tun, was ein Mann tun muß.«

»Warum hat er es sich denn nicht genommen, wenn er es haben wollte?«

»Ich bin am Schreibtisch zusammengesackt. Er kam nicht an die Schublade ran, ohne mich anzuheben und mögli-

cherweise wach zu machen. Als ich aufwachte, ist er stiftengegangen. Wer hätte unser Gespräch belauschen können?«

»Weder Kelle noch Kaid. Sie waren oben bei dem alten Mann. Wayne ist draußen und begräbt Schleicher, Hawkes und Tyler.«

Er half mir, mich in eine sitzende Position aufzurichten. »Wo habt ihr sie zwischengelagert?«

»Im Brunnenhaus. Da ist es kühler. Warum ist das wichtig?«

»Bleibt nur Schocke übrig, richtig? Oder Dellwood, falls er uns alle hereingelegt hat.«

»Schocke sollte eigentlich draußen sein, das Feuer im Auge behalten und nachsehen, ob noch etwas aus dem Stall zu retten ist.«

»Es war jedenfalls kein Geist und auch kein Zombie. Haben wir eigentlich eine Spur von dem dritten Zombie gefunden?«

»Bisher hatte keiner Zeit, nachzusehen.«

»Dann wird er uns finden.« Ich streckte die Hand aus, und er half mir hoch. Er schaffte es, mich zwischen sich und der Wand aufrecht hinzustellen. »Wie lautet die Diagnose?« Mein Kopf tat so weh, daß ich meine Brandwunden nicht mehr merkte.

»Der Doktor sucht Sie, um sie Ihnen mitzuteilen.«

»Verraten Sie sie mir.«

»Er hat mich und Kaid gefeuert. Wir haben gesagt, er soll uns im Mondschein begegnen. Wir gehen nirgendwohin.«

»Anscheinend wollen Sie nicht damit rausrücken.«

»Nein, ich möchte es nicht aussprechen. Es ist nicht so einfach zu glauben.«

Daraufhin war mir alles klar. Aber ich ließ mir von ihm hinunter zum Springbrunnen helfen, wo ich mich auf den Rand des Beckens setzte und darüber nachdachte, wie es weitergehen sollte, bis Morpheus und die anderen aufkreuzten. »Ich nehme an, ich darf mir einen Dämonologen kaufen?«

»Sieh mich nicht so an«, sagte Morpheus. »Ich bin nicht daran schuld.«

»Du siehst aus, als wäre dir ein Gespenst begegnet.«

»Geister haben diese Wirkung auf mich, Garrett. Gegen einen Vampir oder einen Werwolf kann ich etwas unternehmen. Aber gegen ein Gespenst bin ich machtlos.«

»Ja.« Er wollte einfach nicht glauben, daß es hier einen Geist gab. Ich selbst hatte meine Schwierigkeiten, es zu schlucken. Es wäre einfacher, wenn nicht auch eine Erbschaft eine Rolle spielte. Unser Gespenst wäre nicht das erste falsche Phantom, das ein Blutbad decken müßte.

Weder Hawkes noch Bradon waren von einem Geist erledigt worden. Und es war kein Gespenst gewesen, das versucht hatte, mich einzusperren, mich mit einem Beil zu erschlagen, mich zu verbrennen oder mir ein Loch in den Kopf zu hämmern.

Sie standen um mich herum und sahen mich an, als wäre ich ihr Pfadfinderführer. Ich mußte die Initiative ergreifen.

»Mein Kopf tut weh«, sagte ich. »Morpheus, bleibst du über Nacht? Und hilfst mir?«

»Ich habe befürchtet, daß du das fragen würdest.«

Das ist seine lebenswürdige Art zuzustimmen.

»Ich zahle in bar«, versprach ich ihm.

»Woher willst du Bargeld nehmen, wenn der alte Knacker keinen Heller auf der Naht hat?«

Ich verschwieg ihm, daß ich Vorkasse gemacht hatte. Allerdings hatten meine Spesen die Vorauszahlung fast schon aufgefressen. »Ich denk mir was aus. Wie hat er es aufgenommen?«

»Er war nicht besonders erfreut. Milde ausgedrückt.«

Ich warf dem Doc einen flehenden Blick zu. »Sie haben wirklich keine körperliche Ursache gefunden?« Bitte! Bitte?

Wiesel-Kiesel schüttelte den Kopf. »Ich will nicht abstreiten, daß es etwas sein könnte, das ich nicht kenne. Oder eine Kombination verschiedener unbekannter Gifte. Ziehen Sie einen Dämonologen hinzu. Was sag ich ... Ich schicke Ihnen einen! Lüften Sie zuerst dieses Geheimnis. Sollte es keine widernatürlichen Ursachen geben, dann rufen Sie nach mir. Es dürfte eine interessante Herausforderung sein.«

Morpheus grinste gerissen. »Wenn ihr beide es clever anstellt, könntet ihr hier Karriere machen. Er versucht, eine unbekannte Seuche zu entdecken, und du versuchst, einen Mörder zu stellen, der noch gerissener ist als du.«

»Mein Teil ist einfach«, knurrte ich. »Ich bleibe so lange am Leben, bis nur noch ein Verdächtiger übrig ist.« Meine Kopfschmerzen brachten mich fast um. Was nicht eben

förderlich für meine Laune war. »Doc, haben Sie ein Mittelchen gegen Kopfweh?«

»Was ist passiert?«

Ich erzählte es ihm.

Er bestand darauf, mich zu untersuchen, und bot mir dann den üblichen Rat gegen Gehirnerschütterung. Vielleicht war er doch kein so unverfrorener Raffgeier wie die anderen seiner Innung. Ich halte schon aus Erfahrung wenig von Studierten, vor allem von Ärzten und Anwälten.

Er gab mir eine Dosis eines alten Hausmittels, Sirup mit einem derben Schuß einer Flüssigkeit, die aus Weidenmark gebraut wird. Dieser Fitmacher brachte mich wieder auf die Beine. »Peters, bald ist Abendbrotzeit. Die Jungs sind bestimmt hungrig. Raufen Sie sich mit Kelle zusammen, wenn sie essen wollen. Ich statte kurz dem General einen Besuch ab.«

Peters knurrte zustimmend und fragte, wer Abendessen wollte. Eierkopf und der Doktor waren hellauf begeistert. Und Morpheus blieb sowieso.

Als ich die Treppe hinaufging, erinnerte ich mich daran, daß Dellwood ja eigentlich mit in der Kutsche hatte zurückfahren sollen. Stand er jetzt etwa draußen und fror zusammen mit dem Kutscher?

Es regnete immer noch. Ich hatte Mitleid mit Wayne und selbst mit Schocke. Mit letzterem allerdings etwas weniger. Ich hatte ihn fast überführt. Jetzt mußte ich ihn nur noch einsacken und ihm die Armbrust an die Kehle setzen.

»Wirf ihn raus!« knurrte Stantnor Kaid zu, als ich eintrat.

Kaid beäugte mich. »Ich fürchte, das wird er nicht zulassen, Sir.« Seine Miene war bei diesen Worten unbeweglich, aber seine Augen funkelten. Dann wandte er sich dem Feuer zu, um ein Lächeln zu verbergen.

»Haben Sie die Diagnose mitbekommen, General?«

»Mr. Garrett. Ich habe Sie nicht engagiert, damit Sie sich in mein Leben mischen. Sie sollten einen Dieb überführen.«

»Und einen Serienmörder, der auf Ex-Marines spezialisiert ist. Und einen potentiellen Mörder, der Ihren Skalp will. Zu diesem Job gehört gewissermaßen auch, Sie am Leben zu erhalten. Aber damit das funktioniert, muß ich wissen, wie man versucht, Sie umzulegen. Ich nahm an, mit Gift. Diese Annahme war falsch.«

Er wirkte überrascht. Vielleicht hatten sie es ihm ja noch nicht verraten. Oder er war so ekelig geworden, daß sie einfach gegangen waren.

»Mr. Ahrm ist Experte, was Gifte angeht. Genau wie der Doc, der darüber hinaus auch noch Fachmann für tropische Krankheiten und Vegetarier ist.« Es konnte kaum schaden, etwas zu übertreiben. »Sie behaupten beide übereinstimmend, Sie würden nicht vergiftet, es sei denn, das Gift wäre so exotisch, daß sie nie davon gehört hätten. Und Sie haben auch keine bekannte Seuche, obwohl der Arzt erklärt hat, Sie wären anämisch und litten unter Gelbsucht. Hatten Sie zufällig Malaria, General?«

Ich glaube, insgeheim rührte es ihn, daß Leute sich trotz seines ekligen Verhaltens um ihn kümmerten. »Ja. Das war auf den Inseln nur schwer zu vermeiden.«

»Schlimm?«

»Nein.«

»Haben Sie heimlich Chinin geschluckt? Der Doktor meint, unreines Chinin könnte einige Ihrer Probleme erklären.«

»Nein! Ich würde ...« Er bekam einen seiner Krämpfe. War es sein Herz?

Es war nur ein kleiner Anfall. Er hatte sich schon erholt, bevor Kaid bei ihm war. »Nein, Mr. Garrett«, keuchte er. »Keine Medikamente. Ich habe immer abgelehnt, welche zu nehmen.«

»Dachte ich mir. Aber ich mußte sichergehen, bevor ich Ihnen meinen Lagebericht vortrage.«

»Und der wäre?« Er kam rasch wieder zu Kräften.

»Sie sind verflucht.«

»Wie?« Das überrumpelte ihn. Er sah Kaid an, der genauso verblüfft war wie sein Boß.

»Ihr Problem ist übernatürlicher Art. Anders formuliert: Ihr Feind ist ein Geist. Oder jemand, der in der Lage ist, Ihnen einen Geist auf den Hals zu hetzen. Peters behauptet, Sie hätten keine solchen Feinde. Der Doktor meint, Sie sollten in Ihrer Vergangenheit danach forschen.«

Ich hätte es kaum für möglich gehalten, aber seine Gesichtsfarbe verschlimmerte sich dramatisch. Sie war fast grau.

Es *gab* also tatsächlich etwas. Einige dunkle Momente, die kein anderer kannte und die so furchtbar waren, daß jemand noch aus dem Grab heraus versuchte, sich zu rächen.

Ein Schuppen wie die Stantnor Villa wäre allerdings auch unglaublich ohne einen in der Vergangenheit begrabenen Horror, ohne einen bösen, nach Rache lechzenden Fluch.

»Sie sollten lieber die Karten auf den Tisch legen«, fuhr ich fort. »Wir müssen nämlich Fachleute anheuern.« Ich warf Kaid einen bedeutungsvollen Blick zu. Der Alte würde niemals frühere Verbrechen vor anderen Leuten zugeben. »Einen Dämonologen. Möglicherweise sogar einen Exorzisten. Vielleicht auch ein Medium oder einen Geisterbeschwörer, die mit dem Gespenst plaudern können.« Kaid stellte sich doof und rührte sich nicht.

Der General sagte nichts, bis er sich seiner Gefühle sicher war und überzeugt sein konnte, daß ihm kein Wort mehr entschlüpfte, als er wollte. »Verschwinden Sie, Garrett.«

»Dann komme ich wieder, wenn Sie reden wollen.«

»Verschwinden Sie. Und lassen Sie mich in Ruhe. Verdammt, verschwinden Sie aus meinem Haus. Und aus meinem Leben ...!«

Diesmal war es ein richtiger Anfall mit allen Schikanen. »Holen Sie den Arzt!« keckerte Kaid. Offensichtlich fand er es unverzeihlich, daß ich den alten Knacker so aufgeregt hatte.

Sie waren schon ein merkwürdiges Völkchen, alle miteinander.

32. Kapitel

Ich leistete Kelle in der Küche Gesellschaft. Wir waren allein. »Braucht Ihr Hilfe?«

»Kommt Ihr, um Süßholz zu raspeln, damit ich was ausplaudere? Ich durchschaue Euch, Jüngelchen. Ihr solltet mittlerweile wissen, daß ich nicht plaudere. Ich erzähle keinem nichts, was ihn nichts angeht.«

»Natürlich nicht.« Ich rollte die Ärmel hoch und musterte angewidert den Berg schmutzigen Geschirrs. Es gibt nicht viel, was ich mehr hasse als Abwaschen. Pferde, vielleicht. Trotzdem holte ich mir einen Topf heißes Wasser vom Ofen, bereitete ein Spülbecken vor, setzte mehr Wasser auf und fing an. Zehn Minuten verstrichen schweigend. Ich wartete, bis ich ihre Neugier fast spüren konnte.

»Ihr wart doch oben, als man den General untersucht hat. Was haltet Ihr davon?«

»Ich glaube, daß dieser Quacksalber genauso ein Gauner ist, wie der General behauptet.« Aber sie klang nicht überzeugt. Sie klang beunruhigt.

»Wißt Ihr, ob er sich irrt?«

»Ich weiß, was er sagte. Er muß verrückt sein, wenn er das glaubt. Hier gibt's keine Gespenster.«

»Nur drei Zombies.«

Sie knurrte. Das war der Grund für ihren Zweifel. Wären diese Zombies nicht gewesen, hätte sie der Idee des Doktors nicht die geringste Beachtung geschenkt.

»Die Leute erzählen mir immer wieder, daß der General keine Feinde hat, die ihn umbringen würden. Und für diejenigen, die hier sind, gibt es keinen Grund, seinen Abgang zu beschleunigen, außer der Größe ihres Erbteils.«

»Was bleibt denn schon, wenn er von uns gegangen ist? Nichts. Ich schwöre, seine Krankheit hat das ganze Haus angesteckt.« Ihre Stimme klang schwach. Sie war gebrochen und nicht mehr die Frau, die sie gewesen war. Irgend etwas ging ihr im Kopf herum, und sie konnte sich auf nichts anderes konzentrieren.

»Wenn von den heute Lebenden ihn niemand töten oder ihn mit einem langsamen Tod foltern will, wer aus der Vergangenheit könnte dann ein Interesse daran haben? Ich habe so eine Ahnung, daß diese Sache in die Zeit vor seiner Einberufung in den Cantard zurückreicht.«

Sie knurrte, klapperte heftig mit dem Geschirr und erwiderte kein Wort.

»Was ist passiert? Das einzige Trauma, von dem ich weiß, ist der Tod seiner Frau. Könnte der was damit zu tun haben? Ihre Eltern ... Jennifer glaubte, es wären ein Feuerlord und eine Sturmwächterin gewesen, aber sie weiß nicht, wer. Handelt es sich hier vielleicht um ein Vermächtnis? Einen uralten Fluch, der erst jetzt greift?«

Sie war immer noch nicht bereit, etwas zu sagen.

»Waren sie in die Blauschwarze Intrige gegen Kenrick III. verwickelt?«

»Ihr schließt ganz schön viel aus nichts, Jüngelchen.«

»Das ist mein Job. Ich werde dafür bezahlt. Ich nehme an, daß ihre Großeltern in diesen Putschversuch verwickelt

waren. Und Jennifers Mutter ist bestimmt auch deswegen hergekommen, um sich zu verstecken, falls der Putsch fehlschlagen sollte. Sie hatte Pech. Er schlug fehl. Kenrick III. hat alle hängen lassen, die auch nur im Verdacht standen, damit etwas zu tun gehabt zu haben. Vermutlich stand sogar der Arzt, der das falsche Medikament verabreicht hat, auf der königlichen Gehaltsliste. Und vielleicht hat Jennifer nur überlebt, weil er es nicht übers Herz brachte, kaltblütig ein Neugeborenes abzumurksen.«

»Sie können tatsächlich eins und eins zusammenzählen.«

Ich schwieg und hoffte, daß sie weiterredete.

Währenddessen wusch ich ab und stellte das Geschirr zum Abtrocknen hin. Es gab soviel schmutziges Geschirr, daß ich eine neue Karriere einschlagen konnte, wenn ich genug von der alten hatte. Und ich hatte große Lust dazu.

»Die Mutter der Missus hieß Charona Leicht. Ihr Vater war Nachtmahr Blau.«

»Ein spaßiger Vogel.« Nachtmahr Blau hatte diese Blauschwarze Intrige angezettelt. Er war so gemein und verschlagen, wie man nur sein konnte. Die Geschichte besagte, daß nur die Drohung einiger Schlüsselfiguren der Verschwörung, überzulaufen, ihn letztlich dazu gebracht hatte, seinen Plan dem König zu gestehen. Er hatte Kenricks gesamte Familie ausradieren wollen. Die Feindschaft zwischen den beiden Männern reichte bis zu einem mysteriösen Vorfall in ihrer Kindheit zurück.

Charona Leicht war angeblich so ahnungslos gewesen, wie eine Ehefrau nur sein kann. Sie hatte von der Verschwörung erst im letzten Moment erfahren. Es gab Grund

zu der Annahme, daß sie für das Scheitern verantwortlich war, weil sie den König im allerletzten Moment gewarnt hatte.

Wir werden es nie genau erfahren – es sei denn, jemand ließe die Toten auferstehen, denn keiner der Verschwörer hatte den Anschlag überlebt. Und ich glaube kaum, daß jemand Lust hat, ihre Geister zu beschwören. Man erweckt keinen Zauberer zum Leben, es sei denn, man ist verrückt ... oder selbst ein noch mächtigerer Zauberer.

»Hat Eleanors Mutter sie hier versteckt?«

Kelle knurrte. Anscheinend bereute sie ihre Gesprächigkeit und schaffte es, ein paar Minuten die Klappe zu halten. Ich holte einen frischen Schwung heißes Wasser.

»Ihre Mutter hat sie gebracht. Mitten in der Nacht war es. Eine teuflische Nacht, mit Donner und Blitz und einem Wind, der heulte wie alle verlorenen Seelen im Chor. Sie war eine entfernte Verwandte der Stantnors, diese Charona Leicht. Ich erinnere mich nicht mehr an ihren Geburtsnamen. Irgendwas mit Filt. Das Mädchen, das sie bei sich hatte, war so verängstigt, daß es sich vollgemacht hatte. Mit ihr war es genauso schlimm wie mit Jennifer. Sie hat ihr Haus nie verlassen, und auch sie war eine richtige Schönheit.«

»Wie Jennifer.«

»Sie war zurückhaltender als Jenny. Jenny kann sich ziemlich aufregen. Sie ist eine Schauspielerin, unsere Jenny, und schlüpft in eine Rolle wie in ein Kleid. Nicht so die junge Mistress Eleanor. Sie hatte sogar Angst vor ihrem eigenen Schatten.«

Diesmal war ich an der Reihe zu knurren.

»Der alte General und Charona Leicht haben die Sache hier in der Küche abgemacht. Ich war dabei und habe Tee serviert. Sie wollten das Kind mit dem jungen Will verheiraten, pro forma, damit es in Sicherheit war. Es war nur ein paar Tage, bevor der Sturm losbrach. Kenrick konnte es sich nicht leisten, den alten General zu verstimmen. In dieser Zeit war er die einzige Barriere zwischen Karenta und einer verheerenden Niederlage im Kessel des Cantard.«

Der Krieg hatte mich damals nicht sonderlich interessiert. Mein Vater war schon seit Jahren tot, da unten gefallen, und ich war noch nicht alt genug, um mir darüber Sorgen machen zu müssen, eingezogen zu werden. Aber ich erinnere mich, daß damals in der Staatskasse von Karenta ziemliche Ebbe geherrscht hatte und gemunkelt wurde, daß der alte Stantnor der einzige Mann sei, der mit den Vena-gei fertig würde.

»Wenn Ihr wissen wollt, was ich glaube: Ich denke, Charona Leicht hat einen Handel abgeschlossen. Sie wollte den Putschversuch verraten, wenn sie dafür Immunität bekäme. Ich weiß nicht, ob sie es so gemacht hat. Überlebt hat sie es nicht.«

»Allmählich verliere ich den Überblick«, entgegnete Kelle. »Ich dachte, Jennifer wäre ungefähr um diese Zeit geboren worden. Und sie hätte einen älteren Bruder gehabt.«

»Einen Halbbruder. Seine Mutter war die erste Frau des Generals. Er mußte sie mit sechzehn heiraten. Sie war die Tochter einer Bediensteten. Aber das braucht Euch nicht zu kümmern.«

»Ich muß alles erfahren, wenn ich mir auf die Geschehnisse einen Reim machen soll. Es könnte tödlich sein, etwas zu verheimlichen. Was ist mit seiner ersten Frau passiert?«

»Sie sind verheiratet geblieben, bis der Junge so alt war, daß er mit Lehrern und Kindermädchen klarkam. Dann hat der General sie abgelegt und ihre Familie weggeschickt.«

»Gab es böses Blut?«

»Jede Menge. Aber der alte General hat sie ausbezahlt. Daran hat er den jungen Will immer erinnert. Vor allem, wenn der nachts ausgegangen ist, um herumzupoussieren. Als Jugendlicher war er die reinste Pest. Besessen, könnte man sagen.« Sie klang nicht so, als hätte sie das amüsant gefunden. Und ich glaube nicht, daß ich den Kerl gemocht hätte.

Eine Viertelstunde lang versuchte ich, mehr aus Kelle herauszubekommen. Was ich erfuhr, bestätigte nur meine Vermutung, daß der junge Stantnor ein mieses Arschloch gewesen war, ein ruheloser Schwerenöter, dessen Leben erst nach seinem Umzug in den Cantard Richtung und Bedeutung gefunden hatte.

»Also war er kein netter Kerl. Wer aus den alten Tagen könnte ihn denn genug hassen, um ...«

»Nein.« Ihre Antwort ließ keinen Widerspruch zu. »So ist das Leben, Garrett. Der Schmerz bleibt nicht ewig. Alle machen dumme Sachen, wenn sie jung sind.«

Und einige hören nie damit auf.

»Alle werden schließlich irgendwann erwachsen. Man lacht zwar nicht darüber, wenn man zurückschaut, aber

man hegt auch keinen mörderischen Groll bis ins Grab gegen sie.«

Davon war ich nicht überzeugt. Die Stantnors schienen ziemlich seltsame Leute zu sein. Wenn das auch für ihre Kreise galt, konnte sehr wohl jemand aus ihrem Bekanntenkreis einen Groll wegen einer Sache gegen sie hegen, die normale Leute einfach unter Lebenserfahrung abhaken würden.

»Was Ihr nicht sagt. Wer verfolgt ihn dann?«

Sie hielt mit der Arbeit inne und sah mich an. Es war offensichtlich, daß ihr etwas eingefallen war, an das sie schon jahrelang nicht mehr gedacht hatte, und sie war eine Sekunde lang kurz davor, es mir zu erzählen. Dann schüttelte sie den Kopf, und ihre Miene wurde verschlossen. »Nein. So war es nicht.«

»Was war nicht so?«

»Nichts. Irgendwelche übelwollenden Gerüchte. Nichts, was mit uns heute zu tun haben könnte.«

»Ihr solltet es mir lieber erzählen. Es könnte etwas zu bedeuten haben.«

»Ich wiederhole keine Lügengeschichten über niemanden. Hätte sowieso hiermit nichts zu tun.«

Mittlerweile goß ich den dritten Kessel kochendes Wasser ins Spülbecken. Bald hatte ich es geschafft. Vermutlich hatte sie seit Jahren nicht mehr soviel sauberes Geschirr gesehen. Wenigstens dafür war ich gut. Zwar konnte ich nicht verhindern, daß sich die Leute gegenseitig umbrachten, aber als Tellerwäscher war ich unschlagbar. Vielleicht

sollte ich ernsthaft eine berufliche Veränderung ins Auge fassen.

Nach einer Weile redete sie weiter. »Was ständig miteinander umgeht, wächst schließlich auch zusammen. Er hat sich jedenfalls in Missus Eleanor verliebt. Sie war seine Göttin.«

Wir alle begehren, was wir nicht haben dürfen. Ich knurrte aufmunternd. Als das nichts fruchtete, fragte ich gezielt nach.

»Ich glaube, ich habe schon zuviel geredet. Vor allem habe ich Dinge ausgeplaudert, die kein Außenstehender wissen sollte.«

Das bezweifelte ich. Sie hatte jedes Wort genau abgewogen und mir nur das erzählt, was ich wissen sollte. Erst wenn sie entschied, daß ich bereit war, würde sie mir die nächste Portion verabreichen.

»Hoffentlich wißt Ihr, was Ihr da tut. Ich wette, da oben in Eurem Schädel verstecken sich Dinge, die möglicherweise Leben retten könnten.«

Vielleicht hatte ich den Druck jetzt ein bißchen übertrieben. Man brauchte ihr nichts zu sagen, was sie schon längst wußte. Sie warf mir einen bitterbösen Blick zu und hielt bis zur Abendbrotzeit eisern den Mund. Und selbst da grummelte sie nur vor sich hin und knurrte übellaunig Befehle.

33. Kapitel

Nach dem Abendessen verabschiedeten Morpheus und ich den Doktor und Eierkopf und gingen hinauf in meine Suite. »Ich glaube, der alte Dellwood hatte es satt zu warten«, sagte ich auf der Treppe. Laut Aussage des mißgelaunten Kutschers hatte er die Kutsche schon vor Stunden verlassen. Der Mann war gereizt, weil niemandem eingefallen war, ihn aus der Kälte ins Haus zu bitten.

Morpheus rülpste. »Dieses Weib hat versucht, mich zu vergiften. Dieser Fraß war nicht mal als Hundefutter geeignet,«

Ich kicherte. Er hatte eine einzige bissige Bemerkung gemacht, woraufhin Kelle ihm sofort geraten hatte, daß er sich sein eigenes Essen kochen sollte.

Seine Gegenwart löste nicht gerade Begeisterungstürme bei den Einheimischen aus. Sein Charme, den er bis zur Weißglut hochgefahren hatte, war an Jennifer wirkungslos verpufft, und jetzt war Morpheus beleidigt. Er war nicht gewohnt, daß man ihn ansah wie ein Gewürm, das man unter einem feuchten Felsbrocken gefunden hatte.

Sie wußten nicht, wer oder was er war, sondern spürten nur, daß er in ihre schräge kleine Welt eindrang. Ich bin längst nicht so empfindlich wie Morpheus.

»Eine nette Bande, Garrett. Wirklich entzückend. Das Mädchen sollte in einem Kühlhaus arbeiten. Wie bist du denn an diese Leute geraten?«

»Sie sind mir zugelaufen. Leute ohne Probleme machen gewöhnlich einen großen Bogen um mich.«

Er knurrte. Anscheinend war das hier der ortsansässige Dialekt. »Das verstehe ich.«

Vermutlich waren seine Klienten noch verdrehter als meine. Aber für gewöhnlich gibt er sich nicht allzu lange mit ihnen ab.

An der Tür überprüfte ich die kleinen Fallen. Es hatte keine sumpfigen Besucher gegeben. Wir gingen hinein. »Ich werde ein Nickerchen machen. Die letzte Nacht war ziemlich anstrengend. Verwandle dich nicht wieder in einen Geist.«

Er grinste gequält. »Diesmal nicht.« Er wickelte ein Stück Kordel ab, das er aufgetrieben hatte, während ich Kelle beim Abwasch geholfen hatte.

»Wofür ist das?«

»Zum Messen. Du behauptest doch, daß jemand ständig ein- und ausgeht, ohne die Tür zu benutzen. Es muß einen anderen Weg geben.« Er maß einen halben Meter ab, machte einen Knoten, faltete die Kordel und machte noch einen Knoten. Es war zwar kein geeichter Meter, aber es würde reichen.

»Das wollte ich auch tun. Wenn ich Zeit habe.«

»Du hast nie Zeit für genaue Arbeit, Garrett. Du bist einfach zu sehr damit beschäftigt, Leute zu tyrannisieren und irgendwelchen Klapperschlangen auf die Rasseln zu latschen, damit was passiert. Was erwartest du heute nacht?«

Ich hatte angedeutet, daß uns einige Aufregung bevorstand. »Ich nehme an, daß Zombie zurückkommt. Wer weiß, was sonst noch passiert? Während du dich umsiehst,

kannst du dir ja eine Möglichkeit überlegen, wie wir Schocke dazu bringen können, daß er sich selbst verrät.«

»Ist das der Fettklops mit dem Maul wie ein Mülleimer?«

»Genau der.«

»Und er ist der Bösewicht?«

»Er ist der einzige, der Zeit für die Morde an Hawkes und Bradon und die Mordversuche gegen mich hatte.«

»Mach dich zum Köder und ertappe ihn auf frischer Tat.«

»Vielen, vielen Dank. Er hat die Sache schon dreimal versaut. Wieviel Versuche soll ich ihm denn noch geben?«

»Geh schlafen. Heute bist du sicher. Morpheus ist ja bei dir.«

»Das ist längst nicht so tröstend, wie du vielleicht glaubst.« Ich ging ins Schlafzimmer, zog mich aus und legte mich ins Bett. Es war irgendwie Sünde, nackt in solchem Luxus zu liegen.

Ich hörte etwa dreißig Sekunden zu, wie Morpheus herumfuhrwerkte, ausmaß und mit sich selbst redete, während der Regen an die Scheiben prasselte. Dann fielen mir die Augen zu.

Es wurde nicht hell. Jedenfalls nicht ganz hell.

Aber es gab ein Feuer, das die Nacht erleuchtete. Oder zumindest die Träume davon.

Als ich aufwachte, war ich nicht länger allein. Blondie war wieder da. Sie untersuchte meinen Kopf, streichelte mein Gesicht und war auch sonst ganz lieb. Diesmal war sie nicht schnell genug. Aber sie hatte sich weit vorge-

beugt, und ich dachte nicht nach, bevor ich zupackte. Ich erwischte ihr Handgelenk und zog einmal kurz. Sie fiel auf mich.

Es war dunkel, und ich hätte sie nicht sehen können, wäre sie eine Brünette mit dunkler Kleidung gewesen. Aber aus zehn Zentimetern Entfernung war ihr Gesicht deutlich zu erkennen. Sie lächelte irgendwie kokett und verspielt. Aber ihr Körper verriet sie. Sie zitterte wie Espenlaub vor Angst.

»Sprich mit mir«, flüsterte ich. »Sag mir, wer du bist.« Ich schlang einen Arm um sie und streichelte ihren Nacken. Ihr Haar fühlte sich so fein an wie Spinnweben und war so leicht wie Daunen. Ich versuchte, sie daran zu hindern, wegzulaufen, aber es dauerte nur vier Sekunden, bis ich Schwierigkeiten hatte, mich darauf zu konzentrieren.

Statt einer Antwort küßte sie mich.

Mein lieber Mann. Es wirkte wie purer Alkohol. Ich wiederholte im Geiste irgendwelche Mantras, um nicht zu vergessen, wie ich hieß.

Sie zitterte, als wäre sie nackt durch einen Hagelschauer gelaufen, und trotzdem machte sie mich höllisch an. Sie schlüpfte unter die Decke. Genau das hätte der Alte gebraucht, um warm zu bleiben. Meine Güte, was würde er Feuerholz sparen!

Dann vergaß ich mein Mantra und meinen Namen und erwiderte den Kuß. Etwa zwanzig Sekunden später vergaß sie ihr Zittern.

Morpheus klopfte an die Tür. »Heh, Garrett! Willst du die ganze Nacht pennen?«

Ich richtete mich so plötzlich auf, daß mir schwindlig wurde, und tastete die Laken ab. Garrett war allein im Bett.

Was? Ich habe ja eine lebhafte Vorstellungskraft und ein sehr ausgefülltes Phantasieleben, aber ...

»Bring eine Lampe her!«

»Was ist mit deiner Falle?«

Was damit war? »Ich habe sie nicht aufgebaut.«

Als Morpheus hereinkam, saß ich auf der Bettkante und hatte ein Laken um mich gewickelt. Ich sah zerknittert aus und fühlte mich viermal so zerknittert, wie ich aussah.

»Was ist passiert?«

»Du wirst es nicht glauben.«

Das tat er auch nicht. »Ich habe das Wohnzimmer nicht verlassen. Das heißt, ich bin einmal pinkeln gegangen. Keiner konnte an mir vorbeikommen. Du hattest einen Traum.«

Vielleicht. Aber trotzdem. »Ich könnte mehr Träume wie diesen gebrauchen. Falls es einer war, was ich nicht glaube. So habe ich noch nie geträumt.«

»Wenn Männer in die Jahre kommen, fangen sie an, ihre Abenteuer im Kopf zu erleben.« Er grinste und zeigte mir seine spitzen Elfenzähne.

»Laß uns nicht damit anfangen. Ich bin zu nervös, um mitmachen zu können. Hast du was rausgefunden? Wie spät ist es überhaupt?«

»Ja. Dein Schrank ist zweimal so groß, wie er eigentlich sein dürfte. Und es ist ungefähr Mitternacht. Geisterstunde.«

»Ich hätte gut einmal durchschlafen können, auch ohne solche Witzchen.« Ich stand auf und zog die Bettlaken mit.

Morpheus Miene veränderte sich plötzlich. Er trat einen Schritt näher und hob etwas auf.

Es war der rote Gürtel, den die blonde Frau immer trug, sogar auf Schleichers Gemälde.

Morpheus blickte mich an. Ich blickte zurück. Vielleicht lächelte ich sogar ein bißchen. »Meiner ist das nicht.«

»Vielleicht sollten wir machen, daß wir hier wegkommen, Garrett.«

Ich zog mich an. Mir fiel keine passende Erwiderung ein. Im großen und ganzen stimmte ich ihm zu. »Bist du jemals von einem Job zurückgetreten, den du einmal übernommen hast?« fragte ich schließlich.

Wieder bekam er diesen seltsamen Gesichtsausdruck. »Ja. Einmal.«

Das konnte ich mir nicht vorstellen. Es sah Morpheus Ahrm überhaupt nicht ähnlich. Er lieferte immer. Nicht mal von einem Oberboß oder einem Vampiernest ließ er sich abschrecken. Das hatte ich mit eigenen Augen gesehen. »Das kann ich nicht glauben. Mit wem hattest du es zu tun? Einer Herde Donnerechsen?«

Er redete nicht gern über seine Arbeit, also ließ ich das Thema sofort fallen. »Wir sollten uns mal den Schrank ansehen.«

Die Situation war ihm unheimlicher, als er zugeben wollte. Denn er redete weiter. »Ein Mann hat mich engagiert, ohne mir etwas über das Opfer zu sagen. Nur, wo es zu einer bestimmten Zeit sein würde. Ich erlebte die größte

Überraschung meines Lebens, als ich dort ankam und es sah.«

Ich öffnete die Schranktür. »Okay. Ich beiß an. Also wer war das Opfer?«

»Du.«

Ich drehte mich langsam um. Etwa zehn Sekunden lang hatte ich keine Ahnung, wie es weiterging. War jetzt der Moment gekommen, den ich immer gefürchtet hatte?

»Immer mit der Ruhe. Das war vor sechs Monaten. Vergiß es. Ich wollte es eigentlich nie erwähnen.«

Er hätte es sicher auch nicht getan, wenn er nicht bis ins Mark erschüttert gewesen wäre. Ich versuchte mich daran zu erinnern, an welcher Sache ich damals gearbeitet hatte.

Es war nichts Dolles gewesen. Eine Vermissungsgeschichte, die von Anfang an gestunken hatte. Aber es war erst klar geworden, nachdem ich die vermißte Person gefunden hatte. Tot.

»Ich schulde dir was.«

»Vergiß es. Ich hätte es nicht erwähnen sollen.«

»Nein, vergiß du es. Und jetzt wollen wir uns mal ansehen, wohin der verschenkte Platz verschwunden ist.« Dann fiel es mir wieder ein. Diese Vermissungssache hatte gestunken, weil ich annahm, daß mehr dahintersteckte, als die Klientin zugeben wollte. Sie wirkte nachtragend, obwohl nichts in ihrer Geschichte einen Grund dafür bot. Sie suchte nach einem angeblichen Geschäftspartner ihres verstorbenen Mannes.

Erst im nachhinein fielen die Puzzlestücke zusammen. Der Kerl, den sie suchte, hätte sie wegen des Todes ihres Mannes erpressen können. Sie hatte mich nicht mehr gebraucht, nachdem sie erfahren hatte, daß er tot war.

Vielleicht hatte der Bursche Morpheus engagiert, nachdem er erfahren hatte, daß ich hinter ihm her war.

Zur Hölle damit. Das war Schnee von gestern und hatte nichts mit der Sache zu tun, in der wir jetzt steckten.

Aber ich war Morpheus etwas schuldig. Das glich die Geschichte mit dem Vampirsarg mehr als reichlich aus.

»Hier, auf dieser Seite«, sagte Morpheus.

Es war offensichtlich, wenn man wußte, daß es da war. Rechts war der Schrank einen halben Meter schmaler, als er sein sollte. »Reich mir mal die Lampe.«

Ich prüfte die innere Wand. Es war nichts Ungewöhnliches zu sehen. Keine Tür und nichts, was einen versteckten Einlaß hätte öffnen können. »Es muß irgendwo draußen sein.«

Ich ging hinaus und prüfte die Zimmerwand. Ich suchte nach einem versteckten Hebel, der irgendwie geschickt verborgen war, wie die, die ich früher schon gesehen hatte. Aber ich fand keinen.

»Ich hab's«, sagte Morpheus.

Er tippte auf ein fünfzig Zentimeter langes Stück der Tafelung, die wie eine Mehlklappe aufging. War sie geschlossen, konnte man nicht das geringste erkennen. »Raffiniert«, sagte er. »Jede geheime Mechanik hinterläßt Spuren auf dem Boden oder so was, wenn sie häufig benutzt wird.«

Der Abschnitt fiel nicht ganz zu Boden. Ein Lederriemen hinderte ihn daran.

Wir sahen uns gegenseitig an. »Also?« sagte ich.

Er grinste. »Entweder bleiben wir hier stehen und starren uns an, oder wir unternehmen was. Ich plädiere für letzteres.«

»Nach dir, mein Freund.«

»O nein. Ich bin nur der gekaufte Knappe. Ich halte dem Helden die Lanze, wenn er bereit ist, den Schwarzen Ritter anzugreifen. Und wenn ich gerade in hilfsbereiter Stimmung bin, poliere ich ihm vielleicht ein paar Roststellen aus der Rüstung. Aber ich laufe nicht für ihn in Fallen.«

»Ich mag dich auch, Kerl.« Er hatte recht. Es war mein Spiel.

War ja auch nur ein Versuch gewesen.

Ich holte noch eine Lampe, überzeugte mich, daß sie beide voller Öl waren, und kroch in die Öffnung. »Bleib dicht hinter mir.«

»Ich folge dir auf dem Fuß, Boß. Bis zum bitteren Ende.«

»Warte noch.« Ich krabbelte zurück.

»Was ist denn jetzt?«

»Aufrüstung.« Ich hielt es für eine gute Idee, mich zu bewaffnen. Für alle Fälle.

Morpheus sah mir zu, wie ich mein Zeug aus den Verstecken kramte, und grinste, als er die bunten Phiolen sah. »Ich hab mich schon gefragt, ob du sie behalten hast.«

»Ein kluger Mann wirft niemals etwas weg. Könnte ja eines Tages ganz gelegen kommen.« Jetzt hätte ich selbst mit

einer Donnerechse ein heißes Tänzchen aufführen können. Ich ging zurück und kroch in den Durchgang. Diesmal hielt ich nicht an. Morpheus hatte weniger Schwierigkeiten hier drin, weil er dreißig Zentimeter kleiner war als ich und eine halbe Tonne leichter. Dagegen schlug ich mir ständig den Kopf an. Der Geheimgang führte fünf Meter geradeaus und hinter den Tisch des Ankleideraumes.

Wir gelangten schließlich in einen fünfzig Zentimeter breiten Raum hinter Schlaf- und Ankleidezimmer. Es war beängstigend eng und staubig hier drin. Überall hingen Spinnweben herum, und man sah nur Nägel, Verhaue und Gips. Die Wand hinter mir sah genauso aus. Sie gehörte zur Suite neben meiner.

Es gab Gucklöcher. Natürlich. Sowohl für das Ankleide- als auch für das Schlafzimmer. Der Gedanke, daß man mich beobachtet haben könnte, bereitete mir Unbehagen.

»So kommt man raus«, stellte Morpheus fest.

Am Ende des Raumes an der Wand zum Flur gähnte ein Loch im Boden, etwa fünfzig mal fünfzig Zentimeter. Zwischen die Pfeiler hatte man hölzerne Sprossen genagelt.

Ich nieste heftig. Der Staub und meine Erkältung verbündeten sich gegen mich.

Mein Kopf schmerzte von den Stößen, und die Brandwunden gönnten mir ebenfalls keine Pause. Ich hatte keinen Grund, mich zu amüsieren, aber ich kicherte trotzdem.

»Was?«

»Ich komme leider nicht an dir vorbei. Du mußt vorgehen.«

»Ach wirklich?« Er duckte sich in den Durchgang zu meinem Wohnzimmer. »Nach dir, mein Freund.«

»Du bist so aalglatt, daß du noch mal aus deinem Sarg glitschen wirst.« Ich prüfte die Sprossen. Sie waren solide Handarbeit.

Sind Sie schon mal eine senkrechte Leiter heruntergestiegen und haben dabei ein offenes Feuer in einer Öllampe gehalten? Nein? Ein Glück, daß ich ein Muster an Koordination bin.

Im dritten Stock sah es genauso aus wie im vierten, nur daß die Verschlüsse über den Löchern erst nach einiger Zeit aufgingen. »Hier unten gibt es einen großen offenen Vorratsboden«, erklärte ich Morpheus. Dabei mußte ich so heftig niesen, daß ich fast meine Lampe ausgeblasen hätte. Ich lauschte einen Moment nach unten. Nichts. Dann hob ich den Deckel hoch. Er schwang in seinen Scharnieren zur Seite.

Wie sollten wir hinunterkommen? Ich hatte keine Leiter gesehen, als ich im Vorratsraum gewesen war.

Aber die Erbauer waren sehr umsichtig gewesen. Direkt unter der Luke war das Ende eines Regals. Die Regalstützen bildeten hervorragende Sprossen.

Ich ließ mich zu Boden fallen. Da ich jetzt wußte, wonach ich suchen mußte, entdeckte ich die Falltüren, durch die ich jeden Raum in diesem Flügel erreichen konnte.

»Schön einfach«, sagte Morpheus. »Wofür haben sie sich das wohl ausgedacht? Zum Spionieren oder als Fluchtweg?«

»Auf jeden Fall diene es den Zwecken der Stantnors, ganz gleich, welche das waren. Ich frage mich, wie es wohl im Ostflügel aussieht. Der hat einen anderen Grundriß.«

»Diesen Flügel hast du schon überprüft, richtig?«

»Bis auf den Keller.«

»Hast du kein Versteck gefunden, in das deine blonde Freundin sich flüchten könnte?«

»Nein.«

»Hast du die Köchin gefragt, ob Lebensmittel fehlen?«

»Nein.« Aber das hätte ich tun sollen. Schließlich mußte sie essen. Dabei fiel mir ihr Porträt ein. Ich würde wohl besser die Gemälde heute abend ins Haus schmuggeln.

»Wir sollten systematisch vorgehen. Erst den Keller, dann den anderen Flügel. Sehr wahrscheinlich beginnt dieser Geheimgang im Keller.«

»Ja.« Soweit ich den Grundriß erinnerte, waren die Wände vom Erdgeschoß aufwärts übereinander gebaut.

Wir schlichen lautlos in die Speisekammer und lauschten. Nichts. Ab in den Keller.

Es war ein typischer Erdkeller, allerdings höher als meiner, in dem ich gebückt gehen mußte. Aber er war riesig, finster und staubig. Eine wahre Wildnis von Steinpfeilern, die Balken stützten, auf denen wiederum Träger ruhten. Hauptsächlich wirkte der Keller leer, staubig und trocken. Letzteres war keine Überraschung. Das Haus lag auf einem Hügel, und seine Erbauer hatten für eine gute Entwässerung gesorgt.

Als wir uns in Richtung Ostflügel bewegten, entdeckten wir, daß frühere Generationen anscheinend einen geräumigen Weinkeller angelegt hatten, von dem nur noch leere Regale übriggeblieben waren.

»Großartiger Ort, um Leichen zu verstecken«, bemerkte Morpheus.

»Dafür haben sie hier einen Extrafriedhof.«

»Warum hat dann jemand drei Typen im Sumpf versenkt?«

Wo er recht hat, hat er recht.

Wir beendeten den Rundgang unter dem Ostflügel. Bis auf die Weinregale und ein paar kaputte Möbelstücke fanden wir am Fuß der Treppe nur ein paar Würste und Schinken, die so hoch aufgehängt waren, daß die Mäuse nicht herankamen. Ich nieste beinahe ununterbrochen.

»Das war der leichte Teil«, stellte Morpheus fest. Dann begannen wir unsere Expedition im Westflügel.

Diese Seite hatte wenig Interessantes zu bieten, bis auf die Leitungen für den Springbrunnen. Die jedoch würden höchstens einen Klempner entzücken. Es gab keine Eingänge zu irgendwelchen verborgenen Gängen.

»Wir haben nur unsere Zeit vergeudet«, stellte ich fest. Und nieste.

»Es ist nie eine Zeitverschwendung, wenn man was rausgefunden hat. Selbst wenn es negativ ist.«

»Das ist eigentlich mein Text. Du solltest über die vergeudete Zeit meckern.«

Er lachte leise. »Anscheinend stecken wir uns gegenseitig an. Laß uns lieber hier verschwinden, bevor die Spinnen sich gegen uns zusammenrotten.«

Ich knurrte zustimmend und nieste. Der Keller war fast frei von Ungeziefer. Bis auf die Spinnen gab es hier kaum wilde Tiere. Ich hatte eigentlich ein ganzes Mäusevolk erwartet.

Dann fielen mir die Katzen wieder ein. »Kannst du was riechen? Meine Nase ist verstopft.«

»Was soll ich denn riechen?«

»Katzenpisse.«

»Was?«

»Hier sind keine Mäuse. Das heißt, die Katzen müssen hier ihren Job erledigen. Ich hab bisher aber nur draußen in der Scheune Katzen gesehen. Wenn die hier reinkommen, muß es also einen äußeren Zugang zum Keller geben.«

Seine Augen wurden etwas größer, und er begann, den Rand des Lichtscheins genauer zu beobachten. Immerhin lungerte hier irgendwo noch ein Zombie herum.

»Hier werden wir nichts finden«, meinte er schließlich. »Wir sollten uns den Westflügel vornehmen.« Ihm war unheimlich, obwohl er normalerweise so ungerührt wie ein Felsbrocken ist. Dieses gespenstische Haus ging einem wirklich ganz schön an die Nieren.

Wir waren fast im ersten Stock, als ich einen Schrei hörte.

»O Mist! Was machen wir jetzt?«

Versuchen Sie niemals, im Finsternen auf unbekanntem Terrain zu rennen, nicht mal mit einer Lampe. Wir entgingen ein dutzendmal nur knapp dem Tod, bis wir die Eingangshalle erreichten.

34. Kapitel

Wir stürmten in die Lobby, in der die Stantnors wahrlich nicht an Beleuchtung gespart hatten. »Was war das?« Nichts rührte sich.

»Es klang, als wäre es von hier gekommen«, sagte Morpheus. »Anscheinend sind wir die ersten, die angekommen sind.«

»Mist. Nicht ganz. Mist! Mist! Mist!«

Schocke war schneller gewesen. Der Drachentöter und sein Opfer hatten ihn zuerst vor unseren Blicken verborgen. Er lag auf dem Boden in einer Haltung, die man nicht mal beim Yoga ausprobieren sollte. Anscheinend war er einmal aufgeklatscht und hatte dabei einen großen, unschönen Fleck hinterlassen. Das Blut rann immer noch aus seinem Mund.

»Sieht aus, als wäre er vom obersten Balkon gesegelt«, stellte Morpheus mit der Leidenschaftslosigkeit des Kunsthandwerkers fest. »Hat wohl versucht, mit den Füßen zu landen, und es nicht ganz geschafft.« Er sah nach oben. »Jedenfalls ist er nicht gesprungen. Und ich wette, daß er auch nicht über das Geländer gestolpert ist. Wenn ich noch wetten würde.«

»Die Wette würde ich nicht mal bei einer Quote von eins zu tausend annehmen.« Er mußte aus etwa zehn Metern abgestürzt sein. Für den fetten Schocke hätten auch tausend Meter keinen Unterschied gemacht.

Zehn Meter sind ein übler Sturz, aber es gibt Menschen, die ihn überlebt haben. Die hatten ihren Körper im Griff

oder waren Glückspilze. Schocke gehörte offenbar in keine der beiden Kategorien.

Ich bemerkte eine Bewegung auf dem anderen Balkon und wirbelte herum. Eigentlich erwartete ich, Blondie zu sehen, doch es war Jennifer. Sie stand in ihrem Nachthemd am Geländer am Ende meines Flurs und blickte zu uns hinunter. Sie wirkte benommen und war sehr bleich.

Peters erschien nur Augenblicke später unmittelbar über uns. »Was ist los?« bellte er und stürmte die Treppe hinunter, wobei er mehrere Stufen auf einmal nahm.

»Bleib bei ihm«, bat ich Morpheus. »Ich kümmere mich um sie.« Ich deutete auf Jennifer.

Der Schwarze Peter stürzte sich auf Morpheus, als ich wegging, und sprudelte seine Fragen so hastig heraus, daß keiner eine Chance hatte, eine Antwort dazwischenschieben.

Ich war vollkommen außer Atem, als ich bei Jennifer ankam. Ich schwor mir, sofort nach diesem Fall mit Gymnastik anzufangen. Nachdem ich eine Woche lang meinen fehlenden Schlaf nachgeholt hatte.

Sie war so erhitzt und rot, als wäre sie eine Meile gelaufen. »Wo waren Sie?« fuhr sie mich an. »Ich habe zehn Minuten lang versucht, Sie zu wecken.«

»Wie?«

Sie starrte zitternd zu Boden. »Sie sagten ... Ich dachte, Sie wollten, daß ich ...«

Das hatte ich völlig vergessen. Ein Glück, daß sie nicht früher gekommen war. Und ein Riesendusel, daß ich ihr keinen Schlüssel gegeben hatte.

Sie wirkte scheu, verlegen und sehr verwundbar. Ihr Nachthemd verbarg kein bißchen, was für ein Prachtweib sie war. Ich reagierte trotz der Situation. Wenigstens verkniff ich es mir, zum Fenster zu rennen und den Mond anzuheulen. Peters unablässiges Gequassel half mir, mich auf meinen Job zu konzentrieren. Jedenfalls ein bißchen. Ein kleines bißchen.

»Was wissen Sie davon?« Ich deutete mit dem Daumen abwärts. Auf Schocke.

Sie sah mich verständnislos an. »Nichts.«

»Was soll das heißen? Sie müssen doch etwas gesehen oder gehört haben.«

»Schon gut. Sie brauchen nicht gleich grob zu werden.« Sie rückte ein Stück näher und bebte immer noch vor Angst. Ruhig, Junge. Kusch! Denk an den Job. »Ich bin vor einer halben Stunde aus meinem Zimmer geschlichen. Als ich am Ende des Flurs ankam, sah ich Schocke und Peters am Brunnen. Sie saßen einfach nur so da. Als warteten sie darauf, daß etwas passieren würde. Ich konnte nicht zur Treppe kommen, ohne von ihnen gesehen zu werden. Also wartete ich. Je länger ich wartete, desto mehr Angst bekam ich. Ich wollte gerade kneifen, als Peters etwas zu Schocke sagte und hinaufging. Schocke drehte mir den Rücken zu, also bin ich schnell in den vierten Stock gerannt, bevor Peters mich sehen konnte ...

Aber Schocke muß mich gesehen haben, als ich zur Treppe schlich, die zur Galerie führte. Er hat mir nachgerufen. Ich bin schnell weitergelaufen. Als ich den Ostflügel erreicht hatte, war er schon im vierten Stock angekommen

und lief in den Flur, der zur Suite meines Vaters führte. Ich bin zu Ihrer Suite gerannt und hab versucht, Sie wach zu machen. Aber Sie haben sich nicht gerührt. Ich hab nicht aufgegeben. Dann hab ich diesen Schrei gehört und wußte nicht, was ich tun sollte. Ich hatte Angst und habe mich im Schatten am Ende des Flurs versteckt, bis ich Ihre Stimme gehört habe.«

»Sie haben niemanden bei Peters oder Schocke gesehen?«

»Nein, das sagte ich doch schon.«

Das gab mir einen Moment zu denken. »Gehen Sie lieber in Ihre Suite zurück, bevor noch jemand auftaucht. Peters Fragen sind auch so schon schwierig genug.«

»Oh!«

»Ja. Gehen wir.« Ich folgte ihr zur Treppe, über die Galerie und nach drüben in den anderen Flügel. Die Dunkelheit machte ihr nicht das geringste aus. Wir trennten uns am Treppenabsatz zur Empore des dritten Stocks. »Ich komm und rede mit Ihnen, sobald wir hier alles im Griff haben.«

»Einverstanden.« Ihre Stimme war fast piepsig vor Angst. Das konnte ich ihr nicht verdenken. Ich hatte selbst Schuß.

Schocke war tot. Und jemand hatte nachgeholfen. Dabei war er mein Hauptverdächtiger gewesen. Mein todsicherer Mörder. Alle. Ausradiert. Das heißt, ich hatte den Falschen aufknüpfen wollen. Es sei denn, er hätte versucht, jemand anders umzubringen, und wäre in Notwehr ermordet worden.

Ich ging zu dem Balkon, von dem aus er vermutlich hinabgestürzt war. Morpheus und Peters beobachteten mich schweigend.

»Hat er wollene Hosen an?« rief ich hinunter.

»Ja«, antwortete Morpheus.

Am Geländer hingen Wollfäden. Und es gab sogar Hautfetzen, als hätte er krampfhaft nach einem Halt gesucht, als er hinabstürzte. Es waren zwar nur winzige Beweise, aber sie belegten, daß man ihn tatsächlich gestoßen hatte. Ich stellte mir vor, wie er da gestanden und hinabgesehen hatte, vielleicht mit jemandem redete, als er einen Stoß bekam, der ihn hinunterbeförderte. Vielleicht hatte derjenige ja sogar noch einmal nachhelfen müssen, als Schocke schon im Fallen war.

Manchmal habe ich einfach zuviel Mitleid mit Menschen, die einen so plötzlichen Tod erleiden. Ich stelle mir ihre Geschichte vor und beschwöre die Empfindungen herauf, die eine Person haben muß, wenn ihr klar wird, was sie erwartet. Ein Todessturz erschreckt mich furchtbar. Für Schocke empfand ich mehr als durchschnittliches Mitleid.

Wie lange würde es dauern? Etwa eine Sekunde freier Fall? Eine Sekunde voller Angst, wilder Verzweiflung und vergeblicher Hoffnung, während man versuchte, den Sturz zu steuern, um vielleicht, ganz vielleicht, doch zu überleben?

Ich schüttelte mich unwillkürlich. Diese Sache würde mich noch lange verfolgen.

Während ich krampfhaft versuchte, an etwas anderes zu denken, trottete ich hinunter ins Erdgeschoß. Mir tat alles

weh, und meine Laune war alles andere als blendend. »Wie lautet Ihre Geschichte, Sergeant?«

Meine Barschheit überrumpelte ihn. Aber er hatte Verständnis dafür. »Wir haben auf den Zombie gewartet.« Vor dem Springbrunnen lag eine repräsentative Sammlung von Mordwerkzeugen, die ich vorher nicht bemerkt hatte. »Kaid und Wayne sollten die nächste Wache übernehmen, etwa in einer Stunde. Ich mußte mal pinkeln. Da ich aus verständlichen Gründen nicht nach draußen wollte, bin ich in mein Zimmer gegangen.«

»Sie haben ganz schön lange fürs Pinkeln gebraucht.«

»Stellte sich raus, daß ich noch mehr loswerden konnte, als ich erst mal saß. Wollen Sie nachsehen? Müßte noch qualmen.«

»Glaub es ihm, Garrett.« Morpheus ist kein fanatischer Schnüffler, der sich darum schlägt, in stinkenden Pißpöten nach Beweisen zu wühlen. Ich übrigens auch nicht. Außerdem glaubte ich Peters. Hätte er vorgehabt, Schocke das Fliegen beizubringen, hätte er sich sicher eine weniger faule Ausrede ausgedacht.

Mir gingen die Verdächtigen aus.

Was bedeutete, ich mußte die ganze Sache noch mal aufrollen und alle verdächtigen. Selbst die Unwahrscheinlichen.

Mittlerweile waren die Anteile des Vermächtnisses über sechshunderttausend Taler wert. Falls der Wert des Besitzes nicht schneller fiel, als der Mörder seinen Anteil vergrößerte.

Peters. Kelle. Wayne. Ene mene muh. Ich setzte Wayne an die Spitze der Hitliste. Völlig willkürlich. Und Kelle lag auch aussichtsreich im Rennen, obwohl sie ziemlich gute Alibis hatte. Aber Alibis sind nicht alles.

»Ich nehme an, der Mörder weiß, daß es eine Abschrift des Testaments gibt«, erklärte ich Peters. »Das bedeutet, der General schwebt in doppelter Lebensgefahr.«

»Wie bitte?«

»Nach gestern abend muß der Mörder sich Sorgen machen, daß auch noch andere Abschriften vernichtet werden. Sind sie erst einmal futsch, ist er all die Risiken für nichts und wieder nichts eingegangen. Also kommt er vielleicht auf die Idee, den alten Mann zu erledigen, bevor die letzte Abschrift des Testaments den Weg alles Irdischen antritt. Wir sollten schnellstens herausfinden, wie viele Abschriften es eigentlich gibt und wo sie sich befinden.« Ich betastete mein Hemd. Meine Abschrift hatte ich noch.

Allerdings war sie bei mir nicht besonders sicher, schließlich war ich genauso sterblich wie Schocke, Hawkes oder Bradon.

Als ich an Schleicher dachte, fielen mir die Gemälde wieder ein. Ich mußte sie ins Haus schmuggeln.

Aber es goß wie aus Eimern. Und es schien sich noch zu verschlimmern. Gelegentlich zuckte ein Blitz über den Himmel. »Anscheinend kriegen wir wieder das Wetter, das zu diesem Ort hier paßt. Fehlt eigentlich nur noch ein bißchen Donnern und Blitzen.«

»Dafür bekommen Sie das zweitbeste«, erwiderte Peters sarkastisch. »Einen aufgeweckten Zombie.« Er deutete auf die Hintertür.

Da war er wieder und versuchte, ins Haus zu kommen. Ein Blitz beleuchtete ihn kurz, und ich sah ihn zum ersten Mal genauer. Er schien noch ein bißchen verwester zu sein als die anderen.

Peters nahm sich ein paar Geräte aus dem Stapel beim Springbrunnen. »Sollen wir uns um ihn kümmern?«

»So ist er, mein alter Spieß, Morpheus. Immer cool, selbst im Angesicht des Feindes.«

»Hmpf.« Morpheus suchte sich selbst ein passendes Werkzeug aus. Vermutlich brauchte er etwas Konkretes, an dem er sich festhalten konnte.

»Einverstanden. Plaudern wir ein bißchen mit unserem Untoten und legen ihn für immer still.« Ich stocherte im Rest herum. Sie hatten sich die besten Schneidewerkzeuge bereits unter den Nagel gerissen. »Mistzeug.« Ich ging los und entwaffnete einen Ritter im Ruhestand.

Ich sollte dem Spuk langsam ein Ende bereiten. Es gab nicht mehr viele Rüstungen, die ich plündern konnte.

35. Kapitel

Morpheus hockte auf dem Brunnenrand und hielt sich ein paar gebrochene Rippen. Peters lag zusammengekauert in seiner eigenen Kotze auf dem Boden und zählte seine Eier. Ich hatte mehr Glück gehabt. Mir hatte der Zombie nur vors Schienbein getreten und den Fuß beinah zermatscht. Nicht am selben Bein, natürlich. »Vielleicht spare ich mir nächstes Mal den ganzen Ärger und laß mich einfach umbringen«, verkündete ich düster.

»Warum hast du mir nicht gesagt, daß das Ding in seinem vorigen Leben Nahkampfspezialist war?«

»Sieh mich nicht so an! Man hat ihn mir nicht vorgestellt. Ich kannte ja nicht mal seinen Namen.«

Überall lagen Zombiebröckchen herum. Einige zappelten sogar noch.

»Was jetzt?«

»Wie?«

»Du hast doch die beiden anderen verbrannt, richtig?«

»Jedenfalls einen.«

»Beide«, stöhnte Peters. Er kämpfte sich auf die Knie hoch, während er die Stirn gegen den Boden preßte. Seine Knöchel waren schneeweiß. Es hatte ihn schwer getroffen. »Sie haben den anderen in die brennende Scheune geworfen, als sie gemerkt haben, daß sie nicht mehr zu retten war.« Er brachte die Worte in kleinen Portionen heraus, maximal zwei zur Zeit. Dabei japste er vor Anstrengung.

Ich hatte Mitleid mit ihm. Allerdings hielt es sich in Grenzen. Schließlich hatte ich auch mit mir selbst zu tun.

Ich stand auf. »Wir sollten den Job besser zu Ende bringen.« Das Ding sah aus, als versuchte es, sich selbst wieder zusammenzusetzen. Die Stücke schienen zu einem zentralen Punkt zu krabbeln. Ich humpelte hin und verteilte sie wieder breitflächig.

»Was geht hier eigentlich vor?«

Ich blickte auf. Wayne und Kaid standen am Geländer des dritten Stocks. Anscheinend wollten sie ihre Schicht antreten.

»Kommen Sie runter. Wir schaffen es nicht allein.«

Wayne hatte ein Stockwerk Vorsprung vor Kaid, als er unten ankam. Er sah sich die Reste von Schocke an, die Stücke des verrotteten Leichnams und dann wieder Schocke. »Mannomann, o Mannomann.« Er wiederholte das noch einige Male, bis ihm schließlich noch etwas anderes einfiel. »Was ist passiert?«

Ich erzählte es ihm, und Kaid kam rechtzeitig an, um die Geschichte auch zu hören.

»Mannomann. Mann, Mann.« Wayne hatte eindeutig Angst. Zum ersten Mal seit meiner Ankunft schien einer dieser Leute begriffen zu haben, daß auch er selbst sterblich war.

»Was soll's? Ihr seid jetzt alle um hunderttausend Taler reicher.«

»Heh, Mann, das interessiert mich überhaupt nicht. Ich verzichte auf das Geld. Das ist die Sache nicht wert. Ich

verschwinde hier, sobald es hell wird und sich nichts heimlich an mich ranschleichen kann.«

»Aber ...«

»Geld ist nicht alles. Außerdem hat man nichts davon, wenn man tot ist. Ich verschwinde.« Der Mann war fast hysterisch.

Ich sah Peters an. Der war mit seinen Gedanken woanders, obwohl er sich bis zum Brunnenrand schleppte, sich hochzog und auf sein Elend setzte. Für etwas anderes hatte er keine Augen.

Morpheus war ebenfalls keine große Hilfe. Aber das war klar. Schließlich kannte er die Leute nicht.

Blieb Kaid. Er war leichenblaß, war genauso erschüttert wie Wayne und hatte seinen Tod ebenfalls vor Augen. Endlich hatten sie es begriffen. Das Feld war zusammengesmolzen, so daß jeder der nächste sein konnte.

Kaid mußte dreimal schlucken, bevor er sprechen konnte. »Der General. Jemand muß sich um den General kümmern.«

»Soll sich der Mistkerl doch selbst um sich kümmern«, knurrte Wayne. »Ich kündige. Ich werde weder für sein Geld noch aus Treue zu ihm meinen Kopf verlieren.«

Manchmal lenkt der Schmerz einen ab, doch meiner war nicht so schrecklich, daß er mich daran gehindert hätte, zu mutmaßen, was als nächstes passieren würde. Ich fragte mich, wer von den dreien schauspielerte, und wo er es so gut gelernt hatte.

Ich bezog sogar kurz Kelle, Jennifer und selbst den Alten mit in meine Überlegungen ein und stellte sie mir nach-

einander als Mörder vor. Vielleicht gab es ja auch mehr als einen Killer. Diesem Gesichtspunkt hatte ich bisher nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn es mehr als einen Mörder gab, hätten sie keine Probleme mehr mit ihren Alibis.

Und meine elfenbeinhäutige Geliebte. Was war mit ihr? Die geheimnisvolle Frau war plötzlich die aussichtsreichste Kandidatin für den Mörderjob.

Wer war sie?

Ich ließ mich behende wie ein Nilpferd auf den Brunnenrand plumpsen. Kaid und Wayne hatten sich mittlerweile soweit von ihrem Schock erholt, daß sie wieder denken und handeln konnten. Kaid trollte sich in die Küche und holte einige große Müllsäcke. Dann stopften er und Wayne die Zombieklumpen hinein und banden die Säcke fest zu. Während der Arbeit preßten sie die Lippen fest zusammen. Ausnahmsweise erwies sich meine Erklärung in diesem Fall einmal als Segen. So mußte ich wenigstens nicht auch noch den Gestank ertragen.

Morpheus stand einen Meter von mir entfernt. »Wie geht's?« fragte ich ihn.

»Absolut großartig.« Er schnitt eine Grimasse, spuckte aus und bückte sich dann neugierig.

»Was ist?«

»Wollte nur mal sehen, ob ich Blut spucke.«

»Übertreib mal nicht. Du bist mit dem Zombie ganz schön Schlitten gefahren.«

Er lächelte so unmerklich, daß nur ich es wahrnahm. Anscheinend wollte er, daß die Leute ihn für schlimmer ver-

letzt hielten, als er tatsächlich war. Das könnte später für ihn von Vorteil sein.

Ich hielt klugerweise die Klappe.

»Wie geht's jetzt weiter, Garrett?« erkundigte sich Peters.

»Weiß ich nicht.«

»Wie sollen wir dem Einhalt gebieten, bevor wir alle tot sind?«

»Das weiß ich auch nicht. Es sei denn, wir laufen einfach weg.«

»In diesem Fall gewinnt der Mörder durch Nichterscheinen. Wayne geht morgen. Das ist genauso, als wäre er tot.«

»Das macht deinen Job einfacher, Garrett«, bemerkte Morpheus. Wieder schnitt er eine schmerzerfüllte Grimasse. Ich fand, er übertrieb es ein bißchen.

»Häh?« Ich war wirklich in geistiger Höchstform.

»Dadurch verkürzt sich die Liste um einen Namen.«

»Garrett, wie wollen Sie ihn fangen?« knurrte der Schwarze Peter.

Ihn? Da war ich mir gar nicht so sicher. Sollte Wayne verschwinden und Peters unschuldig sein, konnte ich nur noch Kaid lynchen. Dabei hatte ich gedacht, er wäre zu alt und schwach, um all die Morde zu begehen.

»Ich habe keinen Schimmer, Sergeant. Drängen Sie mich nicht. Ihr kennt Euch besser, als ich Euch kenne. Sagen Sie mir doch, wer der Mörder ist.«

»Mist. Logischerweise kann es keiner von uns sein. Sie können nicht alle ausschließen, außer vielleicht Ihre mysteriöse Blondine, die keiner außer Ihnen gesehen hat.«

»Ich habe sie auch gesehen«, behauptete Morpheus.

Ich sah ihn verwirrt an. Wollte er mir etwa moralischen Beistand leisten?

Hatte er gestern abend gesagt, er hätte sie gesehen? Oder war das der andere Morpheus gewesen?

Das hatte ich vergessen. Das Ding, das sich in jemand anderen verwandeln konnte. Vermutlich war wirklich ein Gespenst hier, so wie der Doktor angenommen hatte.

Es wurde nicht einfacher.

»Dein Bild«, flüsterte Morpheus.

Ich runzelte die Stirn.

»Schnapp es dir und finde raus, wer sie ist. Am besten durch eine direkte Gegenüberstellung.«

Vielleicht hatte er recht. Eventuell. Am liebsten hätte ich gesagt: Zum Teufel damit. Wir waren erst mal in Sicherheit. Der Zombie war entsorgt, und der Mörder würde wahrscheinlich zunächst einmal keinen weiteren Zug machen. Mir tat alles weh. Ich wollte mich nur noch in meinem Zimmer verkriechen und beenden, was ich angefangen hatte, bevor man mich unterbrochen hatte.

Aber ich hatte einmal ein Treffen mit Bradon aufgeschoben, und was hatte ich davon gehabt? Es hatte nicht nur Schleichers Leben gekostet, sondern auch noch das von Schocke. Ganz zu schweigen von der Scheune, all den anderen Gemälden und den Pferden, die ganz allein in den

Sonnenuntergang geritten waren, weil sie keiner zusammengetrieben hatte.

Ich rappelte mich hoch. »Peters, haben Sie zufällig Regenzeug parat?«

Morpheus stand ebenfalls auf. Er schlurfte zu mir und hielt sich mit dem linken Arm die Seite.

»Regenzeug? Was wollen Sie denn jetzt draußen?«

»Ich muß was holen, solange es noch da ist.«

Er sah mich an, als wäre ich verrückt.

Damit liegst du wohl ganz richtig, alter Junge, dachte ich. »Durch diesen Bogen da links am Ende des Flurs. In den alten Waschräumen.« Er redete immer noch stockend. Morpheus und ich gingen zu dem Bogen, der knapp einsfünfzig breit war. Das entsprach in diesem Haus einem kleinen Riß in der Mauer. Dahinter lag eine Nische, die etwa zweifüfzig mal zweifüfzig maß. Vor mir befand sich eine Tür und links neben mir eine weitere. »Nimm die«, bat ich Morpheus und öffnete die Tür direkt vor meiner Nase.

Ich hatte die Damentoilette erwischt. Es war das erste Klo, das ich in diesem Haus bisher gesehen hatte. Im Keller waren keine Fallrohre gewesen. Vielleicht gab es ja keine mehr. Der Raum war jedenfalls trockengelegt und wurde offenbar nur noch als Lager benutzt.

Regenmäntel konnte ich allerdings nicht finden.

Ich ging nach nebenan zu Morpheus. Der war natürlich im Männerklo gelandet. Eine Wand war aus Marmor und hatte am unteren Ende eine Rinne. Das Rohr, aus dem einmal Wasser geflossen sein mochte, war verrostet. Ich ent-

deckte das Regenzeug, aber von Morpheus war nichts zu sehen. »Wo steckst du?«

»Hier.« Seine Stimme erklang gedämpft hinter einem Dickicht aus Besen und Schrubbern und allen möglichen anderen Reinigungsgeräten in der hintersten Ecke. Offenbar hatte er einen weiteren Geheimgang entdeckt und war bereits halb die Leiter dahinter hinaufgestiegen.

»Das können wir später noch überprüfen«, sagte ich und entdeckte eine Öllampe zwischen dem ganzen Müll. Sie roch, als hätte man sie in diesem Jahrhundert schon einmal benutzt. Als Morpheus auftauchte, hatte ich es gerade geschafft, sie zu entzünden.

»Wenn hier keine Leute hausen würden, könnte man glauben, das Haus steht schon seit zwanzig Jahren leer.«

»Ja.« Ich zog eine Öljacke an, die mir um einige Nummern zu groß war. Während Morpheus eine suchte, die nicht wie ein Zirkuszelt an ihm aussah, schnappte ich mir noch ein paar Jacken, um Bradons Kunstwerke einzuwickeln. Dann setzten wir uns Hüte auf und marschierten in den Sturm hinaus.

Das hieß, eigentlich stolperten wir eher, als daß wir marschierten. Ich wurde nicht beweglicher, genauso wenig wie Morpheus. Die meiste Energie verwendete ich darauf, zu verhindern, daß der Sturm die Lampe ausblies.

Der starke Wind peitschte den strömenden Regen über den Boden. Er schien von überall her zu kommen, nur nicht von oben. Dabei donnerte es ständig, und die Blitze über der Stadt sahen aus wie Zeugen einer Schlacht zwischen

Feuerlords und Sturmwächtern. Trotz allem erreichten wir den Viehstall.

»Ein Glück, daß wir das Regenzeug gefunden haben«, meinte Morpheus. »Sonst wären wir jetzt klatschnaß.«

Sarkastischer Mistkerl. Ich *war* naß bis auf die Knochen und durchstöberte den Ort, wo ich die Gemälde versteckt hatte. »Kaum zu glauben! Anscheinend hat es geklappt.«

»Was?«

»Sie sind noch da.«

»Dann achte auf eine Falle.«

Fast hätte ich ihn ernst genommen. Das wäre typisch gewesen.

Ich schüttelte das Wasser aus den Mänteln, die ich für die Bilder mitgenommen hatte. Morpheus hielt die Laterne hoch und fluchte zum Steinerweichen. »Diese Mäntel reichen nicht. Ich seh mich mal um.« Er verschwand, und ich war überzeugt, daß er für immer verschwunden war.

Er kam mit zwei schweren Planen zurück. Wir machten aus den Bildern zwei Bündel, nahmen jeder eins unter den Arm und trotteten in den Sturm zurück. Ich wurde wieder vollkommen durchnäßt und war bis zu den Knien mit Schlamm bespritzt. Aber die Bilder hatten die kurze Strecken trocken überstanden.

Wir warfen das Ölzeug ab.

»Wir sollten sie besser nach oben in mein Quartier bringen«, sagte ich zu Morpheus. Er betrachtete die Bilder. »Was hältst du von ihnen?«

»Der Mann hatte eine Klatsche.«

»Er war ein Genie. Das da ist sie.«

»Ich liebe sie.« Er starrte auf das Porträt, als wollte er in das Gemälde hineinkriechen.

»Wir sollten sie oben bewundern.«

Aber wir mußten an Kaid, Wayne und Peters vorbei, um zur Treppe zu gelangen. Der Schwarze Peter hielt uns auf.
»Was ist das?«

Ich sah keinen Grund, ihm nicht die Wahrheit zu erzählen. »Einige von Bradons Bildern. Ich habe sie vor dem Feuer gerettet.«

Sie wollten sie sehen. Anscheinend kannten sie sie nicht, weil der Kerl seine Werke tatsächlich niemandem gezeigt hatte.

»Heiliger Bimbam!« stieß Kaid angesichts einiger Kriegsszenen aus. »Das ist ja grauenhaft.«

»Es ist gut«, widersprach Wayne. »Genauso hat es sich angefühlt.«

»Aber es sieht nicht aus wie ...«

»Weiß ich. Hat sich aber so angefühlt.«

»Mein lieber Herr Gesangsverein«, sagte Peters beeindruckt. »Jennifer mochte er wohl nicht, was?«

Irgendwie hatte ich es geschafft, vier Porträts zu retten, das von Blondie und drei von Jennifer. Es war nicht schlimm, daß es mir nicht gelungen war, eins der Männer zu retten. Sie hätten ihre Bilder sicher nicht besonders gemocht. Daß ich drei von Jennifer erwischt hatte, war reiner Zufall. Ich hatte keine Zeit gehabt, nach künstlerisch-kor-

rekten Gesichtspunkten auszuwählen, ohne mir den Hintern anzusetzen.

Peters stellte die Porträts gegen den Rand des Springbrunnens. Das dritte und vermutlich letzte Porträt von Jennifer hatte ich selbst noch nicht richtig betrachtet. Es war das häßlichste. Jennifer strahlte etwas Furchtbares aus, das einen an der geistigen Gesundheit des Malers zweifeln ließ.

Kaid sprach es aus. »Er muß verrückter gewesen sein, als wir angenommen haben. Garrett, sorgen Sie lieber dafür, daß Miss Jennifer es nicht sieht. Es wäre zu brutal.«

»Das werde ich auch. Ich habe sie rein zufällig erwischt, als ich blind zugegriffen habe. Aber jetzt kommen wir zu der blonden Frau. Die habe ich absichtlich mitgenommen. Das ist die Frau, die mir ständig über den Weg läuft. Wer ist sie?«

Sie sahen mich an, dann das Bild, dann wieder mich. Ihre gekünstelte Freundlichkeit signalisierte mir, daß sie an meinem Verstand zweifelten. Sie dachten wohl, ich hätte meine Phantasie an das erstbeste Objekt gehängt, was mir in die Quere kam.

»Ich weiß es nicht, Garrett«, sagte Peters schließlich geradeheraus. »Ich hab sie noch nie gesehen. Ihr, Männer?«

Wayne und Kaid schüttelten die Köpfe. »Aber sie kommt mir irgendwie bekannt vor«, meinte Wayne.

Das schien etwas in Kaid's Gedächtnis auszulösen. Er runzelte die Stirn und trat einen Schritt näher.

»Erkennen Sie etwas, Kaid?« fragte ich ihn.

»Nein. Einen Moment lang dachte ich ... Nein, es ist nur meine Vorstellungskraft.«

Ich wollte nicht mit ihnen streiten, bis ich handfeste Beweise vorlegen konnte. »Wir sollten sie jetzt besser sicher verstauen, Morpheus.«

Wir sammelten die Gemälde wieder ein. Jetzt starrte Peters die Blonde an, und ich sah, daß ihm etwas im Kopf herumging. Er war blaß und ziemlich verwirrt.

Aber er sagte nichts. Wir packten die Bilder ein und gingen zur Treppe.

Vielleicht handelte ich aus einer Intuition heraus. Als ich den vierten Stock erreichte, trat ich kurz an das Geländer.

Peters und Kaid tuschelten aufgeregt miteinander. Sie hatten zwar ihre Stimmen gesenkt, aber sie waren völlig in ihr Thema vertieft.

Morpheus hat ein feineres Gehör als ich. »Worüber auch immer sie reden mögen, sie versuchen jedenfalls, den anderen davon zu überzeugen, daß es unmöglich ist.«

»Erkennen Sie sie?«

»Sie glauben, daß sie wie jemand aussieht, der sie nicht sein kann. Hört sich jedenfalls so an.«

Das klang gar nicht gut.

36. Kapitel

Morpheus stellte meine geheimnisvolle Freundin auf den Kaminsims in meinem Zimmer und betrachtete sie eindringlich. Ich mißverstand sein Interesse. Das passiert mir selten, denn sein Interesse für die weibliche Gattung ist ansonsten unmißverständlich. »Keine Chance, Junge, sie ist vergeben.«

»Halt die Klappe, setz dich auf deine vier Buchstaben und sieh dir das Bild genau an.«

Er hätte nicht so scharf reagiert, wenn es nicht wichtig gewesen wäre. Ich gehorchte und sah hin.

Allmählich schien mich das Bild in sich aufzusaugen.

Morpheus stand auf, löschte einige Lampen und dämpfte so das Licht im Zimmer. Dann öffnete er die Vorhänge, wohl damit wir in den vollen Genuß des Sturms kamen. Anschließend setzte er sich wieder hin und starrte das Bild an.

Die Frau erwachte immer mehr zum Leben, bemächtigte sich immer mehr meiner Person. Ich hatte das Gefühl, ihre Hand nehmen und sie aus dem Bild ziehen zu können, weg von dem ... Ding, das sie verfolgte.

Der Sturm intensivierte, was im Hintergrund der Leinwand vor sich ging. Schleicher Bradon war ein wahrer Magier. Betrachtete man das Gemälde eine Zeitlang, wirkte es weit mächtiger als das Bild des Sumpfs mit dem Gehängten, aber auf eine viel subtilere Art.

Ich konnte fast hören, wie sie um Hilfe flehte.

»Mist«, murmelte Morpheus schließlich. »Sie ist viel zu intensiv. Wir müssen sie aus dem Bild entfernen.«

»Was?«

»Da ist noch was anderes. Aber die Frau lenkt einen davon ab.«

Ich wußte nicht, wovon er sprach. Der Rest des Bildes war für mich reine Dekoration. Es sei denn, man hätte mit Pfeilen auf das entscheidende Objekt gezeigt.

Morpheus holte Papier von meinem Schreibtisch und schnitt zehn Minuten lang mit einem kleinen Messer Papierfetzen zurecht, mit denen er die Blonde abdecken konnte. »Wenn du dieses Gemälde kaputtmachst, schneide ich dich genauso in Stücke«, warnte ich ihn. Ich hatte bereits eine genaue Vorstellung, wo es hängen sollte. An der Wand in meinem Büro gab es eine große freie Stelle.

»Ich würde mir eher selbst den Hals durchschneiden, Garrett. Der Mann mag verrückt gewesen sein, aber er war ein Genie.«

Seltsam, daß Morpheus ihn verrückt nannte, ohne ihn jemals kennengelernt zu haben.

Er löschte noch eine Lampe und befestigte seine Papierfetzen auf der Leinwand.

»Das gibt es doch nicht.« Das Gemälde war fast genauso intensiv ohne die Frau. Aber jetzt konnte der Blick ungehindert schweifen.

»Hör einfach auf, nachzudenken«, knurrte Morpheus. »Laß es auf dich wirken.«

Ich versuchte es.

Draußen tobte der Sturm. Es donnerte, und Blitze zuckten über den Himmel. Blitze warfen zuckende Schatten über die Blitze auf dem Gemälde. Die Schatten schienen sich wie eine Gewitterwolke zu bewegen. »Was ist ...?«

Eine Sekunde war es sichtbar gewesen. Aber ich konnte es nicht mehr wiederfinden. Wahrscheinlich versuchte ich es zu sehr.

»Hast du das Gesicht gesehen?« fragte Morpheus. »Im Schatten?«

»Ja. Eine Sekunde lang. Ich kann es nicht mehr zurückholen.«

»Ich auch nicht.« Er nahm die Papierfetzen weg und setzte sich wieder hin. »Sie läuft vor jemandem weg, nicht vor etwas.«

»Sie fleht um Hilfe. Glaubst du, daß Bradon sie so gemalt hat, daß sie nach jemand Bestimmten greift?«

»Meinst du, sie flieht vor jemandem zu jemandem?«

»Vielleicht.«

»Zu ihm?«

»Möglich.« Ich zuckte mit den Schultern.

»Vielleicht du? Du bist schließlich derjenige, der ...«

»Du hast sie doch auch gesehen.«

»Ich habe irgendwen gesehen. Wer es war, kann ich nicht genau sagen. Je länger ich das Bild hier anstarre, desto mehr bin ich der Meinung, daß es auch die andere Frau sein könnte.«

»Jennifer?«

»Ja. Sie sehen sich sehr ähnlich.«

Das hatte ich noch gar nicht bemerkt. Ich versuchte, Jennifer in der blonden Frau wiederzuentdecken. »Ich weiß nicht. Jennifer hat eine Menge von Stantnor in sich, und diese hier hat gar nichts davon.«

Ich muß wohl gekrächzt haben, jedenfalls hatte Morpheus nichts verstanden. »Was?«

»Dieses Gesicht im Hintergrund. Es hatte viel von Stantnor.«

»Jennifer? Bradon hat ihr übel mitgespielt.«

»Das glaube ich nicht. Ich habe den Eindruck, daß es ein männliches Gesicht war.«

»Etwa dreißig und außer sich vor Wut.«

Draußen tobten sich die Blitze aus. Ich sprang auf und machte die Öllampen an. Ich konnte die Kälte nicht vertreiben. »Mir ist unheimlich«, gestand ich.

»Ja. Je mehr ich es ansehe, desto unheimlicher wird es.«

Mir war immer noch kalt. Ob wir beobachtet wurden? »Ich mach ein Feuerchen.«

»Was ...? Was hast du gesagt?«

»Ich mache ein Feuer im Kamin an. Mir ist saukalt ...«

»Du bist ein Genie, Garrett.«

»Nett, daß du es endlich einsiehst.« Ich ein Genie? Anscheinend war mir etwas entgangen.

»Das Feuer in der Scheune. Du hattest recht. Es war nicht deinetwegen da. Sondern es sollte etwas vernichten, was Bradon versteckt hatte. Und was hatte er versteckt? Die Gemälde.« Er deutete auf das Bild vor uns. »Dieses Gemälde.«

»Ich weiß nicht ...«

»Ich schon. Was waren die anderen Bilder? Verrücktes Zeug. Nur Leute, die wir kannten, und Schauplätze aus dem Cantard.«

Erneut betrachtete ich das Bild.

»Das hier ist der Schlüssel zu deinem Mörder. Deshalb ist Bradon gestorben. Deshalb hat der Stall gebrannt. Sie ist deine Mörderin.« Er lachte. Es war ein verrücktes Lachen. Na und? Hier war alles verdreht. »Und du hast mit ihr geschlafen.« Er wollte noch etwas sagen, unterbrach sich aber und dachte kurz nach. »Oh, Mann.« Er kam zu mir und legte mir die Hand auf die Schulter.

Morpheus hätte mit einer Massenmörderin schlafen können, ohne Anstoß daran zu finden. Vielleicht hätte er ihr anschließend sogar kaltlächelnd die Kehle durchgeschnitten. Er war meistens ein liebenswertes Rauhbein, aber er hatte einen eiskalten, unterirdischen Strom in sich.

Er wußte jedoch, wie es mich treffen würde, noch bevor es passierte. Und war an meiner Seite, als es mich erwischte.

Es war zwar nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte, aber die Vorstellung machte mich fast fertig. »Ich muß mich bewegen.«

Er sah zu, wie ich aufstand und versuchte, mich durch Gehen abzureagieren. Es klappte nicht besonders gut. Und das Feuerwerk draußen half auch nicht gerade. Das Gedonnere zerrte an meinen Nerven wie jaulende Katzen um Mitternacht.

Mir fiel ein, daß ich Jennifer versprochen hatte, sie später zu besuchen. Ich hielt mich daran fest und versuchte mich davon zu überzeugen, daß ich ein ganzes Vogelnest mit einem einzigen Stein ausrotten könnte.

»Wohin gehst du?« wollte Morpheus wissen.

»Ich hab noch was zu tun. Ein Versprechen einlösen, das ich beinahe vergessen hätte.« Ich war draußen, bevor er mich unter Druck setzen konnte, und war mir plötzlich nicht mehr ganz sicher, ob ich noch normal war.

37. Kapitel

Ich spähte über das Geländer. Kaid und Wayne saßen schweigend an gegenüberliegenden Enden des Brunnenrandes. Sie hatten Schockes Leiche weggeräumt. Und Peters war gegangen. Warum machten sie sich wohl die Mühe? Vielleicht konnten sie nicht schlafen. Ich würde auch wenig Schlaf bekommen, obwohl ich erschöpft war und mir immer noch alles wehtat.

Ich erreichte die Empore, ging hinüber und stieg in den dritten Stock hinunter, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. In diesem Haus konnte man hervorragend herumschleichen. Auf Zehenspitzen schlich ich zu Jennifers Tür und klopfte. Keine Antwort. Das war zu erwarten gewesen, wenn man bedachte, wie lange es gedauert hatte. Ich drückte probenhalber die Klinke herunter. Abgeschlossen.

Das war nur vernünftig. Diese Vorsichtsmaßnahme hätte jeder Idiot ergriffen. Ich klopfte noch einmal, aber es reagierte immer noch keiner.

»Das war's wohl«, murmelte ich, drehte mich um und ging ein paar Schritte in Richtung meiner Suite.

Plötzlich blieb ich stehen. Ohne zu begreifen, warum ich es tat, kehrte ich zu Jennifers Tür zurück und machte mich am Schloß zu schaffen. Nach ein paar Sekunden hatte ich es offen.

Jennifer mochte anscheinend die Dunkelheit nicht. Im Wohnzimmer, das genauso aussah wie das ihres Vaters, brannten mindestens sechs Lampen. Ich kannte den Grundriß dieser Suiten nicht und vermutete, daß ich sie wahr-

scheinlich am ehesten hinter der Tür finden würde, aus der ihr Vater kam, wenn er uns empfing. Ich schloß die Tür zum Flur ab und versuchte die andere.

Ich weiß nicht, wie man den Raum nennen sollte. Es war kein Schlafzimmer, sondern eher ein kleiner, privater Salon mit wenigen Möbeln und einem großen Fenster, das nach Westen zeigte. Der Raum war dämmrig und nur von einer einzigen Kerze erleuchtet. Jennifer saß in einem Stuhl vor dem Fenster. Die Vorhänge waren weit geöffnet. Sie war trotz des Krawalls draußen eingeschlafen. Vermutlich hätte sie mein Klopfen nicht einmal gehört, wenn sie wach gewesen wäre.

Und jetzt, du Schlauberger? Mach eine falsche Bewegung, und sie verwandeln dich in einen Eunuchen.

Und wenn schon! Das hatte man schon früher vergebens versucht. Ich rüttelte an ihrer Schulter. »Jenny, wach auf.«

Sie schrie, sprang auf und hüpfte zur Seite. Die Götter waren mir gnädig gesonnen. Ein Donnerschlag übertönte ihren Schrei. Sie erkannte mich und riß sich zusammen ... mehr oder weniger.

Sie preßte die Hände auf ihr Herz und rang nach Luft. »Sie haben mich fast zu Tode erschreckt. Was wollen Sie hier, Garrett?«

Ich schwindelte ein bißchen. »Ich hab Ihnen doch gesagt, daß ich vorbeikommen würde. Ich habe geklopft, und Sie haben nicht geantwortet. Da habe ich mir Sorgen gemacht und das Schloß geknackt, weil ich mich überzeugen wollte, ob alles in Ordnung war. Sie sahen so blaß aus, da habe ich

Sie an der Schulter gerüttelt. Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Klang ich aufrichtig? Ich tischte ziemlich dick auf. Den Aufrechten mime ich ziemlich gut, seitdem ich Morpheus' Technik ausführlich studiert habe. Jennifer entspannte sich ein bißchen und kam näher.

»Meine Güte. Hoffentlich habe ich mit meinem Geschrei nicht das ganze Haus geweckt.«

Ich entschuldigte mich noch ein bißchen. Dann erschien es mir völlig normal, sie zu umarmen und sie tröstend zu streicheln. Nach einer Minute hörte sie auf zu zittern und fragte schüchtern: »Jetzt fallen Sie über mich her, ja?«

Sie hätte in diesem Augenblick nichts Besseres sagen können. Ich brach in Lachen aus, und die aufgestaute Spannung löste sich etwas. Fast ein bißchen zu sehr. Ich mußte mich anstrengen, um die Situation im Griff zu behalten.

»Was ist so lustig daran?«

Ihre Gefühle waren verletzt. »Nein, Jenny, Süße. Ich lache nicht über dich, sondern über mich. Ehrlich. Tu ich wirklich. Ich bin nicht hier, um über dich herzufallen. In meinem Zustand heute könnte ich nicht mal über ein Eichhörnchen herfallen. Ich habe Brandwunden, wurde verprügelt und fast totgetreten. Mir tut alles weh. Außerdem bin ich so müde, daß ich auf der Stelle einschlafen könnte. Und Schockes Tod regt mich ziemlich auf. Wenn ich jetzt irgendwas von einer Frau will, dann ihren Trost, aber bestimmt will ich nicht über sie herfallen.«

Du redest wie ein Vertreter, Garrett. Paß auf. Solche Schmeicheleien führen in den meisten Fällen dazu, daß du

von einer keuschen Jungfrau getröstet wirst. Sei harmlos, hilflos, suche mütterlichen Beistand und spiel den Aufrichtigen.

Wie auch immer, jedenfalls redete ich mich in etwas hinein, das ich nicht bewußt geplant hatte. Ehrlich nicht. Eine Viertelstunde später lagen wir in ihrem Bett. Fünfzehn Minuten danach hatte ich große Schwierigkeiten, harmlos, hilflos und trostbedürftig zu wirken.

Es hat etwas Beruhigendes, in den Armen von jemandem zu liegen, wenn man verhauen, mißhandelt und übel herumgeschubst worden war. Aber wenn diejenige, die einen tröstet, so gebaut ist wie Jennifer, ist das eine ganz andere Sache. Dann vergißt man sogar, daß man durch einen Fleischwolf gedreht wurde, und zwar mit Haut und Haaren.

Wir flüsterten ab und zu auch miteinander, aber meistens plauderten wir normal. Es waren ganz unverfängliche Themen. Nur ... Jennifer konnte nicht still liegenbleiben. Alles in allem war sie entspannt genug. Sie bewegte sich und hielt dann anscheinend bestürzt inne. »Ist das das, wofür ich es halte?«

Ihr Körper, der sich gegen meinen preßte, ließ keinen Zweifel daran, was sie meinte. »Ja. Tut mir leid. Ich kann nichts dagegen machen. Vielleicht sollte ich jetzt lieber gehen.« Aber ich machte nicht die geringsten Anstalten dazu. Ich doch nicht.

»Das kann ich nicht glauben. Nein. Es ist unmöglich.«

Es war überhaupt nicht unmöglich.

Eine Weile vergaß ich das Gemälde, den Sturm und alle meine Schmerzen und Wehwehchen. Ich fand sogar etwas

Schlaf. Obwohl es mehr kurze Ruhepausen waren, zwischen den wiederholten Tests der Grenzen des Möglichen.

Ich wußte genau, daß ich mich am nächsten Morgen dafür hasSEN würde.

Es war jedoch mein Körper, der mich am nächsten Morgen haßte. Ich fühlte mich, als wäre ich hundertundzwei Jahre alt. Meinem Kopf ging es gut bis auf meine Erkältung. Ich küßte Jennifer auf Stirn, Nase und Kinn und machte mich auf in meine Suite, bevor alle wach waren und mich entdeckten.

Wayne und Kaid schoben noch immer Wache. Sozusagen. Kaid döste, und Wayne lag schnarchend auf dem Brunnenrand. Kelle war bereits in der Küche und fluchte. Ich hörte sie den ganzen Weg bis in den vierten Stock hinauf. Was sie wohl nervte? So wie ich ihre schweigsame, stoische Art kannte, würden wir es wohl sehr bald alle erfahren.

Ich ging über die Empore in meinen Flügel. Auf dem Flur zu meiner Suite sah ich Blondie. Sie stand vor dem Flur der Suite des Generals. Ich winkte schwach, aber sie antwortete nicht. »O Junge.« Ich ging schnell in meine Suite.

Einen Augenblick dachte ich, Blondie wäre mir zuvorgekommen. Dann erst wurde mir klar, daß es das Gemälde war. Es war so unheimlich, daß ich es mit dem Bild zur Wand stellte.

»War's nett?«

Morpheus saß in einem großen gepolsterten Stuhl. Er sah verschlafen aus.

»Grauenhaft.«

»Deshalb siehst du so selbstzufrieden aus. Das muß ich mir merken. Mach dich frisch. Zeit fürs Frühstück.«

Morpheus und scharf auf Kelles Kost? »Ich laß es ausfallen und mach statt dessen ein Nickerchen.«

»Du arbeitest hier, Garrett. Da kannst du doch nicht einfach schlafen, wenn dir danach ist, oder?«

»Das ist das Schöne daran, wenn man sein eigener Boß ist.« Er hatte natürlich recht, und zwar weit mehr, als ihm klar war. Ich konnte schlafen, sicher. Und wenn in dieser Zeit jemand umgebracht wurde, würde mich das Jahre verfolgen. »Also gut. Einverstanden.«

Jetzt sah *er* selbstzufrieden aus, der Mistkerl. Er wußte genau, wie er mich fertigmachen konnte. Ich verschwand in meinem Ankleidezimmer, spritzte mir kaltes Wasser ins Gesicht, rührte Schaum an und schabte meine Stoppeln ab. Morpheus stellte sich breitbeinig in die Tür und sah mir eine Weile zu. »Ich sollte mich wohl besser an die Köchin ranmachen. Sonst wickelst du hier noch alle Frauen ein.«

»Da hast du Pech. Kelle war meine erste Eroberung.«

Er schnaubte verächtlich.

»Ich mußte mich beeilen, weil ich wußte, daß du nur so auf sie fliegen würdest«, sagte ich und wischte mir übers Gesicht. »Andererseits will ich dir auch nicht im Weg stehen. Sie ist genau dein Typ. Ich werde auf eurer Hochzeit singen.«

»Glaub nur nicht, daß du mich zu einem geistigen Wettkampf gegen einen unbewaffneten Mann verführen kannst.«

»Oho!«

»Es liegt natürlich an deiner Diät. Ich sollte mit der Köchin darüber reden. Eine Diät müßte dem General mehr helfen als ganze Schwadrone von Ärzten und Hexen.«

»Willst du schon wieder kneifen?«

»Was?«

»Das ist deine letzte Zuflucht, Kumpel. Immer wenn du nicht mehr weiterweißt, redest du von rohem Fleisch, Seleriesaft und gekochtem Unkraut.«

»Gekochtem Unkraut? Willst du damit sagen, daß du tatsächlich eine Mahlzeit in meinem Restaurant erstanden hast? Ich meine, aus deiner eigenen Tasche bezahlt hast?«

Ich war so müde, daß ich vergaß, wie gut er den Aufrichtigen spielen kann und beging den Fehler, ehrlich zu antworten. »Daran kann ich mich wirklich nicht erinnern. Bisher ging es jedesmal aufs Haus.« Und es war nicht einmal schlecht gewesen, aber wer hätte das schon freiwillig zugegeben?

»Und du beschwerst dich über kostenlose Mahlzeiten. Weißt du, wie teuer es ist, dieses ›Unkraut‹ zusammenzubekommen? Die Kräuter sind selten und wachsen wild. Man kann sie nicht zum Verkauf kultivieren.« Heute spielte er aber sehr ausdauernd den Aufrichtigen, und ich konnte nicht mehr unterscheiden, ob er mich verarschte oder nicht. Ich weiß, daß er ganz schön gepfefferte Preise hat.

Aber ich hatte immer geglaubt, es gehöre zum Ambiente, damit seine Kunden meinten, sie kauften Klasse.

»Wir werden zu ernst«, sagte ich und ging damit möglichen Streitfragen aus dem Weg. »Laß uns lieber runtergehen und rausfinden, womit sie uns heute vergiftet.«

»Keine sehr glückliche Wortwahl, Garrett, aber einverstanden.«

38. Kapitel

Irgendwann vor hundert Jahren hatte Kelle anscheinend einmal ein Riesenfrühstück zubereitet und wärmt seitdem die Reste auf. Es gab wie immer das gleiche fettige Fleisch, die gleichen Teigwaren und die gleiche Bratensoße wie an den anderen Tagen. Der Fraß war so schwer, daß man eine Galeone damit hätte versenken können. Morpheus litt. Er beschränkte sich auf die Teigwaren. »Wenigstens ist der Sturm vorbei«, knurrte er.

Es war ruhiger geworden. Der Regen war zu einem Nieseln geworden, und der Wind hatte sich gelegt. Es wurde kälter, was nichts Gutes ahnen ließ. Vermutlich schneite es bald wieder.

Jennifer tauchte nicht auf, was mich nicht überraschte. Die anderen nahmen es kommentarlos zur Kenntnis, also war es vermutlich nicht ungewöhnlich. Aber Wayne war auch nicht da, und er verpaßte gewöhnlich keine Mahlzeiten. »Wo ist Wayne?« fragte ich Peters. Er wirkte erschöpft, gereizt und schien immer noch ziemliche Schmerzen zu haben.

Er gab mir die Antwort, die ich mit Bangen erwartet hatte. »Er ist in aller Frühe ausgezogen. Wie er es angekündigt hat. Kaid sagt, er hätte schon in der Nacht seine Sachen gepackt und vor die Haustür gestellt. Er konnte es kaum erwarten zu verschwinden.«

Ich sah Kaid an, der so aussah, wie ich mich fühlte. Er nickte, was seine Energien zu erschöpfen schien. »Dann waren es nur noch drei«, murmelte ich.

»Und mir fällt es auch nicht leicht, mich zum Bleiben zu überreden«, sagte Peters.

»Was habt ihr Jungs denn jetzt wieder vor?« brummelte Kelle. Mir wurde klar, daß sie vermutlich nichts wußte. Ich erzählte ihr von Schocke und bereute im selben Moment, darüber nachgedacht zu haben. Bisher hatte Wayne die Gräber ausgehoben, und seine Abreise bedeutete, daß entweder Peters oder ich oder wir beide zum Friedhof gehen und im Schlamm wühlen durften, bis wir Art Schocke eingepflanzt hatten. Morpheus würde keinen Finger krumm machen. Dafür war er nicht engagiert worden, wie er mich zweifellos mit einem scheißfreundlichen Grinsen belehren würde, während er daneben saß und meine Fähigkeiten als Totengräber bekrittelte.

Achthunderttausend und ein paar Gequetschte standen jetzt für jeden Erben auf dem Spiel. Und alle Überlebenden waren gleichzeitig Verdächtige.

Ich spielte mit dem Gedanken, die Abschrift des Testaments gleich an Ort und Stelle zu verbrennen. Aber was nützte das, wenn niemand wußte, ob es die letzte Abschrift war? Dann fiel mir etwas Schreckliches ein. »Ist das Testament etwa auf dem Amt eingetragen worden?« Das kann man tun, wenn man verhindern will, daß die Erben sich in die Haare kriegen. Und es bedeutet, daß man eine Abschrift des Testaments zu den Akten legt. Sollte das mit Stantnors letztem Willen gemacht worden sein, brauchte sich der Gauner weder um meine Abschrift zu sorgen, noch hätte der General seine Abschrift so dramatisch zerreißen müssen.

Sie blickten sich gegenseitig an und zuckten mit den Schultern.

Wir mußten den General fragen.

Ich wollte gerade um eine Audienz ersuchen, als Lärm vor dem Haus mich unterbrach. Es klang, als käme die Kavallerie zu Hilfe.

»Was soll das denn jetzt wieder?« knurrte Kaid. Er stand auf und ging zur Tür. Dabei wirkte er vierzig Jahre älter als seine siebzig. Alle außer Kelle folgten ihm. Sie dachte gar nicht daran, ihr Reich für irgendwelche Nebensächlichkeiten im Stich zu lassen.

Wir bauten uns auf der Veranda auf. »Was ist das?« fragte Peters verdattert. »Sieht aus wie ein Karnevalszug.«

Er hatte recht. Der Mob um die grellbunte Kutsche und den Planwagen herum spottete wirklich jeder Beschreibung.

Die Fahrzeuge wurden nicht von Pferden, Ochsen oder Elefanten gezogen wie bei Karnevalszügen, sondern von Grollen. Grolle sind halb Riese, halb Troll, sie sind grün und ausgewachsen zwischen vier und sechs Metern hoch. Sie sind so stark, daß sie Bäume samt ihren Wurzeln ausreißen können – sehr große Bäume.

Ein Pärchen dieser Grolle winkte und brüllte etwas. Ich brauchte eine Weile, bis ich sie erkannte. »Doris und Marsha«, sagte ich. »Ich hab sie länger nicht gesehen.«

Ein schmächtiger Bursche hüpfte die Treppe hinauf. Den hatte ich noch viel länger nicht gesehen. »Dojango Roze. Wie geht es dir?«

»Ich hab irgendwie eine kleine Pechsträhne, offen gestanden.« Er lächelte. Dojango war ein seltsamer Mischling. Er behauptete, Doris, Marsha und er wären Drillinge von verschiedenen Müttern. Ich hatte aufgegeben, mir darauf einen Reim machen zu wollen.

»Was soll das denn werden, Dojango?« fragte Morpheus. Ich hatte es nie herausfinden können, aber ich vermute stark, daß Dojango ein entfernter Verwandter von Morpheus ist.

»Doktor Dooms Absurditätenshow, Karneval und Geisteraustreibungsdienst. Ein Freund vom Doc hat angedeutet, daß ihr irgendwie Ärger mit einem bösen Geist hättet.« Er grinste übers ganze Gesicht. Seine Zwillingsbrüder Marsha und Doris strahlten ebenfalls über alle vier Backen, quatschten mich voll und scherten sich einen Deut darum, daß ich keinen Brocken Grollisch verstand. Sie und die anderen Grolle und Freaks begannen, ihr Lager auf dem Rasen aufzuschlagen.

Ich warf Peters und Kaid einen Blick zu. Denen traten fast die Augen aus dem Kopf. »Morpheus?« Ich hob meine Augenbraue in eine neue Rekordhöhe. »Ist das die Empfehlung deines Quacksalbers?«

Sein Lächeln war ein wenig gezwungen. »Sieht so aus.«

»Heh!« rief Dojango, der meinen Mangel an Begeisterung spürte. »Doc Doom ist erste Klasse, tatsächlich. Ein echter Geisterdompteur. Exorzist, Dämonologe, Geistermedium. Eben das ganze Drum und Dran. Er betreibt sogar irgendwie ein bißchen Geisterbeschwörung. Allerdings werden diese Fähigkeiten nur selten in Anspruch genom-

men. Er ist irgendwie nicht reinrassig. Wie viele Menschen würden wohl einen Nicht-Menschen beauftragen, Onkel Fred zu beschwören, damit der verrät, wo er das Familiensilber versteckt hat, bevor er in die Grube gefahren ist? Versteht ihr? Also muß der Doktor sehen, wie er irgendwie seine Taler zusammenkratzt. Meistens handelt er mit Patienten. Heh, ich hol ihn her und führe ihn zu euch, dann könnt ihr selbst urteilen.« Er wirbelte herum und rannte auf die Kutsche zu, deren Passagier bisher noch nicht ausgestiegen war.

Er stolperte fast die Treppe herunter. »Ich glaub's nicht«, murmelte ich. »Der Alte würde sich ins Höschen machen, wenn er das sehen müßte.«

Morpheus knurrte zustimmend. Seine Augen waren glasig.

Roze kam zurück. »Doc Doom ist tatsächlich irgendwie ein schräger Vogel. Gebt ihm Raum und etwas Geduld, ihr wißt schon, oder?«

»Nein«, erwiderte ich. »Weiß ich nicht. Hoffentlich ist er nicht zu merkwürdig. Schräge Vögel gibt's hier in rauen Mengen. Und meine Geduld für noch mehr von der Sorte ist erschöpft.«

Dojango grinste und schaffte es zu verschwinden, ohne sein Lieblingswort ›Irgendwie‹ zu benutzen. Er lief zu dieser albernem Kutsche, die so grellbunt bemalt war, daß sie uns an einem Sonnentag sicher geblendet hätte. Mischlinge umschwärmten sie, und ein Paar öffnete einen gigantischen Sonnenschirm. Ein anderer stellte einen Tritt vor die Tür.

Der nächste rollte einen Baumwollteppich von diesem Tritt zu den Stufen der Treppe, die zum Haus führte.

Morpheus und ich warfen uns vielsagende Blicke zu.

Dojango öffnete die Tür und verbeugte sich.

In der Zwischenzeit hatten die Grolle auf dem Rasen den reinsten Zirkus aufgeschlagen.

»Kennst du den Kerl?« fragte ich Morpheus.

»Irgendwie schon«, erwiderte er lächelnd. »Angeblich soll er der richtige Mann für so was sein. Wie Dojango gesagt hat.«

Kaid schnalzte verächtlich mit der Zunge und verschwand im Haus.

Eine Gestalt von gut zwei Metern Größe und etwa dreihundert Kilo Lebendgewicht wuchtete sich aus der Kutsche. Man konnte nicht sofort erkennen, worum es sich eigentlich handelte. Es war in soviel schwarzen Stoff eingewickelt, daß es wie ein Wanderzelt aussah. Und zwar eins, das über und über mit mystischen, silbernen Symbolen bestickt war. Eine große Hand tauchte aus dem Stoff auf und machte eine gütige Geste an seine Untergebenen. Einer der größeren Mischlinge holte etwas aus der Kutsche und pflanzte es dem Meister auf den Schädel. Woraufhin er noch mal einen Meter größer wurde. Das wäre genau der passende bizarre Kopfschmuck für Priester gewesen.

Er schritt wie der Star einer Krönungsprozession auf uns zu.

»Sind Sie Doc Doom?« fragte ich, als er vor mir stand. »Nennen Sie mir einen guten Grund, aus dem ich Sie nach der Show, die Sie da abziehen, noch ernst nehmen sollte.«

Dojango hüpfte herum wie ein Hündchen. Er war außer sich. »Heh, Garrett. So kannst du irgendwie nicht mit Doktor Doom reden.«

»Ich rede so mit Königen und Zauberern. Warum sollte ich für einen Clown eine Ausnahme machen? Packen Sie Ihr Zelt wieder ein und machen Sie sich auf den Weg. Der Schwachkopf, der Sie geschickt hat, hat einen Fehler gemacht.«

»Garrett, reg dich nicht auf«, mischte Morpheus sich ein. »Der Mann ist gut. Vielleicht neigt er einfach nur zu dramatischen Auftritten und hat ein etwas aufgeblasenes Selbstbewußtsein.«

»Das kann man wohl sagen.«

Bis jetzt hatte Doom kein Wort gesagt. Und daran änderte sich auch nichts. Er machte eine Handbewegung. Ein weiblicher Mischling, die neben ihm gestanden hatte, trat vor. Sie war etwa einsfünfzig groß und eine Mischung aus Zwerg und Riese. Was sie extrem häßlich machte. »Der Doktor sagt, er entschuldigt Ihre Unverschämtheit diesmal, weil Sie nicht wissen, wer er ist. Aber da Sie es jetzt tun ...«

»Und tschüß.« Ich drehte mich um. »Sergeant, Morpheus ... wir müssen an die Arbeit. Vielleicht besorgen Sie uns ein Pferd, Sergeant. Wir müssen vielleicht jemanden zur Garnison schicken, um die Bande hier loszuwerden.« Das Gesetz steht in Karenta nicht besonders hoch im Kurs, aber Kerle wie der General haben doch Zugang zu einem kleinen Bereich. Wenn jemand sie ärgert, können sie immer

mit der Hilfe der Armee rechnen. Eine Hundertschaft müßte in diesem Fall genügen.

Dojango bekam einen Anfall. Er folgte uns in die Empfangshalle, wo ihn die Gemälde und das Kriegsgerät vollkommen ablenkten. Er vergaß, was er eigentlich wollte, und murmelte nur etwas wie: »Er sucht wirklich verzweifelt Arbeit.«

Kelle tauchte auf. Sie war imposant wie ein Kriegselefant. Jetzt wußte ich, wohin Kaid gegangen war. Sie hätte Roze fast plattgetrampelt. »Ich denke, Peters, wir brauchen doch keine Armee.«

»Du bist zu hart, Garrett«, meinte Morpheus. »Ich wiederhole es noch einmal: Der Mann ist kompetent.«

»Ja. Klar.« Ich ging zur Tür und beobachtete Kelle in voller Fahrt.

Die Aktion war im wesentlichen schon vorbei. Sie stand vor dem zauberhaften Doktor, hatte die Hände auf ihre ausladenden Hüften gestützt und sah aus, als würde sie gleich Feuer spucken. Er hatte seinen wundersamen Hut bereits abgesetzt und entledigte sich gerade seines Zelmes.

Wie ich es mir gedacht hatte: Der Kerl unter dem Zelt wirkte erheblich normaler, und ich mußte sogar seine Tonnage etwas reduzieren. In Arbeitsklamotten wog er nicht mehr als vierhundertfünfzig Pfund.

Er hatte Trollblut in sich und noch das Blut von drei oder vier anderen Rassen. Wenn man ihn ohne sein Kostüm sah, konnte man sich vorstellen, daß es clever von ihm war, es zu tragen. Es ließ ihn doch erheblich beeindruckender erscheinen.

»Mr. Garrett, ich verzichte auf die Showeinlage. Wie mein guter Freund Dojango Euch versichert hat: Ich bin kein Scharlatan.« Seine Stimme klang wie ein Baß in einem Brunnen. Irgendwann mußte ihm jemand in den Adamsapfel gebissen haben. Das verlieh seiner Stimme einen grollenden, kratzigen Klang und machte sie schwer zu verstehen. Das wußte er und sprach entsprechend langsam. »Ihr habt ein Problem mit einem boshaften Gespenst, wie ich hörte. Falls es nicht der Spukklasse Zwei oder mehr angehört, werde ich mit ihm fertig.«

»Wie meinen?« Mir sagte dieser Jargon nichts. Ich verbringe meine Zeit nur ungern mit Zauberern. Das kann sich sehr ungünstig auf die Gesundheit auswirken.

»Werdet Ihr es Euch noch einmal überlegen und mir einen kurzen Blick auf das Gelände gewähren?«

Warum nicht? Ich bin ein umgänglicher Typ, wenn die Leute nicht versuchen, mich zu verscheißern. »Wenn Sie sich die Pferdeäpfel von den Sohlen wischen und versprechen, nicht auf den Teppich zu pinkeln, können Sie reinkommen.«

Er war so häßlich, daß seine Miene schwer zu entschlüsseln war. Aber ich glaube, ihm gefiel mein Humor nicht besonders. »Brauchen Sie etwas von uns?« fragte ich ihn.

»Nichts. Ich habe meine Ausrüstung dabei. Allerdings wäre ein Führer nicht schlecht. Der könnte mir die Stellen zeigen, an denen das Gespenst am häufigsten erscheint.«

»Die gibt es nicht. Jedenfalls nicht, wenn jemand dabei ist. Der einzige Beweis dafür, daß es den Geist gibt, ist die Vermutung Doc Kiesel.«

»Merkwürdig. Ein Gespenst dieser Sorte sollte sich eigentlich häufig zeigen. Dojango, mein Täschchen.«

»Könnte er wie jemand aussehen, den man kennt?« erkundigte sich Morpheus.

»Erklärt bitte Eure Frage.«

Ich erzählte ihm von dem Morpheus in meinem Zimmer, der gar nicht Morpheus gewesen war.

»Ja. Genau. Wenn es das wollte, könnte es viel Verwirrung stiften. Dojango, worauf wartest du?«

Roze hastete zur Kutsche des Doktors. »Ich möchte mich dafür entschuldigen, daß ich Euch mit meiner Ankunft in Aufruhr versetzt habe. Die Klienten, die mich gewöhnlich engagieren, würden nicht an meine Fähigkeiten glauben, wenn ich ihnen keinen Hokus-Pokus lieferte.«

Das konnte ich nach vollziehen. Manchmal habe ich daselbe Problem auch in meinem Job. Potentielle Klienten betrachten mich und bekommen ihre Zweifel, vor allem, wenn sie die Narben in meinem Gesicht zählen. Ich muß ihnen dann immer raten, sich erst mal die anderen Jungs anzusehen.

Dojango stolperte mit vier großen Koffern die Treppe hinauf. Vermutlich wogen sie mehr als er selbst. Sein Gesicht war zu einer angestrengt grinsenden Maske verzerrt.

Kelle schien zufrieden zu sein, daß alles unter Kontrolle war. Sie stampfte wieder ins Haus, ohne mich eines Wortes zu würdigen. Das traf mich.

Aber nicht sehr.

Als Dojango in die Eingangshalle kam, keuchte er, als hätte er einen Marathonlauf hinter sich. »Wollen wir beginnen?« erkundigte sich Doktor Doom.

39. Kapitel

Sobald der gute Doktor aufhörte herumzukaspiern, beeindruckte er mich durch seine Professionalität.

Er begann am Springbrunnen, über den er einige kunsttheoretische Bemerkungen machte. Anscheinend hielt er ihn für eine der großen Skulpturen der Moderne und wollte wissen, ob er vielleicht in naher Zukunft zu verkaufen wäre.

Peters und ich warfen uns einen Blick zu. Peters hatte vollkommen die Orientierung verloren. Er erlebte jetzt eine Seite der Welt, von der er noch nie etwas gehört hatte. »Unwahrscheinlich, Doktor. Sehr unwahrscheinlich«, antwortete er.

»Wie bedauerlich. Äußerst bedauerlich. Ich würde ihn zu gern besitzen. Er wäre ein wahres Schmuckstück in meiner Sammlung.« Er durchwühlte seine Kisten, nachdem Django sie geöffnet hatte, und nahm das eine oder andere Utensil heraus. Keiner wußte, was es war. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß irgend etwas davon einen Nutzen haben sollte. Vermutlich wollte er auch damit nur die ungebildeten Tölpel beeindrucken.

Drei Minuten später redete er wieder. »In diesem Haus sind viele schreckliche Taten begangen worden.« Er blickte auf etwas in seiner Hand und schlenderte zu der Stelle, an der Schocke sich aus dem Tal der Tränen verabschiedet hatte. Die Jungs hatten gründlich sauber gemacht. Schocke wartete vermutlich im Brunnenhaus darauf, eingebuddelt zu werden.

»Hier ist kürzlich ein Mann gestorben. Gewaltsam.«
Doom sah hoch. »Vermutlich wurde er gestoßen.«

»Ganz genau«, gab ich zu. »Gestern morgen, etwa eine Stunde nach Mitternacht.«

Er wanderte weiter umher. »Hier sind Tote gegangen. Monster ... Nein! Schlimmer. Unkontrollierbare Zombies.«

Ich sah Morpheus an. »Anscheinend versteht er sein Handwerk. Oder er hat einen guten Freund hier im Haus.«

»Du mißtraust wohl allem und jedem.«

»Berufskrankheit.«

Der Geisterjäger blieb eine Viertelstunde mit geschlossenen Augen neben dem Springbrunnen stehen und hielt sich irgendwelche Dinger ans Ohr. Ich fragte mich schon, ob wir nicht doch verarscht würden, als er von seinem Ausflug ins Wohin-auch-immer wieder in die Realität zurückschnappte. »Das hier ist ein sehr blutbeladenes Haus. Jeder Stein vibriert noch von dem Widerhall schlimmer Taten.« Er erschauerte, schloß drei Minuten lang die Augen und drehte sich dann zu mir. »Ihr seid der Mann, der meine Hilfe braucht?«

»Ich bin der Kerl, den der General engagiert hat, um den Schweinestall auszumisten, und der mit jeder Bewegung tiefer im Mist versinkt, ja.«

Er nickte. »Sagt mir, was Ihr herausgefunden habt. Hier wurden so viele Übeltaten verübt, daß ich sie unmöglich auseinanderhalten kann.«

»Das wird eine Weile dauern. Wollen wir es uns nicht gemütlich machen?« Ich führte ihn in die Zimmer im er-

sten Stock des Westflügels, von wo aus man in besseren Zeiten den Besitz geleitet hatte. Wir setzten uns. Peters ging los und versuchte, Kelle zu überreden, Erfrischungen zu reichen. Ich war gespannt, was ein Haushalt auffahren würde, in dem Alkohol verboten war.

»In der Tat ein sehr merkwürdiger Ort«, bemerkte Doom, als ich ihm das mit der Prohibition erzählte. Vielleicht war er ja doch kein so schlechter Typ.

Ich schilderte ihm, was ich herausgefunden hatte. Es war nicht besonders viel, wenn man es genauer betrachtete. Hauptsächlich bestand es aus einer Auflistung von Verbrechen.

Er stellte keine Fragen, bis ich zu Ende gesprochen hatte. »Der Geist gibt sich damit zufrieden, Euren Auftraggeber zu schikanieren? Und die Morde wurden von anderer Hand begangen?«

»Ich weiß es wirklich nicht. Je länger ich hier bin, desto verwirrter werde ich. Jedesmal, wenn jemand stirbt oder auswandert, wird die Liste mit den Verdächtigen kürzer.« Ich erklärte, wie sicher ich mir gewesen war, in Schocke den Mörder ausfindig gemacht zu haben – bis er seinen Abflug gestartet hatte.

Doom dachte nach und ließ sich dabei Zeit. Offenbar ließ er sich nicht gern hetzen. »Ich weiß nicht viel über Euren Beruf, Mr. Garrett, aber als unvoreingenommener Laie vermute ich, daß Ihr einer falschen Spur folgtet, weil Ihr von einer irrigen Annahme ausgegangen seid.«

»Das heißt?«

»Ihr glaubt, Euer Täter ist jemand, der einen größeren Anteil am Erbe möchte. Habt Ihr schon andere Motive bedacht? Die Erben zeigen schließlich fortgesetztes Desinteresse an der Erbschaft. Vielleicht gibt es ja einen ganz anderen Grund für die Mordserie.«

»Möglich.« Ich bin ja nicht blöd. Natürlich hatte ich diesen Gedanken auch schon in Betracht gezogen. Aber mir war einfach nichts anderes eingefallen. Die Erbschaft war der einzige halbwegs vernünftige Grund, der dieses Blutvergießen rechtfertigen konnte. Das sagte ich Doom auch. »Aber ich bin offen für jeden anderen Vorschlag. Tatsächlich.«

Er überlegte. »Wie stark sind Eure beiden Untersuchungen voneinander getrennt?«

Ich erklärte es so, wie ich es sah. Morpheus knurrte mißbilligend. Er fand meine Perspektive zu eingengt.

»Um Himmels willen!«

»Wie?«

Doom starrte an mir vorbei auf etwas hinter mir. Ich drehte mich um.

Jennifer stand in der Tür.

»Um Himmels willen.« Wie gesagt, ich war ein Prachtexemplar an Schlagfertigkeit.

Sie sah aus wie der leibhaftige Tod.

»Komm her, mein Kind!« befahl Doom. »Sofort.«

Ich stand auf und legte ihr einen Arm um die Taille. Sie konnte kaum gehen, so schwach war sie. »Garrett ...« Sie hatte Tränen in den Augen.

Mehr sagte sie nicht. Ich führte sie zu meinem Stuhl. Dort war es heller. Aber das Licht machte ihren Anblick nicht besser. Jennifer hatte fast dieselbe Gesichtsfarbe wie der Alte. »Es ist hinter ihr her«, krächzte ich. »Das Gespenst.«

Doom betrachtete sie lange, bevor er sprach. »Ja.«

Auch Morpheus sah sie an, dann richtete er seinen Blick auf mich. »Garrett, laß uns spazieren gehen. Doc, tun Sie für sie, was in Ihrer Macht steht. Wir kommen sofort zurück.«

Ich war erschüttert und sagte kein Wort, bis Morpheus mich nach oben führte. »Was machen wir?«

»Das Gespenst lutscht den Alten seit einem Jahr aus, richtig? Und es hat in der ganzen Zeit sonst niemanden angezapft?«

»Stimmt.« Wir strebten auf meine Suite zu.

»Etwas hat das anscheinend zwischen gestern abend und heute morgen geändert.«

Wir erreichten den vierten Stock. Ich keuchte und nahm mir noch einmal vor, zu trainieren. »Wahrscheinlich. Aber was?«

Er öffnete die Tür mit meinem Schlüssel und hielt sie auf. Sobald wir drinnen waren, nahm er das Porträt der blonden Frau vom Kamin. »Wo hast du die Nacht verbracht, Garrett?«

Ich sah erst das Bild an, dann Morpheus. Mir fiel ein, daß ich sie gesehen hatte, als ich in meine Suite zurückgeschli-

chen war. »Oh.« Mehr sagte ich nicht. Das war ein ziemlich dicker Brocken, wenn es stimmte.

Morpheus trat mit dem Gemälde auf den Flur. Ich trottete hinterher. »Es wird Zeit, daß alle ihren Senf zu diesem Bild dazugeben.«

»Morpheus, es ist nicht möglich.«

»Vielleicht nicht. Hoffentlich nicht.« Manchmal kann er gnadenlos sein. Seine Stimme war so scharf wie ein Tranchiermesser.

Wir kehrten zu Doom und Jennifer zurück. Der Doktor war beunruhigt. Ihr jedoch ging es sichtlich besser. Anscheinend hatte er etwas für sie getan. Sie war jedenfalls kräftig und wach genug, um ihre Schokoladenseite herauszukehren, als ich eintrat. Morpheus legte das Bild mit dem Gesicht nach unten auf einen Tisch neben uns. »Peters? Würden Sie alle herholen? Garrett möchte etwas vorführen.«

Peters hatte sich um Jennifer gekümmert. Jetzt blickte er mich an. »Bitte«, sagte ich.

»Den General auch?«

»Auf ihn können wir im Augenblick noch verzichten.«

Er war länger fort, als ich erwartet hatte. Den Grund erfuhr ich, als er wiederkam. »Kelle und Kaid waren oben und haben den General gefüttert. Garrett, er ist fast tot. Er kann sich nicht mal mehr hinsetzen und bekommt kein Wort heraus. Er scheint einen Schlaganfall erlitten zu haben. Oder jemand hat ihm fast den ganzen Lebenssaft ausgesaugt.«

Doom lauschte aufmerksam, sagte aber nichts.

»Wie schnell werden sie hier sein?«

»Sobald sie ihn saubergemacht haben. Er hat ins Bett geschissen. Das ist ihm noch nie passiert. Er hatte immer Kaid oder Dellwood rufen können. Meistens reichte die Zeit sogar noch, um es bis auf seinen Topf zu schaffen.«

Danach gab es nicht mehr viel zu sagen. Ich beobachtete Doom, der sich um Jennifer kümmerte, die sich zusehends erholte. Und ich versuchte, nicht daran zu denken, was Morpheus in seiner wortkargen Art angedeutet hatte.

Es gibt Dinge, die man einfach nicht glauben will.

Kaid und Kelle kamen herein. Kelle meckerte über die Unterbrechungen in ihrem Tagesablauf. »Setzen Sie sich bitte«, sagte Morpheus. »Garrett?«

Ich wußte, was ich zu tun hatte. Ich wehrte mich dagegen, aus Gründen, die meinen Verstand beinahe überstrapazierten. Aber Garrett hat Willenskraft. Ich sah Jennifer an. Zu schade, daß Garrett nicht mehr Nicht-Willenskraft hat.

»Schleicher Bradon war ein bemerkenswerter Künstler, aber anscheinend hat er niemandem jemals seine Bilder gezeigt. Eine verdamnte Schande! Er konnte die Essenz des Gefühls einfangen, wie es war, im Cantard zu sein. Und er hat auch Menschen gemalt. Mit einem sehr schrägen Blick. Dies hier ist eines seiner Porträts. Ich habe es aus dem Feuer im Stall gerettet. Es könnte der Schlüssel zu allem sein. Ich möchte, daß Sie alle es sich ansehen und mir etwas darüber erzählen.«

Morpheus trat mit einer Lampe näher heran, damit ich mehr Licht hatte. Dann stellte ich das Bild auf.

Jennifer stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Und Kelle, die sich nicht hatte setzen wollen, schlug einen Augenblick später polternd am Boden auf.

»Schlägt ein wie eine Bombe«, stellte ich fest. Ich meinte das Bild.

Doc Doom starrte die blonde Frau an. Er hatte denselben Ausdruck wie Morpheus gestern abend. Dann riß er sich los. »Legt es bitte wieder hin.« Nachdem ich es getan hatte, redete er weiter. »Der Mann, der dieses Bild gemalt hat, hatte Einblick in eine andere Welt.«

»Jetzt ist er ganz drüben. Er wurde vorgestern abend ermordet.«

Doom machte eine abwehrende Handbewegung. Das tat nichts zur Sache.

»Haben Sie gesehen, was im Hintergrund lauert?« fragte Morpheus.

»Besser als jeder mit einem ungeübten Auge, nehme ich an. Das Bild erzählt eine Geschichte. Eine häßliche Geschichte.«

»Ach ja? Und welche?« fragte ich.

»Wer war die Frau?«

»Das versuche ich herauszufinden, seit ich hier bin. Keiner außer mir hat sie jemals gesehen. Die anderen Leute behaupten, sie existiere gar nicht.«

»Sie existiert. Ich bin überrascht, wie empfindlich Ihr ... Nein. Ich sagte ja, daß sie häufig erscheinen müßte. Manchmal schließen sie sich einer objektiven Partei an und

versuchen nach und nach, sich vor einem unparteiischen Gericht zu rechtfertigen.«

»Wie bitte?«

»Kapiere«, sagte Morpheus. »Ich hab mich geirrt, Garrett. Sie ist nicht die Mörderin. Sie ist unser Geist und brauchte daher natürlich auch keine Geheimgänge.«

»Morpheus! Du weißt genau, daß es unmöglich ist. Ich hab dir doch erzählt ...« Im letzten Moment bahnte sich ein Funke Vernunft den Weg durch meine Verwirrung. Wir waren hier nicht unter uns. War ich wirklich so dumm, allen zu verraten, daß ich mit einem Geist gevögelt hatte?

War ich blöd genug, es selbst zu glauben?

»Sie ist das Gespenst«, stimmte Doom zu. »Daran besteht kein Zweifel. Dieses Gemälde erklärt alles. Sie wurde ermordet. Und es war der Gipfel eines derartig ungeheuerlichen und widerlichen Verrates, daß sie hiergeblieben ist.«

Jetzt war mir alles klar. »Stantnor hat sie getötet. Sie war seine erste Frau. Diejenige, von der er sich angeblich freigekauft und die er abgeschoben hat. In Wirklichkeit hat er sie ermordet. Vielleicht liegt hier ja *tatsächlich* eine Leiche im Keller, Morpheus.«

»Nein.«

»Wie?«

Kelle rappelte sich vom Boden hoch. »Das ist Missus Eleanor, Garrett.«

»Jennifers Mutter?«

»Ja.« Kelle schleppte sich zum Tisch, hob das Bild hoch und starrte es an. Ich war sicher, daß sie alles wahrnahm,

was Schleicher Bradon dort hineingepinselt hatte, vielleicht sogar Dinge, die Morpheus und ich übersehen hatten. »Er hat es also selbst getan. Er lebt all die Jahre mit dieser Lüge, weil er seine Ausrede nicht aufgeben kann. Es war gar kein ungeschickter Arzt. Dieser miese Schweinehund.«

»Moment, kleinen Moment mal ...«

»Die Geschichte ist in dem Bild zu sehen, Garrett«, mischte Doom sich ein. »Sie wurde gequält und ermordet. Von einem Wahnsinnigen.«

»Warum?« Meine Stimme klang selbst in meinen Ohren traurig. Ich konnte mich einfach nicht beruhigen. Ich konnte die letzte Nacht nicht aus dem Kopf kriegen. Sie war kein Gespenst gewesen ... Und wenn doch, dann war sie der heißblütigste, lebendigste und knackigste Geist, den es gab. »Doktor, ich muß mich unter vier Augen mit Ihnen unterhalten. Es ist wichtig.«

Wir gingen hinaus in den Flur. Dort erzählte ich es ihm. Er verfiel wieder ins Grübeln. Als er wieder auftauchte, eine Woche später – jedenfalls kam es mir so vor – sagte er: »Langsam fügt sich alles zusammen. Und ihr Kind, Jennifer? Habt Ihr mit dem Mädchen auch geschlafen?«

Was soll's? Angeblich ist eine Beichte ja gut für die Seele. »Ja. Aber irgendwie war das ihre Idee ...« Hör auf, Ausflüchte zu suchen, Garrett.

Doom lächelte, aber nicht anzüglich. Es war eher ein freudiges Lächeln. »Jetzt ist alles klar. Der alte Mann, Euer Auftraggeber, dessen Leben sie langsam aussaugt und ihn damit allmählich auf den Weg zur Hölle bringt, ist heute morgen ausgetrocknet. Sie mußte ihn aussaugen, um bei

Euch eine feste Gestalt annehmen zu können. Dann hat die andere, ihre eigene Tochter, sie gekränkt, indem sie Euch in ihr Bett gelockt hat. Euch, den sie auserwählt hatte, um sich zu rechtfertigen. Ihr wart befleckt. Das mußte bestraft werden.« Er verfiel wieder ins Grübeln.

»Das ist doch Wahnsinn.«

»Wir haben es hier auch nicht mit geistig gesunden Menschen zu tun, ganz gleich, ob sie lebendig oder tot sind. Ich dachte, soviel hättet Ihr verstanden.«

»Verstehen und es wirklich kapieren sind zwei verschiedene Dinge.«

»Wir müssen mit dieser Trollfrau reden. Es dürfte klug sein, die Umstände dieser Geschehnisse damals so genau wie möglich zu kennen, bevor wir weitere Schritte unternehmen. Es handelt sich hier nicht um ein schwächliches Gespenst.«

Wir gingen wieder hinein. »Welchen Grund könnte General Stantnor für seine Taten gehabt haben?« fragte Doom Kelle. »Aus dem, was Mr. Garrett mir erzählt hat, schließe ich, daß sie vor allem Angst hatte und fast willenlos war. Man muß schon sehr böse sein, um sie bis zu dem Punkt zu treiben, an dem wir jetzt stehen.«

»Ich tratsche keine Lügengeschichten ...«

»Laß stecken, Kelle!« fuhr ich sie an. »Wir haben den General festgenagelt. Er hat Eleanor ermordet, und zwar offenbar auf äußerst bestialische Art und Weise. Jetzt rächt sie sich. Das bekümmert mich nicht besonders. In gewisser Weise gefällt mir diese Art der Rückzahlung. Aber sie fängt jetzt auch bei Jennifer damit an. Das gefällt mir nicht.

Also, wirst du jetzt endlich ein paar Antworten ausspucken?«

Kelle blickte Jennifer an, die sich immer noch nicht ganz erholt hatte.

»Ich hatte es geahnt, aber vermutlich war die Ahnung nicht stark genug. Der General ... na ja, er war von Missus Eleanor besessen. Wie ich schon sagte. Das hinderte ihn allerdings nicht, herumzuvögeln und jede Nutte zu bumsen, die lange genug stillhielt, daß er sie auf den Rücken legen konnte. Und er gab sich auch keine Mühe, es zu verheimlichen. Missus Eleanor bekam es trotz ihrer Naivität heraus. Ich weiß nicht, was sie für ihn empfand. Sie hat nie viel über ihre Gefühle geredet oder sie offen gezeigt. Aber sie war ihm als seine Frau auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, denn sie konnte nirgendwo sonst hingehen. Ihre Eltern waren tot und der König wollte ihren Kopf.

Das Verhalten des Generals verletzte sie tief. Wirklich schlimm. Vielleicht auch deshalb, weil sie so war, wie sie war. Es schmerzte sie mehr, als es einer betrogenen Frau normalerweise weh tun sollte. Jedenfalls erzählte sie ihm, entweder höre er damit auf oder ... Was gut für den Ganter war, sei auch gut für die Gans. Sie hätte es niemals getan. Nie und nimmer. Sie hatte nicht den Mut dazu. Aber das hinderte den General nicht, es zu glauben. Er dachte, daß alle so wären wie er. Er prügelte sie halbtot. Vielleicht hätte er sie getötet, wenn ich nicht dazwischengegangen wäre. Jedenfalls ist er anschließend fast übergeschnappt. Das arme Kind. Das einzige Mal, daß sie sich gegen ihn zur Wehr setzte ...«

Ich hätte sie gern gebeten, aus dem Melodram eine Kurzgeschichte zu machen, aber es war vermutlich nicht klug, ihren wortreichen Erguß zu unterbrechen.

»Das arme Kind war schwanger mit Miss Jennifer, aber damals wußte sie es noch nicht. Sie war ja so naiv. Als sie es endlich herausfand, war es schon zu spät. Ich hätte ihm gern den Schädel eingeschlagen, weil er nicht glaubte, daß es sein Kind war. Erst als sie tot war. Er dachte, das arme Kind wäre genauso unmoralisch gewesen wie er! Mit wem hätte sie ihn denn bloß betrügen sollen? Gab es einen anderen Gockel im Haus? Nein, nur ihn. Und das Kind ging nie vor die Tür. Die meiste Zeit verließ sie nicht mal ihre Gemächer. Aber versucht mal, einem Narren Vernunft beizubringen.

Sie ging durch die Hölle. Es war die reine Hölle. Er quälte und folterte sie, glaube ich. Sie hatte überall Verletzungen. Er versuchte, ihr den Namen des Nebenbuhlers zu entreißen. Ich tat, was ich konnte, aber es reichte nicht. Er war nur noch gemeiner, wenn ich nicht zusah. Und nach dem Tod des alten Generals wurde es noch viel schlimmer.« Sie blickte mich an. Sie hatte Tränen in den Augen. So groß wie Lercheneier. »Ich schwöre es, ich hätte nie geglaubt, daß er sie umgebracht hat. Ich glaubte es nicht, obwohl es da Gerüchte gab. Hätte ich es damals schon gewußt, hätte ich ihm Finger und Zehen und Arme und Beine ausgerissen, wie einem Huhn, das ich rupfe. Wie *konnte* er das nur tun?«

»Ich weiß nicht, Kelle. Aber ich werde ihn fragen, verlaß dich drauf.« Ich blickte Doom an.

»Wollt Ihr ihn zur Rede stellen?« erkundigte er sich.

»Allerdings will ich das.« Ich grinste wie ein Werwolf. »Er hat mich engagiert, die Wahrheit über seine Probleme herauszufinden, ganz gleich, wie unangenehm sie auch für ihn sein mochte. Ich werde ihm einen schönen, endgültigen Schlaganfall verschaffen.«

»Immer locker bleiben«, riet Morpheus. »Reg dich nicht so sehr auf, daß du nicht mehr klar denken kannst.«

Guter Tip. Ich bin dafür bekannt, daß ich wie ein kopflo-
ses Küken herumrase, wenn ich aufgeregt bin, und mir
selbst mehr Schaden zufüge als den Bösewichtern. »Ich
habe alles im Griff.« Ich sah Jennifer an. Sie hatte sich
langsam erholt, während Kelle ihre Geschichte erzählte.
Dennoch wirkte sie noch etwas benommen, als sie auf das
Porträt ihrer Mutter starrte. Sie war erstaunt und verwirrt.
»Das ist meine Mutter«, murmelte sie. »Das ist die Frau im
Schlafzimmer meines Vaters.«

Ich sah Peters an. »Warum haben Sie mir das gestern
abend nicht gesagt?«

»Ich habe es nicht geglaubt. Ich hab es zwar vermutet,
aber dieses Gemälde sieht ganz anders aus als das beim
General. Ich dachte, ich müßte mich irren. Glaubte, es war
nur ein Zufall. Schleicher hat sie jedenfalls nie zu Gesicht
bekommen.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach Kelle.

»Genau«, sagte ich. »Er stammte doch von hier, oder?
Das hätte mir einfallen müssen. Wußte er alles über sie?«

Kelle schüttelte den Kopf. »Er ist selbst damals schon nie
ins Haus gekommen. Und sie hat nie einen Fuß vor die Tür
gesetzt. Aber er hat sie aus der Entfernung gesehen.«

Peters schüttelte den Kopf. »Ich konnte es einfach nicht glauben.«

Ich erinnerte mich daran, wie er und Kaid miteinander diskutiert hatten, nachdem Morpheus und ich gegangen waren. Jetzt wußte ich warum. Sie hatten versucht, Klarheit zu gewinnen. »Was unternehmen wir nun gegen den Geist, Doktor?« Im Augenblick war ich auf ihrer Seite, ganz gleich, was sie Jennifer angetan hatte.

Das war nicht schwer nachzuvollziehen. Gestern abend hatte sie noch Ehebruch zu den Strafen hinzugefügt, mit denen sie Stantnor heimsuchte, und zwar zwanzig Jahre, nachdem er sie dafür vorverurteilt hatte. Dann hatten Jennifer und ich ... Aber warum hielt sie Jennifer nicht für mein Opfer, so wie sie Stantnors gewesen war? War da mehr, als ich wußte? Vermutlich könnte Doom es mir erklären, aber den konnte ich im Augenblick nicht vor allen Anwesenden fragen.

Ich zuckte mit den Schultern. Es konnte einen in den Wahnsinn treiben, wenn man versuchte, Motive zu entschlüsseln. In meinem Job hält man sich besser an die Resultate. Die sind klarer.

»Sie muß zur Ruhe kommen. Ihr Aufenthalt hier und ihr Herumwandern ... Das ist viel grausamer. Noch mehr unverdiente Bestrafung. Sie braucht ihren Frieden.« Er hielt inne, weil er anscheinend einen Kommentar erwartete. Als keiner kam, fuhr er fort. »Ich habe nicht das Recht zu urteilen. Vermutlich hat der Mann, der sie ermordete, verdient, was ihm widerfahren ist, und noch mehr. Aber meine eigenen Grundsätze lassen es nicht zu, daß er weiter gequält wird.«

Trotz seiner Clownshow schien er doch ein ganz patenter Bursche zu sein. Das ist zufällig ein Grundsatz, dem auch ich folge.

Meistens.

Aber ich bin dafür berüchtigt, daß ich manchmal in eine Sache verwickelt werde und unausweichlich über mein hausgemachtes Gerechtigkeitsempfinden stolpere. »Dem stimme ich zu. Im großen und ganzen. Was nun?«

Dooms Visage wurde nicht hübscher, als er lächelte. »Ich werde dem Geist einen Zwang auferlegen, der ihn daran hindert, den Lebenden noch mehr Substanz abzusaugen. Der General wird sich sofort erholen. Sobald er wieder etwas zu Kräften gekommen ist – das ist natürlich nur ein Vorschlag –, würde ich sie beschwören und die beiden miteinander konfrontieren. Eine direkte Gegenüberstellung wird sie eher dazu bringen, sich zur Ruhe zu begeben, denke ich. Und ich habe das Gefühl, daß es sehr schwierig sein dürfte, eine Exortion gegen einen feindlich gesinnten – weiblichen – Geist durchzuführen.«

»Ja.« Ich begriff, worauf er hinauswollte. Eine Konfrontation fand ich sehr gut.

»Das könnt Ihr nicht machen«, protestierte Jennifer. »Das bringt ihn um. Ihn trifft bestimmt der Schlag.«

Das interessierte niemanden sonderlich. Im Augenblick herrschte unter den Anwesenden wenig Sympathie für Stantnor. Kelle sah aus, als überlegte sie sich gerade eine Methode, seinen Abgang zu beschleunigen. Sie hatte ihn zwar wie ihr eigenes Kind aufgezogen, aber sie war alles andere als stolz auf ihn.

»Ich muß wieder an die Arbeit. Das Mittagessen kommt auch so schon später auf den Tisch.« Sie stampfte hinaus.

»Behalten Sie sie im Auge, Sergeant« riet ich Peters.
»Sie ist ziemlich aufgebracht.«

»In Ordnung.«

40. Kapitel

Doom brauchte keine Hilfe bei seinem kleinen Zwangs-Hokuspokus. Er wollte sogar lieber allein sein. »Solche Dinge sind immer riskant. Ich habe eine Tendenz, Geister zu unterschätzen. Es wäre sicherer, wenn Sie mich allein lassen, bis ich fertig bin.«

»Ihr habt ihn gehört«, sagte ich.

Wir brachen auf. Keiner hatte Sehnsucht nach einem Gespräch, und man konnte spüren, wie nachdenklich alle waren.

Peters ging in die Küche, um Kelle zu beaufsichtigen. Kaid ging nach oben und kümmerte sich um den Alten. Vermutlich hatte der alte Mann ziemlich gemischte Gefühle. Ich jedenfalls war innerlich zerrissen. Es war schwer, den General Stantnor aus dem Krieg im Cantard mit dem Monstrum in Einklang zu bringen, auf das wir eben gestoßen waren.

Morpheus ging nach draußen und plauderte mit Dojango und seinen beiden großen grünen Brüdern über alte Zeiten. Ich brachte Jennifer in ihr Zimmer und steckte sie ins Bett, allein. Sie brauchte Ruhe. Sie war schwer erschüttert, rollte sich zusammen und schien sich zu wünschen, die Welt möge einfach verschwinden.

Das konnte ich ihr nicht verübeln. Mir würde es auch nicht besser gehen, wenn ich herausfände, daß mein Vater meine Mutter umgebracht hatte.

Ich erzählte ihr nicht, warum ihr körperlicher Zustand so schlimm war. Sie hatte auch so schon genug Schwierigkei-

ten. Und ich war immer noch nicht sicher, daß ich selbst alles akzeptieren konnte.

Dann hatte ich nichts mehr zu tun, bis Doom mit seinem Job fertig war. Ich zog meinen Mantel an und ging hinaus zum Friedhof der Stantnors. Eine Weile stand ich da und starrte auf Eleanors Grabstein, versuchte, Frieden mit mir selbst zu finden. Es funktionierte nicht. Da sah ich eine Schaufel, die am Zaun lehnte. Wayne hatte sie dagelassen. Als hätte er geahnt, daß wir noch mehr Gräber ausheben mußten. Warum sollte man Werkzeug sinnlos hin- und herschleppen? Ich fand eine freie Stelle und begann zu graben. Vielleicht lockerte es mich ja auf, wenn ich Schockes letzte Ruhestätte vorbereitete.

Das klappte aber auch nicht sonderlich gut.

Vor allem dann nicht, als ich ungefähr einen Meter tief gekommen war. Da bemerkte ich Eleanor neben ihrem Grabstein. Sie beobachtete mich. Ich hielt inne und versuchte, in ihrer Miene zu lesen, aber ihr Gesicht war bei Tageslicht nicht sehr gut zu erkennen.

Dabei war sie gestern nacht so wundervoll kräftig gewesen, vermutlich weil sie Stantnor soviel Leben ausgesaugt hatte. Ob sie das vorher auch getan hatte, um ihn zu strafen, indem sie seine Bediensteten ausschaltete? Ein Geist konnte ohne weiteres einen Mord wie einen Zufall aussehen lassen. Zum Beispiel konnte er einen Bullen verrückt machen oder einen Herzanfall auslösen. »Tut mir leid, Eleanor. Ich wollte dir nie weh tun.«

Sie sagte nichts. Das hatte sie auch zuvor nie getan, bis auf dieses eine Mal, als sie mich vor Peters Zimmer hatte liegen sehen.

Sie schien an Substanz zu gewinnen. Warum brauchte Doom so lange? Machte sie ihm mehr Schwierigkeiten, als er angenommen hatte? Ich versuchte, daran zu denken und an das Grab, das ich grub, an das Mittagessen, das mir bevorstand, an den Mörder, den ich noch überführen mußte, an alles, nur nicht an das traurige, unerfüllte, kurze Leben, das dieser Frau gewährt worden war.

Es klappte nicht.

Ich setzte mich auf den Rand des Grabes in den Dreck und heulte. Ich weinte um sie.

Plötzlich saß sie mir gegenüber und sah mich besorgt an. Sie hatte den gleichen Gesichtsausdruck wie damals, als ich verletzt gewesen war und sie mich gefunden hatte. Doch ihre Substanz wurde immer weniger, so daß sie transparent wurde. »Ich wünschte, es wäre anders für dich gewesen. Ich wünschte, du hättest in meiner Zeit leben können. Oder ich in deiner.« Ich meinte es wirklich ernst.

Sie streckte die Hand aus. Ihre Berührung war sanft wie eine Schwanenfeder, die über meine Wange strich. Ihr Lächeln war schwach und verzeihend. Ich versuchte, zurückzulächeln, aber es gelang mir nicht.

Es gibt viel Böses in der Welt. Das ist die Natur der Dinge. Aber trotzdem ist es schwer, es zu akzeptieren. Denn das, was Eleanor Stantnor erlitten hatte, mochte sie daran schuld sein oder nicht, war weit schlimmer als einfach nur böse. Es war eine Art von Grausamkeit, die menschliche

Fähigkeiten bei weitem übersteigt und direkt auf Rechnung der Götter geht. Es war die Art Böses, das mich zu einem wahrhaft gottlosen Menschen gemacht hat. Ich kann einfach diesen himmlischen Scheißkerlen nicht verzeihen, daß sie solche Dinge Menschen widerfahren lassen, die sie schlicht nicht verdient haben.

General Stantnor würde in der Hölle schmoren, aber ihn traf nicht die ganze Schuld. Genausowenig wie Eleanors Eltern. Ihre Mutter hatte nur versucht, sie zu beschützen. Die Schuld traf auch nicht nur die Gesellschaft. Wenn es überhaupt Götter gibt, dann verdienten *sie* genauso viele Höllenqualen.

Ich blickte auf. Doom hatte anscheinend zum Endspurt angesetzt. Vielleicht hatte er einen kleinen Vorteil, weil sie von mir abgelenkt wurde. Sie hatte kaum noch Substanz, aber sie lächelte, als sie verging. Sie lächelte mich an. Vermutlich war ich der einzige Kerl, der jemals gut zu ihr gewesen war. Vielleicht können Sie sich vorstellen, wie mies ich mich dabei gefühlt habe.

»Ruhe in Frieden, Eleanor.«

Dann war sie verschwunden.

Ich stürzte mich in wilder Wut auf das Grab und schaufelte wie ein Besessener, als wollte ich die Tore der Hölle freilegen und alle Übel dieser Welt den Schlund hinunterjagen. Als ich fast einen halben Meter tiefer gegraben hatte als nötig war, kam ich mehr oder weniger zur Besinnung. Ich kletterte aus dem Grab und schlurfte zum Haus. Ich war derartig lehmverschmiert, daß ich fürchtete, jemand könnte mich mit einem Zombie verwechseln.

41. Kapitel

Ich blieb vor dem Haus auf dem Rasen stehen und plauderte mit Dojango und den beiden anderen Drillingen, aber ich war nicht so richtig bei der Sache. Nach fünf Minuten gab ich auf und ging hinein. Morpheus sah mir besorgt nach. Als ich fast die Treppe erreicht hatte, sagte er etwas zu Dojango und kam hinter mir her. Dojango seufzte. Es war ein Seufzer, den ich noch von früher kannte. Er besagte, daß ihn alle nur ausnutzten. Er zog seine Hose hoch und rannte die Auffahrt hinunter.

Was sollte das denn?

Ich betrat das Haus. Als ich an den toten Stantnor vorbeizockelte, erzählte ich ihnen, was ich von ihnen und ihrer Art und vor allem von dem letzten ihres Schlages hielt. Morpheus holte mich ein, als ich die Hälfte hinter mir hatte. »Geht es dir gut, Garrett?«

»Nein. Ich bin innerlich vollkommen leer, aber ich atme noch. Ich krieg das schon hin. Diese sinnlose Bosheit in der Welt frustriert mich einfach. Ich erhole mich wieder.«

»Ah. Der wahre Garrett. Bedauert, daß er kein Drilling ist, dann könnte er dreimal soviel Scheiße ausmisten.«

Ich grinste schwach. »So in etwa.«

»Man kann das nicht alles allein bewältigen.«

Das kann man nicht. Aber es ist nicht einfach, das zu kapiern. Und auch wenn man es weiß, geht es einem trotzdem an die Nieren.

Ein schrecklicher, metallischer Krach ertönte aus dem Hauptgang, gefolgt von einem hohen Schrei, der wie der Todesschrei eines Kaninchens klang. Wir stürmten gleichzeitig durch die Tür und stießen zusammen.

Kaid lag zwei Meter von der Stelle entfernt, an der Schocke gelandet war. Eine Rüstung hatte ihn erschlagen, aber er war nicht tot. Noch nicht ganz. Ich mußte unwillkürlich an einen zerquetschten Käfer denken. Seine Glieder zuckten noch.

Sie kamen zur Ruhe, bevor wir die Rüstung von ihm gehoben hatten. Als ich mich niederkniete, brach sein Blick.

»Dann war es nur noch einer«, flüsterte Morpheus.

»Und jetzt weiß ich endlich, welcher.« Ich haßte mich dafür. Denn ich hätte früher darauf kommen müssen. Es lag alles ganz klar vor mir. Doktor Doom hatte recht gehabt. Ich hatte es die ganze Zeit unter einem falschen Aspekt betrachtet. Aber wir alle übersehen, was wir nicht sehen wollen. Ich hatte mich einfach zu sehr auf das Motiv konzentriert, und war von dem einzigen Motiv, das ich erkannte, geblendet worden. Manchmal ergibt das Motiv für jemanden, der nicht verrückt ist, keinen Sinn.

»Ja.« Morpheus hatte es anscheinend auch begriffen. Jetzt war es allerdings auch offensichtlich. Aber er sprach es nicht aus. »Für ihn können wir nichts mehr tun. Im Augenblick gibt es sowieso nichts zu tun. Du solltest dich waschen.«

»Welchen Sinn hätte das? Ich muß noch ein Grab schaufeln.«

»Das hat Zeit. Erst brauchst du ein Bad. Ich paß auf.«

Vielleicht hatte er recht. Möglicherweise kannte er mich einfach zu gut. Ein Bad würde zwar vermutlich nicht helfen, aber es wäre wenigstens ein Symbol. Ich trottete in die Küche. Kelle und Peters waren mit dem Essen fast fertig. Sie hatten überraschenderweise den Krach nicht gehört. Ich erzählte ihnen nichts, sondern nahm mir nur das ganze heiße Wasser und ging in meine Suite. Sie stellten keine Fragen. Wahrscheinlich sah ich zu verbissen aus.

Als ich frisch gebadet und gewickelt herunterkam, fühlte ich mich kein bißchen besser. Einige Dinge kann man nicht so einfach abwaschen. »Irgendwas passiert?« fragte ich Morpheus.

Er schüttelte den Kopf. »Doom will dich sehen.«

Ich ging in das Zimmer, wo ich den Doktor allein gelassen hatte. Er hatte schon von dem Vorfall gehört, wirkte aber immer noch bestürzt, als er mich ansah. »Ihr seht schlecht aus.«

Ich erzählte es ihm. »Das habe ich mir gedacht. Ich habe alles getan, was in meiner Macht stand. Jetzt müssen wir sie mit ihrem Ehemann konfrontieren.«

Ich schilderte ihm meinen Abschied von Eleanor. Unter seiner häßlichen Schale steckte ein guter Mensch. »Ich weiß, wie Ihr Euch fühlt. Mir ging es auch einige Male so. Euer Beruf und meiner haben beide ihre schmerzlichen Seiten. Ihr werdet noch einmal Gelegenheit bekommen, ›Ruhe sanft‹ zu ihr zu sagen.«

»Laßt es uns hinter uns bringen.«

»Noch nicht. Ihr seid noch nicht soweit. Ihr müßt Euch beruhigen. In Eurem jetzigen Zustand seid Ihr zu emotional.«

Ich wollte widersprechen.

»Ich mische mich nicht in Euren Job, also schreibt mir nicht meinen vor. Wir können nicht ordentlich arbeiten, wenn zu viele Gefühle herumschweben. Und es werden schon genug Emotionen bei den Hauptpersonen ausgelöst werden.«

Er hatte recht. Ich mußte dringend lernen, meine Arbeit und mein Leben zu trennen. »Einverstanden. Ich reiße mich zusammen.«

Morpheus tauchte an der Tür auf. »Mittag. Nimm dir lieber Zeit, ein paar Happen zu essen, Garrett.«

Großartig. Alle waren um mein Wohl besorgt. Ich hätte einen Tobsuchtsanfall kriegen mögen. »Ich komme gleich.«

Vermutlich wirkte ich jetzt etwas weniger wild. Der Schwarze Peter sah mir zu, wie ich mein Essen herunter-schlang, ohne hinzusehen oder zu schmecken, was es war. »Ist etwas vorgefallen?« fragte er.

»Nicht ganz. Eher runtergefallen. Eine Rüstung ist vom vierten Stock gesprungen und auf Kaid gelandet. Sind beide tot.«

»Was?« Er runzelte die Stirn und sah Kelle an. Sie erwiderte den Blick. Sie brauchten etwa fünf Sekunden, um eins und null zusammenzuzählen. Dann fing Kelle lautlos an zu weinen.

»Sobald wir hier fertig sind, gehen wir hoch zum Alten. Dann bringen wir die Sache zu Ende.«

»Es lohnt sich kaum noch«, meinte Peters. »Und ich bedaure es fast, daß ich Sie geholt habe.«

»Das glaube ich Ihnen gern.« Ich schob den Teller zurück. Selbst wenn man mich totschiagen würde: Ich hätte nicht sagen können, was ich da gegessen hatte. Die anderen waren nicht in Eile. Morpheus beobachtete mich, als befürchtete er, daß ich gleich an die Decke ging. »Ich hab es unter Kontrolle. Eisberg Garrett. Garrett, der coole König der Schnüffler.« Ich stellte alles in meinem Inneren auf Null.

Aber das sah man mir nicht so schnell an. Es würde eine Weile dauern, bis die Wut und die Frustration aus meiner Miene verschwanden, etwa solange, wie es dauerte, bis eine Leiche steif würde.

Sie stocherten in ihrem Essen herum wie Kinder, die wußten, daß sie zum Nachschich in den Schuppen müssen. »Ich geh kurz nach oben. Bin gleich wieder da.« Ich hatte etwas vergessen, eines von Schleichers Gemälden.

Als ich wiederkam, waren alle mit Essen fertig. Doktor Doom stand in den Startlöchern, Werkzeuge unter dem einen und Schleichers Meisterwerk unter dem anderen Arm. Er war bereit und überprüfte die Statisten. Sogar mit meinem emotionalen Zustand war er zufrieden. »Wollt Ihr das Mädchen holen?«

»Klar. Morpheus, du trügst das hier.«

Wir marschierten durch die Eingangshalle, an Kaid vorbei, und vermieden es sorgsam, ihn anzusehen. Dann stie-

gen wir die Treppe hinauf. Im dritten Stock brach ich aus und ging zu Jennifers Zimmer. Die Tür war abgeschlossen, aber ich hatte meinen Dietrich dabei. Ich ging durchs Wohnzimmer in das kleine Zimmer, wo ich sie letzte Nacht gefunden hatte. Sie war wieder da, im selben Stuhl vor demselben Fenster. Sie schlief. Ihr Gesicht war so unschuldig wie das eines Neugeborenen.

»Wach auf, Jennifer.« Ich rüttelte sanft ihre Schulter. Sie sprang hoch.

»Was?« Sie beruhigte sich schnell. »Was denn?«

»Wir gehen zu deinem Vater. Komm mit.«

»Ich will nicht. Ihr werdet ... Es wird ihn umbringen. Ich will nicht dabeisein. Das ertrage ich nicht.«

»Ich glaube wohl. Und du mußt dabeisein. Ohne dich wird es nicht funktionieren.« Ich nahm sie an der Hand und ging voran. Sie ließ sich zurückfallen, so daß ich sie zerren mußte. Aber sie wehrte sich nicht gegen mich.

Die anderen warteten bereits in Stantnors Wohnzimmer. Sobald Jennifer und ich hereinkamen, ging Peters weiter. Das nächste Zimmer war ein privater Salon wie in Jennifers Suite. Dahinter lag das Schlafzimmer des Generals. Wir gingen hinein.

42. Kapitel

Der Alte wirkte wie eine Mumie, die nicht kapiert hatte, daß sie tot war und einfach weiteratmete. Er hatte die Augen geschlossen und den Mund geöffnet. Schleim lief ihm über die Lippen und die Wange hinunter. Jeder dritte Atemzug klang wie der letzte Seufzer.

Wir gingen an die Arbeit. Ich stellte die Bilder auf, Morpheus pflanzte sich neben die Tür, Peters weckte den General, und Kelle schürte das Feuer.

Der Alte sah übel aus, aber seine Augen glänzten, als er zu sich kam. Er war noch bei klarem Verstand und bemerkte die grimmigen Mienen. Ihm wurde klar, daß ich meinen Abschlußbericht lieferte.

»Sie brauchen keine Kraft auf Reden zu verschwenden, General, oder auf Einwände. Die Stunde für den Abschlußbericht hat geschlagen. Es wird nicht lange dauern, aber ich möchte Sie warnen. Er ist schlimmer, als Sie es sich träumen lassen. Ich spreche keine Empfehlungen aus, sondern liefere Ihnen einfach nur die Informationen. Machen Sie damit, was Sie wollen.«

Seine Augen sprühten förmlich Funken vor Wut.

»Der Mann, den Sie nicht kennen, ist Doktor Doom, Spezialist für paranormale Aktivitäten. Er war eine große Hilfe. Wayne ist nicht da, weil er gekündigt und sich heute morgen in aller Frühe auf den Weg gemacht hat. Schocke und Kaid sind nicht hier, weil sie beide ihren letzten Weg angetreten haben. Wie Hawkes und Bradon. Gemeuchelt von derselben Hand. Doktor ...«

Doom reagierte aufs Stichwort und spielte seine Rolle. Ich gab ihm ein bißchen Zeit, in Schwung zu kommen. Stantnor beobachtete ihn mit zusammengepreßten Lippen. Nur seine Augen bewegten sich. Als er mich ansah, war ihr Blick alles andere als dankbar. Doch noch etwas anderes als Wut schimmerte darin. Der General war besorgt.

»Erst wollen wir darüber reden, wer versucht, Euch zu töten.«

Doom stieß ein schauerliches Geheul aus, und alle zuckten zusammen. Ein Blitz erfüllte den Raum. Ich bin ja kein Profi, aber irgendwie kam mir das merkwürdig vor. »Alles klar?« fragte ich.

Er schnappte nach Luft. »Es kämpft gegen mich. Aber ich werde es herholen. Kommt mir nicht in die Quere und laßt mich in Ruhe.«

Er brauchte ein paar Minuten.

Eleanor materialisierte sich am Fuß von Stantnors Bett. Aber nicht als Eleanor. Jedenfalls nicht sofort. Erst gab sie einen großartigen Schleicher Bradon, dann einen etwas weniger überzeugenden Kutter Hawkes, bevor sie sich Doods Willen unterwarf. Ich verglich sie mit dem Porträt, auf das Stantnor laut Jennifer die ganze Zeit starrte. Es sah ihr nicht ähnlich, genauso wenig wie der Frau auf Bradons Gemälde.

Stantnor traten fast die Augen aus den Höhlen, und er richtete sich kerzengerade auf. »Nein!« krächzte er, hob einen Arm und legte ihn schützend vor seine Augen. »Nein! Schafft sie weg!« Er wimmerte wie ein geprügeltes Kind. »Schafft sie endlich hier weg!«

»Mein Job war es, Sie dazu zu bringen, der Wahrheit ins Auge zu sehen, ganz gleich, wie unangenehm diese Wahrheit auch aussehen würde, General. Dies ist die eine Wahrheit, die ich ans Licht gezerrt habe. Es ist mir ein außerordentliches Vergnügen, Sie damit zu konfrontieren. Hier ist die Frau, die Sie gequält und gefoltert haben ...«

Jennifer konnte nicht mehr an sich halten. »Du hast sie *wirklich* getötet? Meine Mutter? Es war gar kein Doktor?« Sie schwankte.

»Behalt sie im Auge, Morpheus.« Er verließ seinen Posten neben der Tür und kam ihr zu Hilfe. Sie plapperte sinnlos vor sich hin. Die Worte sprudelten einfach nur aus ihr heraus.

Stantnor stammelte ungereimtes Zeug, als könnte er noch jemanden bluffen. Der Speichel rann ihm über das Kinn. Er konnte nicht sprechen, dafür war er zu erschüttert. Er sah so aus, als träfe ihn gleich der Schlag, wie Jennifer es vorhergesagt hatte.

Ich sah Eleanor an. »Jetzt geh und ruh in Frieden. Du hast genug getan. Es bekommt dir nicht. Beschmutze deine Seele nicht noch mehr.« Unsere Blicke trafen sich und wir starrten uns an, bis die anderen unruhig wurden. »Bitte.« Ich wußte nicht genau, um was ich eigentlich bat.

»Sie wird in Frieden ruhen, Mr. Garrett«, sagte Doom leise. »Das ist ein Versprechen.«

»Dann befreien Sie sie. Sie muß nicht ...« Ich klappte den Mund zu, bevor ich etwas sagte, das mir mehr Schwierigkeiten einbrachte, als ich bewältigen konnte. Ich schloß

meine Augen und riß mich zusammen. Als ich sie öffnete, war Eleanor nur mehr ein Hauch.

Sie lächelte mir zu. Leb wohl.

»Auf Wiedersehen.«

Ich sammelte mich eine Minute, bevor ich mich zu dem alten Mann umdrehte. Er schnappte nach Luft und schnaufte, aber er war nicht mehr so erschöpft. »Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, damit Sie sich erinnern, General. Es wird Ihnen gefallen.« Ich nahm das schlechte Gemälde von Eleanor fort und ersetzte es durch Bradons Meisterwerk. »Ist das nicht besser?«

Stantnor starrte es an. Je länger er hinsah, desto mehr entsetzte es ihn.

Er schrie.

Ich sah auf das Bild.

Fast hätte ich selbst geschrieen.

Ich weiß nicht, was es war. Das Gemälde hatte sich nicht sichtlich verändert, aber trotzdem war etwas anders. Es erzählte Eleanors Geschichte. Man konnte es nicht ansehen, ohne von ihrem Schmerz und ihrer Angst vor dem, was sie verfolgte, gepackt zu werden. Es war ein Schatten, und er trug das Antlitz eines jüngeren Stantnor.

Ich riß mich davon los, bevor Doom mir zu Hilfe kam. »Ihr habt noch Arbeit zu erledigen«, sagte er. Seine Stimme klang ruhig und leise und erreichte mich tief in meinem Inneren, so wie die Gedankenstimme des Toten Mannes es konnte. Sie besänftigte den Teil von mir, der kurz davor war, überzuschnappen.

»Was habt Ihr vor?« fragte er.

»Ich will ihm klarmachen, daß er den Rest seines Lebens damit verbringen wird, auf dieses Bild zu starren.«

»Nicht jetzt. Macht weiter.«

»Sie haben recht. Natürlich. Peters, reißen Sie ihn für eine Minute von diesem Bildnis los.«

Peters drehte den Kopf des alten Mannes zur Seite. Stantnors Blick verriet den aufkeimenden Wahnsinn ... Nein, es war kein Wahnsinn, jedenfalls nicht direkt. Er hatte sich auf etwas konzentriert, was weit weg war, etwas, das nur er sehen konnte. Seine eigene Vision der Hölle. Jetzt war er wieder bei uns. Jedenfalls für ein paar Minuten.

»Ich habe noch ein Geschenk für Sie«, sagte ich. »Dies werden Sie auch zu schätzen wissen.« Ich vergewisserte mich, daß er mich nicht aus den Augen ließ, während ich Eleanors Porträt zur Wand drehte und es durch Schleichers letztes Porträt von Jennifer ersetzte. »Ihre entzückende Tochter. Ganz der Herr Papa.«

Jennifer schrie schrill auf und stürzte vor. Morpheus erwischte sie und nahm sie in einen schmerzhaften Haltegriff. Sie spürte den Schmerz überhaupt nicht.

Kelle hörte auf, Holz aufzulegen, schubste Morpheus mit dem Ellbogen zur Seite und nahm Jennifer in die Arme, nachdem sie ihr das Messer aus der Hand gewunden hatte. Sie beruhigte sie, wiegte sie leise und weinte mit ihr. »Mein Baby«, murmelte sie. »Mein Baby, mein armes krankes Baby.« Keiner sagte etwas. Alle begriffen es. Selbst der General.

»Deshalb ist Ihre Scheune verbrannt. Dieses Gemälde ist der Grund. Sie hat Schleicher Bradon mehrmals Modell gesessen. Aber Schleicher hatte einen Blick, der durch alle Masken hindurch zum wahren Kern der Menschen und Dinge vordringen konnte. Wahrscheinlich ist er deshalb vor der Welt geflüchtet. Ein Mann mit seinem Blick sieht schrecklich viele furchtbare Wahrheiten.

Ich habe auch die Wahrheit gesucht, aber leider habe ich sie diesmal nicht schnell genug gefunden. Vielleicht wollte ich das auch nicht. Wie so vieles Böse kam auch dies in einer wunderhübschen Verpackung daher. Vielleicht hat mich auch das Gemälde von Eleanor zu sehr beschäftigt. Ich hätte dieses hier genauer betrachten sollen.«

Stantnor wollte mich unterbrechen.

»Acht Morde, General. Ihr Töchterlein hat acht gute Männer auf dem Kerbholz. Vier hat sie in Melchiors Sumpf gelockt.« Nachdem ich akzeptiert hatte, daß Jennifer die Mörderin war, fügten sich die Stücke des Puzzles wie von selbst zusammen. »Es hat eine Weile gedauert, aber schließlich ist mir klargeworden, was sie gemein hatten: Sie waren alle Jäger. Und Jennifer tat, als wollte sie sich fangen lassen.

Sie hat sie zum Sumpf hinausgelockt, sie umgebracht und reingeworfen. Dadurch hat sie das Hindernis umgangen, auf das ich immer dann gestoßen bin, wenn ich mich fragte, ob sie die Mörderin sein könnte. Wie hatte sie die Leichen transportiert? Ich bin nicht auf die ganz einfache Antwort gekommen: Sie hat dafür gesorgt, daß sie sich selbst zum Richtplatz begeben haben. Die schwerste körperliche Arbeit, die sie jemals bewältigen mußte, war,

Schocke über die Empore des vierten Stocks in die Tiefe zu stoßen und eine Rüstung auf Kaid zu stürzen.

Ich war vielleicht so schwer von Begriff, weil man solche Morde nicht mit einer Frau in Verbindung bringt. Ich habe einfach übersehen, daß in einem Haus voller Marines vermutlich jeder wie ein Marine denkt und ohne Umschweife auf sein blutiges Ziel losgeht. Wer denkt schon, daß eine Frau es wagen würde, einen ausgebildeten Einzelkämpfer mit einer Kef-Sidhe-Würgeschnur anzugreifen?«

Ich sah Jennifer an und dachte an unseren Spaziergang zum Friedhof. Ich wußte jetzt, daß sie vorgehabt hatte, mich dort umzubringen. Aber ich hatte ihr einen unerwarteten Moment der Freundlichkeit geboten. Es hatte mir das Leben gerettet und sie um die Chance gebracht, ungeschoren davonzukommen.

»Ich weiß wer und wie. Aber ich verstehe absolut nicht, warum.«

Sie brach zusammen. Sie lachte und weinte und redete wie ein Wasserfall, ohne auch nur einen sinnvollen Satz herauszubringen. Es schien etwas mit ihrer Angst zu tun zu haben, daß Teile des Besitzes verkauft würden, wenn es noch andere Erben außer ihr und Kelle gab. Und war das Haus dann erst einmal verlassen, fürchtete sie, auch in diese tödliche Welt gestoßen zu werden, die sie nur mit vierzehn ein einziges Mal besucht hatte.

In einem hatte ich mich geirrt. Sie hatte keine acht Morde begangen. Sondern elf. Sie hatte auch die drei Männer ermordet, deren Tode angeblich natürlich oder durch einen Unfall eingetreten waren. Sie gab es zu, ja, sie brüstete sich

sogar damit. Sie lachte, weil sie alle bis jetzt zum Narren gehalten hatte.

Stantnor starrte sie die ganze Zeit entsetzt an. Ich wußte, was er dachte. Womit hatte er das verdient?

Ich wollte es ihm nur zu gern erklären.

»Garrett!« Morpheus packte meinen Arm.

»Was?«

»Zeit zu gehen. Der Job ist erledigt.«

Doom war bereits verschwunden. Er hatte seinen Teil getan. Eleanor ruhte in Frieden. Kelle versuchte, Jennifer zu beruhigen und zu trösten und dabei einen Privatfrieden mit ihr zu schließen. Das Mädchen war nicht ihre leibliche Tochter, aber ... Stantnor war vollkommen vom Bild seiner Tochter gefesselt. Er sah noch tiefer, als Schleicher es vermocht hatte. Vielleicht sah er sein Versagen, mit dem er dieses Monster geschaffen hatte. Ich empfand kein Mitleid und versuchte es auch gar nicht. Es war einfach keins da.

Dann bekam er einen seiner Anfälle.

Dieser zog sich hin.

»Garrett! Gehen wir.«

Der alte Mann starb. Nein, er verreckte. Morpheus hatte keine Lust, sich die Show anzusehen.

Peters stand da, benommen und reglos. Er wußte nicht, was er tun sollte. Ihn bedauerte ich.

Ich schüttelte die Gefühle von mir ab. »Stantnor schuldet mir noch etwas. Ich habe mein ganzes Honorar und noch mehr dafür verbraucht, um ihm seine Antworten zu

beschaffen. Es sieht nicht so aus, als würde er warten, bis ich ihm eine Rechnung ausstelle.«

Morpheus sah mich merkwürdig an. Solche abgebrühten Sprüche paßten eigentlich nicht zu mir. »Nicht«, sagte er, obwohl er keine Ahnung hatte, was ich vorhatte. »Laß uns einfach gehen. Vergiß es. Ich berechne dir meine Zeit nicht.«

»Nein.« Ich schnappte mir Eleanors Gemälde. »Mein Honorar. Ein echter Bradon.« Der General widersprach nicht. Er war zu sehr mit seinem Sterben beschäftigt. Ich sah Peters an, der nur mit den Schultern zuckte. Ihn interessierte es nicht.

»Garrett!« fauchte Morpheus mich an. Er war sicher, daß ich etwas tun würde, was ich anschließend bereute.

»Warte noch eine Minute!« Eins hatte ich noch zu erledigen. »Kelle, was werden Sie machen?«

Sie sah mich an, als hätte ich eine selten blöde Frage gestellt. »Was ich schon immer gemacht habe, Jüngelchen. Ich kümmere mich um das Haus.«

»Wenn ich etwas für Sie tun kann, dann setzen Sie sich mit mir in Verbindung.« Erst dann folgte ich Morpheus hinaus. An den alten Mann verschwendete ich keinen Gedanken. Selbst wenn draußen alle Ärzte des Aderlaß-Hospitals gestanden hätten, hätte ich vermutlich seine kleine Unpäßlichkeit ihnen gegenüber nicht erwähnt.

Peters wartete an der Tür zur Eingangshalle, als Morpheus und ich dort ankamen. Wir hatten die Gemälde und mein Zeug dabei. Er stierte in die große Halle, wie ich auf Bradons Sumpfgemälde mit dem Gehängten gestiert hatte,

und hielt eine Schaufel in der Hand. Er hatte einige Gräber auszuheben. Ob wohl irgend jemand sich die Mühe machen würde, auf das von Stantnor einen Grabstein zu setzen? »Ich habe wohl kaum Grund, mich zu bedanken, Garrett. Sie sind gekommen, als ich Sie gerufen habe, aber ich hätte Sie nicht aufgesucht, wenn ich gewußt hätte ...«

»Ich wäre nicht gekommen, hätte ich das vorausgesehen. Wir sind quitt. Was werden Sie jetzt tun?«

»Die Toten begraben und dann verschwinden. Vielleicht trete ich wieder in das Corps ein. Sie werden uns Veteranen dringend brauchen, weil Großmond jetzt Amok läuft. Außerdem kann ich nichts anderes.«

»Ja. Viel Glück. Vielleicht sehen wir uns ja irgendwann mal wieder, Sergeant.«

»Klar.« Wir wußten beide, daß wir uns nie wiedersehen würden.

Ein grauenhafter Schrei erklang von oben. Er hörte nicht auf, bis es schien, als könnte kein Mensch so schreien. Wir sahen hoch. »Anscheinend ist er tot«, stellte Peters fest. Seine Stimme klang kalt.

Dann schrie wieder jemand. Diesmal war es ein Schrei voll wahnsinniger Wut. Kelle brüllte auf. »Miss Jenny, kommen Sie zurück!«

Das Mädchen war vollkommen übergeschnappt. Sie stürmte aus dem Flur im vierten Stock und hielt einen Dolch in der Hand. Sie schrie, und ich erkannte bestürzt, daß sie meinen Namen rief.

»Beweg dich, Garrett«, sagte Morpheus. Er hatte zuvor schon Berserker erlebt. Selbst eine neunzig Pfund schwere Frau konnte mich in diesem Zustand in Stücke reißen.

Jennifer war so rasend, daß sie nicht mehr wußte, wo sie sich befand. Und es fiel ihr zu spät ein. Sie rammte mit voller Wucht das Geländer der Empore.

Und stürzte meinem heldenhaften Ritter in den marmornen Schoß. Zerschmettert glitt sie an ihm herab und landete am Fuß des Drachen. Sie sah aus wie die Beute der Bestie. Als wäre der Held einen Moment zu spät zu ihrer Rettung gekommen.

Aber dieser Held war sowieso viel zu spät dran, um noch irgend jemanden retten zu können.

Ich drehte mich um und ging. Morpheus blieb dicht hinter mir, nur für den Fall, daß ich auf die verrückte Idee käme, zurückzugehen.

Auf dem Heimweg waren Morpheus und ich sehr schweigsam. Nachdem ich etwas davon gemurmelt hatte, mir einen anderen Job zu suchen und er mir geraten hatte, mich nicht zum Narren zu machen. Ich fragte ihn, ob er etwas hatte mitgehen lassen, oder vorhatte, der Villa Stantnor um Mitternacht einen kleinen Besuch abzustatten. Wenn ich ihn so etwas frage, dann sieht er mich normalerweise an, als habe er nicht den leisesten Schimmer, wovon ich eigentlich redete.

»Ich würde aus diesem Haus nicht mal etwas mitnehmen, wenn du mich dafür bezahlen würdest, Garrett. Du könntest mich anflehen, die Antwort lautet nein. Dort herrscht Finsternis, in jedem Stein, in jedem Teil. Überall.«

Wir redeten nicht mehr, bis wir in die Macunado Street kamen und auf mein Haus zugingen. »Geh rein und besauf dich. Laß dich bis zum Rand volllaufen, bis es dir zu den Ohren rauskommt. Und dann sauf weiter. Kotz das Gift aus.«

»Das ist die beste Idee, die du seit Jahren gehabt hast.«

43. Kapitel

Dean ließ mich ein. Er wirkte älter und hagerer, obwohl ich nur ein paar Tage fort gewesen war. »Mr. Garrett. Wir haben uns Sorgen gemacht, weil wir so lange nichts von Ihnen gehört haben.«

»Wir?« knurrte ich. Er fing schon wieder an, sich über mich aufzuregen.

»Er.« Er nickte in Richtung Zimmer des Toten Mannes. »Er ist wach, seit Sie gegangen sind. Anscheinend hat er erwartet, daß Sie ihn um Hilfe bitten.«

»Den Fall hab ich allein geschafft.« Und wie!

»Oh.« Er begriff den Grund für meine schlechte Laune. »Ich werde wohl besser ein Bierchen zapfen.«

»Vielleicht schaffe ich heute auch ein ganzes Faß.«

»So schlimm?«

»Noch viel schlimmer. Bring mir auch einen Hammer.« Ich ging in mein Büro und sah mir die Stelle an, an der ich Eleanors Bild aufhängen wollte.

Dean bewegte sich mit verblüffender Geschwindigkeit. Das würde ich mir merken, wenn er das nächste Mal wieder in seinem üblichen Schneckentempo herumkroch. Er kam in weniger als einer Minute mit einem Bier, einem Hammer und Nägeln zurück. Ich leerte den Humpen in einem Zug. »Mehr.«

»Ich habe auch eine Mahlzeit vorbereitet. Sie sehen aus, als könnten Sie eine brauchen.«

Der alte Leisetreter. Er wollte, daß ich erst etwas Warmes in den Bauch bekam, bevor ich ernsthaft anfang zu saufen.

»Ich habe deine Kochkunst vermißt.« Ich schlug einen Nagel in die Wand, und Dean brachte frisches Bier, bevor ich Eleanor auspackte. Diesmal hatte er neben dem Humpen auch gleich den Krug mitgebracht.

Ich wickelte die Lady aus, hängte sie auf und trat zurück.

Es war nicht mehr dasselbe Gemälde.

Na ja, irgendwie schon. Aber es hatte sich etwas verändert. Die Intensität, die Wut und das Entsetzen waren nicht mehr da. Trotzdem sah das Bild genauso aus. Nur schien Eleanor zu lächeln. Sie schien auf etwas zuzulaufen, statt vor etwas weg.

Nein. Es mußte dasselbe Bild sein. Ich war es, der sich verändert hatte. Ich drehte ihm den Rücken zu. So ein begnadeter Maler war Schleicher Bradon nun auch wieder nicht gewesen.

Ich warf einen Blick über die Schulter zurück. Eleanor lächelte mich an.

Ich trank noch einen Humpen auf ex. Dean ging eilig in die Küche, um das Essen fertig zu kochen, bevor ich mich besinnungslos betrunken hatte.

Der Tote Mann zerrte mich beinahe gegen meinen Willen in sein Zimmer und zog mir die Geschichte aus der Nase. Er krittelte nicht an mir herum, was ungewöhnlich war. Nicht einmal ein kleiner Streit war drin, obwohl ich mein Bestes gab, einen vom Zaun zu brechen. Statt mir triumphierend meine Fehler um die Ohren zu schlagen, mich zu tadeln,

weil ich nicht eher erkannt hatte, daß Jennifer eine verrückte Mörderin gewesen war, versenkte er nur rücksichtsvolle Kommentare in meinen Kopf. Als ich fertig war, gab er mir einen ausführlichen Bericht der neuesten Nachrichten aus dem Cantard.

Trotz meiner Stimmung interessierte es mich.

Glanz Großmond hatte Full Harbour angegriffen. Er hatte zuviel gedroht und posiert. Jetzt mußte er beweisen, daß er nicht nur heiße Luft von sich gab. Er hatte alles versucht, nächtliche Attacken von See und aus der Luft geführt, und dabei die Lebewesen aus dem Cantard eingesetzt. Er hatte versucht, die Stadttore zu erobern, damit seine Truppen in die Stadt gelangen konnten. Und man hatte ihm den Hintern versohlt. Wie ich es vorausgesagt hatte.

»Da geht er hin, der Nimbus der Unbesiegbarkeit«, sagte ich dem Toten Mann.

Er antwortete mit einem dröhnenden, mentalen Gelächter. *Ganz und gar nicht. Sie werden ihn verfolgen, um ihn vollkommen zu vernichten. Und zwar in seinem eigenen Land.*

»Oh.«

Ach so. Wenn er sie dort draußen besiegte, dann gab es nicht mehr genug Verteidiger, um die Stadt vor dem nächsten Angriff zu schützen. Vielleicht. Und unsere Jungs würden ihn jagen. In einem ungeordneten Haufen. Wir hatten nicht genug fähige Kommandeure. Unser letzter kompetenter General hatte sich vor drei Jahren zur Ruhe gesetzt.

Ich bin neugierig, Garrett. Warum sollte dir die Frau im Quartier des Sergeant den Schädel einschlagen? Du hast dich doch geschützt, indem du sie mit deinem jugendlichen Charme geradezu überhäuft hast. Er konnte es einfach nicht lassen, ab und zu eine kleine Stichelei anzubringen.

»Ich glaube nicht, daß sie mich töten wollte. Sie wollte nur das Testament, bevor ich es finden konnte.«

Warum?

Ich hatte das Gefühl, daß er es schon wußte und nur herausfinden wollte, ob ich selbst darauf kam. »Aus einem ganz anderen Grund, als ich zu dieser Zeit annahm. Sie wollte es vernichten. Wenn sie die Abschriften zerstörte, hätte sie niemanden mehr töten müssen. Ohne Testament gab es keine anderen Erben mehr. Laut Gesetz würde der Besitz an sie fallen. Keine Zerstückelung, kein Grund für sie, auszuziehen.«

Und woher wußte sie, wo sie die Abschrift suchen mußte?

»Ich nehme an, daß sie hinter der Mauer gelauert hat, als ich mit Peters gesprochen habe. Sie ist sicher oft in den Geheimgängen umhergeschlichen und hat die Leute belauscht, während alle annahmen, sie sei in ihrem Zimmer. Ich möchte eigentlich lieber nicht darüber sprechen ... Aber ein Rätsel habe ich noch für dich. Warum hat Eleanor so getan, als wäre sie Morpheus? Und wie hat sie es so gut machen können, daß ich keinerlei Verdacht geschöpft habe?«

Sie hat es getan, weil sie mehr über dich wissen wollte. Vermutlich liegt das an deinem fatalen Charme. Du bist ihr einfach aufgefallen. Und das Wie ist ganz einfach. Vor al-

lem für jemanden mit ihren Vorfahren. Sie hat einfach deinen Verstand geöffnet und sich zu einem Spiegel gemacht. Sie mußte nichts über Mr. Ahrm wissen, sondern nur dafür sorgen, daß du an ihn dachtest. Du hast die ganze Arbeit geleistet. Fast wie in einem Traum.

Daraus folgte etwas, was mir nicht gefiel. Sollte Eleanor in meinem Kopf gewesen sein, dann hatte sie auch gewußt, warum ich da war. Sie hätte mir vermutlich jederzeit etwas über Jennifer verraten können. Sie hätte einige Leben retten ... Ich wollte nicht weiter darüber nachdenken. »Das ist ein bißchen viel, um es so einfach schlucken zu können.«

Sieh hin.

Plötzlich war der Fleischberg verschwunden, und an seiner Stelle hockte ein Kerl namens Denny Täte. Er wirkte ganz real und wir plauderten über Dinge, die der Tote Mann unmöglich wissen konnte.

Ein sehr gründlicher Beweis. Da beißt die Maus keinen Faden ab. Denny Tate war nämlich schon seit mehr als einem Jahr tot. Eine gute Wahl des Toten Mannes. Ich konnte es kaum einen Trick nennen. Er war niemand, den man mit einem kleinen Taschenspielertrick hereinschmuggeln konnte. Und Denny war einer der wenigen mir wichtigen Menschen, der vorzeitig ohne Gewalt gestorben war. Der blöde Sack war vom Pferd gefallen und hatte sich das Genick gebrochen. »Genug, alter Knochen. Ich bin bekehrt.«

Denny Tate verschwand. Was an seiner Stelle erschien, war häßlich wie die Nacht, aber ich sagte es ihm nicht. Nicht heute.

Meine Stimmung war nicht besser geworden. Ich hätte ihn fast gebeten, Eleanor zu materialisieren.

Mann, man konnte einen Riesenschwindel aufziehen, indem man tat, als beschwöre man die lieben Verstorbenen aus dem Grab.

Denk an etwas anderes, schlug der Tote Mann vor.

»Mit Vergnügen, alter Lachsack. Aber so einfach ist das nicht.« Mist, ich konnte gar nichts. Nicht mal, mich richtig besaufen. Ich war nur ein winziges bißchen benebelt.

Du brauchst eine Ablenkung.

»Genau.« Also los, beschwöre mir ein Wunder, alter Knochen.

Jemand hämmerte an die Haustür.

Der Tote Mann ist wirklich tot, jedenfalls körperlich. Aber ich hätte schwören können, daß er grinste.

»Öffnen Sie selbst, Mr. Garrett?« rief Dean aus der Küche. »Ich bin hier mitten in der Arbeit und hab beide Hände voll.«

Knurrend stolperte ich den Flur entlang und riß die Tür auf, ohne mich damit aufzuhalten, durch das Guckloch zu linsen.

»Maya?«

»Hi, Garrett.« Strahlend und dreist, als wäre sie nur mal kurz um die Ecke gewesen, um Luft zu schnappen, kam sie herein. Sie schien sich wie zu Hause zu fühlen. Was sie auch war.

Als ich die Tür schloß, erblickte ich Morpheus Ahrm, der gegenüber grinsend an einer Hauswand lehnte, damit sie nicht umfiel.

Dieser gerissene Mistkerl. Er hatte Dojango vorausgeschickt, damit der das hier vorbereitete. Bestimmt hatte er die ganze Zeit gewußt, wo Maya steckte. Vielleicht hatten alle es gewußt.

»Schön, daß Sie wieder da sind, Miss Maya«, rief Dean aus der Küche. »Das Essen ist in einer Minute fertig.« Er machte sich nicht mal die Mühe, so zu tun, als müsse er erst nachsehen, wer gekommen war.

Sie hatten mich reingelegt, alle miteinander.

Maya nahm meine Hand und führte mich den Flur entlang in mein Schlafzimmer. Eine Sekunde lang spielte ich mit dem Gedanken, beleidigt zu sein, weil sich alle gegen mich verschworen hatten. Aber ich wollte nicht zu viel Zeit darauf verwenden.

Maya war da.

Ich war abgelenkt. *Irgendwie.*